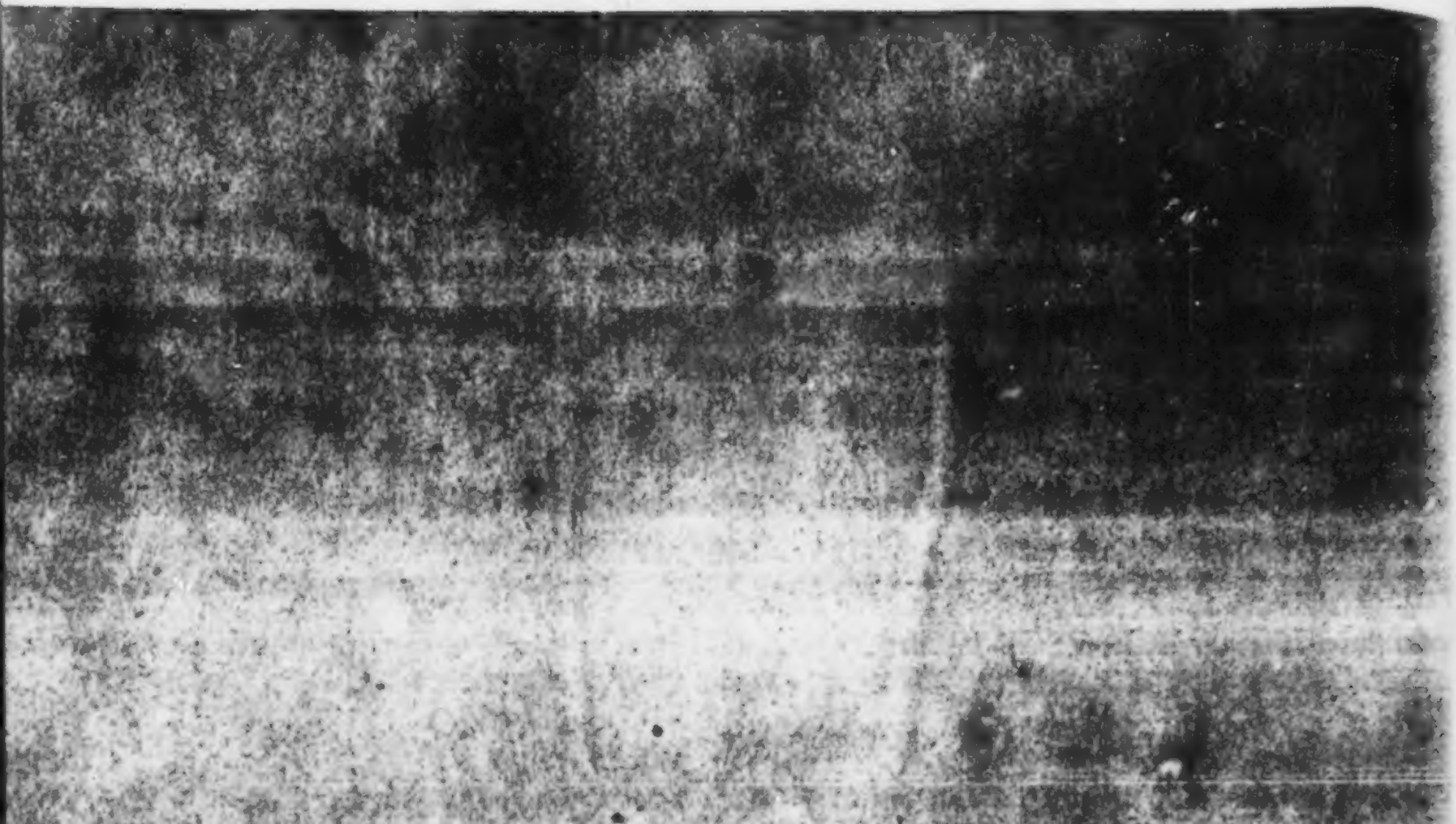


1920.3041

Theodore von Manstein.

Von dem Verfasser

des

Hermann von Löbeneck.

Erstes Bändchen.

Leipzig

bei Karl Tauchnitz

1808.

Preußisches Staatsbibliothek

Den Manen

des

Freiherrn von Sch—ch

zu A—b,

dem

Herrn Baron von M—l

zu C—g,

und dem

Herrn Grafen von R—ch

zu Sch—n

dankbarlich gewidmet.

wirſt es ſonderbar finden, lieber
daß ich Dir hier einige Nahmen mit
Anſchein von Wichtigkeit nenne,
[redacted]
Aber wenn Du in dieſem Augen[redacted]
mir erfährſt, daß ich zwar in einer
lich zufriednen, aber doch einſamen,
der gebildeten und gelehrten Welt ab-
hiedenen, und [redacted]
ünkten Lage lebe — daß dieſe Männer,
drei verſchieden an ſich, und doch gleich
denkendem Geiſt, und edler Geſinnung,
unſchätzbarer Güte mir, was mit
lt, in ſchönen ewigtheuren Stunden
ſetzt, und in ihren Perſonen mit der
elt, aus welcher ich ſeit vielen Jahren
riſſen bin, auf das angenehmſte wieder
rknüpft haben — ſo wirſt Du finden,
aß ein großer Theil eigner Befriedigung,

und auch der Deinigen, wenn Du sie bei mir findest, auf ihre Ankunft kömmt, und mir Beifall geben, wenn ich mich Ihnen in Deiner Gegenwart dafür verbunden erkenne.

Also ehre und liebe sie, wie ich, auch ohne sie zu kennen — das greise, lorbeerbekränzte Haupt des einen ist ohnehin jetzt mit dem Helm des Aidäs bedeckt — ehre und liebe sie; denn sie verdienen es um ihrer selbst willen, wenn es auch nicht um meinetwillen wäre.

I.

ihrem Kanapee unterhielt sich die
n Aarberg mit der Gräfin Sassen.
war mit ihrem Sohne Walther um
ehn Tage früher aufs Land gegan-
als diese mit ihrer Tochter, der schö-
allbewunderten Gabriele, und debat-
jetzt mit doppeltem Eifer über alle
gkeiten, welche der Hof in diesen zwei-
vierzehn Tagen aufgefaßt und wieder
essen hatte. Am merkwürdigsten war
die Kleidung, in welcher die Regen-
eine junge liebenswürdige Frau, am
:tage ihres Gemahls erschienen war,
e ließ sich die vornehmsten Eigen-
derselben einigemal wiederhohlen.
»Sie dürfen mir glauben, meine Be-
»re die Gräfin Sassen, drei Zoll tie-

fer ging der Ausschnitt um Nacken und Brust — «

»Vergeben Sie, chère maman — fiel Gabriele ein, und ihre Wangen wurden röther, und ihre Augen leuchteten mehr — es waren [illegible] — «

»Sechs Zoll, schöne Gabriele — sagte Graf Walther, indem er seine Augen mit einem schnellen vergleichenden Blick von dem züchtigen Halsschmuck seiner Mutter auf Gabrielens offnen Busen wandte — sechs Zoll Rheinisch, wenn ich dem Augenschein trauen darf — «

»Ich [illegible] die Mutter Sassen mit einiger Heftigkeit aus — drei Zoll und keine Linie mehr — «

»Wer hätte, sagte Walther, in der jungen Fürstin diese doppelte Grausa[illegible] gesucht? — «

»Grausamkeit? « fragte Gabriele [illegible] forschenden Blicken —

»Die feinste, hinter[illegible] quäl

der Welt — zwar das Geschlecht wird
nach Kräften durch Medisance pergelten;
r wir Männer sind so tief in Sklaverei
sunken, daß sie in uns nur den Wunsch
egt, die Ruthe zu küssen, welche uns
htigt. — «

Graf Walther neigte bei diesen Worten
n Kopf zu seiner schönen Nachbarin —
ie erschrak, und beugte sich, so weit sie
nnte, zurück in das Fenster, in welchem
mit dem Grafen stand.

»Ihre Points sind ausgesucht — sagte
gelassen, und heftete mit gebücktem Haupt
ne Augen darauf — ich habe sie nie fei-
er gesehn — «

»Feiner, als ihre Pointen, Herr Graf — «
»« die Mutter halb zürnend, halb la-
chend —

»Sie entschuldigen, Frau Gräfin —
d uns jetzt nicht offne Fehde angekün-
t — «

»Bescheiden, Walther, rief die Mut-

ter Aarberg — aber ich setze voraus — wandte sie sich zu ihrer Freundin — daß die Verlegenheit der Damen sehr groß seyn mußte —«

»Unbeschreiblich, meine Gute! — Es war unerlaßlich, man mußte doch etwas thun. Ich rückte um zwei Zoll hinunter, und glaubte das Aeusserste geleistet zu haben; aber bei der nächsten Cour war ich vor Erstaunen versteinert — da war kein Maas, keine Regel, und die Augen der jungen Herrn flogen umher, wie feurige Pfeile —«

»Wenn sich die Wolken einmal brechen, meine Gnädige —« fiel Graf Walther wieder ein — »pflegt meistens der ganze Himmel sich bald zu erheitern —«

Die schöne Gabriele hörte das alles mit schlauem Lächeln an, als gönnte sie dem armen Grafen das Vergnügen der Satyre, wenn ihr das Gewissen von ihrem Siege bliebe — die alten Damen flüsterten sich

über den abgehandelten Gegenstand einige Bemerkungen zu, welche sie allein betrafen; und das junge Paar plauderte indessen, leicht und lose, wie junge Paare pflegen — da trat die blasse Mamsell Amelie herein. —

Mamsell Amelie — im Vorbeigehn gesagt — war die Kammerjungfer der Gräfin Aarberg, etwa vier und zwanzig Jahr alt, bleich, lang, und im Besitz jener Süffisance, die an mindervornehmen Mädchen allemal eine Vertraulichkeit mit Höhern verräth, deren sie sich mehr schämen als rühmen sollen — sie war im Genuß des Vorrechts öffentlich allen Männern Impertinenzen zu sagen, und eben dadurch erlangte sie das Glück, das Stichblatt ihrer Galanterie zu seyn, die zuweilen der Impertinenz sehr ähnlich sieht —

Mamsell Amelie also trat herein, und flüsterte der Gräfin spöttischlächelnd etwas in's Ohr — Die Gräfin fuhr erstaunt in

die Höh — »Sie ist von Sinnen, Amelie — zu meiner Gesellschaft? eine Landläuferin mit dem Bündel? —«

»Wahrhaftig, gnädige Frau Gräfin — sagte Amelie lautet, und foderte mit einem lästigen Blick die Gesellschaft zur Aufmerksamkeit auf, — sie besteht darauf, sie gehörte zu Ihrer Gesellschaft, und Sie wüßten, wie sie heißt —«

»Was giebts? — wer ist da?« riefen die übrigen zugleich —

»Es ist ein Mädchen draußen« — durfte die glückliche Amelie zum drittenmale, vollkommen laut, und mit höhnischer Grazie sagen — »wie eine Komödiantin angezogen — ein Bündel in der Hand — übrigens einer groben Bauerdirne gleich, ausgestopft und roth — das kleine Ding verlangt zu der gnädigen Frau Gräfin, und behauptet zu Ihrer Gesellschaft zu gehören —«

»Sonderbar — unglaublich —« riefen die Damen.

»Vielleicht, ließ die schöne Gabriele schelmischlächelnd ihre süße Stimme vernehmen, eine ländliche Schülerin des Herrn Grafen —«

»Wahrhaftig, Graf Walther — fiel ihre Mutter sehr lebhaft ein — Sie sind so still dazu. — ihr junger Herr reformirt für euer Leben gern, zumal diese armen Schäferinnen, die zu einfältig sind, um zärtlich, und zu furchtsam, um spröde zu seyn —«

»In der That, gnädige Frau,« — sagte Walther, — »Sie wissen mir wider meinen Willen Interesse für diese neue Erscheinung abzugewinnen — dürfte ich bitten, liebe Mutter, daß Sie die Fremde kommen liessen —«

Die Damen unterstützten seine Bitte — Amelie erhielt einen Wink, und ging still triumphirend —

»Fangen Sie nicht an zu zittern?« fragte Gabriele spöttisch den Grafen — er woll-

te etwas [illegible], als die Thür aufging, und Amelie mit der Fremden hereintrat —

9.

Lieber stellt' ich den lieblichen Engel, der eintrat, grade vor den Leser hin, und er möcht' ihn ansehn auf seine Gefahr — aber weil ich das nicht kann, so muß ich schon meine Farben reiben, und sein Konterfei hinzeichnen, so gut ich's vermag. —

Also neben der blassen, sich graziös hinschleppenden Mamsell Amelie, schwebte ein Mädchen ins Zimmer, welchem Kenner aus scheinbaren Gründen funfzehn Jahre zugetheilt haben würden, wiewohl es erst vierzehn alt war — sein Aufzug war zu auffallend, um nicht den ersten Blick zu fesseln; ein breiter Filzhut von rosigem Band umwunden, dessen ellenlange Schleifenden den Rücken hinabflatterten; ein kaffeebrauner Amazonenhabit, gleichfalls mit schmalem Rosabande eingefaßt; ein meergrüner

Rock, und safrangelbe Schuhe mit blinden Silberflimmern waren die Hauptstücke desselben. Ein Paquet in Wachstuch unter dem Arm, welches Amelie's Bosheit der Fremden gelassen hatte, die zu blöde war, um es selbst abzulegen, vermehrte das Bizarre ihres Aufzuges, und die hohen Herrschaften staunten sie wohl zwei Sekunden mit sprachloser Verwunderung an. Aber unter dem breiten Hute ein Engelsköpfchen, nach Guido Reni von der Natur gezeichnet, auf dessen Wangen, Amelie's Lästerung zum Trotz, das Morgenroth der Unschuld mit unnachahmlicher Zartheit gehaucht war; ein Paar klare freundliche Augen, von heimlicher Verlegenheit verschönert; ein niedlicher Mund, auf dessen sanftgeschlossenen Lippen irgend eine süße einnehmende Rede zu schweben schien; eine Fülle kastanienbrauner Locken; unter dem kaffeebraunen Habit der schlanke Leib einer Nymphe, und in den safrangelben Schuhen der zierlis

che Fuß einer Göttin, die auf Wolken wandelt — der Anblick dieser Schönheiten verwandelte das Erstaunen sehr bald in Bewunderung, und Amelie's spöttische Blikke suchten vergebens mit irgend einem Paar Augen ihren Scherz über die Kleine zu treiben, als sie mit einem zierlichen Knicks der Gesellschaft ihre Ehrerbietung bezeugte.

»Was will Sie, mein Kind?« fragte Gräfin Larberg wenigstens viermal sanfter, als Amelie gerechnet hatte —

»Ich bin die Gesellschaftsfräulein der Frau Gräfin von Larberg —« erwiederte die kleine Amazone hocherröthend mit einer Nachtigallenstimme. — Mamsell Amelie wandte sich auf die Seite, und würgte, als hätte sie ihre gewöhnlichen Krämpfe — die fremden Damen lächelten höhnisch, die Dame von Hause etwas verlegen — nur Graf Walther lächelte nicht, sondern weidete seine Augen ernst und doch freundlich, wie jeder Entzükte, an dem reizenden glühenden

Inkarnat, das ein in Sonnenstrahlen getauchter Pinsel auf die Wangen der Kleinen gezaubert zu haben schien —

»Und Ihr Name?« fragte die Aarberg nach einer Pause mit einiger Ungewißheit —

»Ich heiße Theodore, und mein Vater ist der Hauptmann von Wanstein —«

»Und wer hat Ihnen gesagt, daß Sie zu meiner Gesellschaft bestimmt wären —«

»Meine Frau Pathe, die Frau Baronin von Oberg, hat es an meinen Vater geschrieben, und auch einen Brief an die gnädige Frau Gräfin beigelegt, den ich bei mir [redacted]

»Ich bitte darum« — sagte die Gräfin und streckte die Hand aus —

»Sind Sie die Frau Gräfin von Aarberg?« — fragte Theodore mit einem Mißtrauen, welches selbst Graf Walther belächeln mußte —

»Allerdings —«

Die Kleine griff hastig in die Tasche

und suchten anfangs ohne die mindeste gêne, als die, welche ihr das Paquet verursachte, das sie unter dem rechten Arme hielt, und nun unter den linken nehmen mußte — Graf Walther bemerkte es, ging zu ihr, und bat sie, ihm das Paquet zu überliefern. — Sie dankte verlegen — suchte einige Sekunden mit steigender Verlegenheit vergebens — langte endlich den ganzen Inhalt ihrer Tasche hervor — fünf bis sechs Briefe ohne Couvert, ein Nadelbüchschen, ein Souvenir, und einen Taschenspiegel, aber nirgends einen Brief der Frau Pathe — sie hatte inwendig im Amazonenhabit noch zwei Beitaschen, und mußte das Paquet auf die Erde legen, um sich aufknöpfen zu können — aber auch dadurch gewann nur die Gesellschaft den Anblick ihres Mieders von himmelblauem Damis, denn die Taschen waren leer — In der peinlichsten Angst besann sie sich plötzlich, und fuhr mit blitzschneller Hand unter das rosa-

ſeidne Halstuch, erlöſte den Gefangnen aus der Haft, die ſie ihm im jungfräulichen Heiligthum ihres Buſens angewieſen hatte, und übergab ihn der Gräfin; nachdem ſie zuvörderſt ihren Habit wieder zugeknöpft, und ihr Paquet wieder aufgenommen hatte.

»Welcher Vortheile — flüſterte Graf Walther der ſchönen Gabriele zu, als der Brief zum Vorſchein kam — hat ſich Ihr Geſchlecht durch die neue Mode begeben! In der That, ich ſehe, ſie dankt ihr Daſeyn nur der weiblichen Offenheit, welche die männliche Eiferſucht um jeden Preis beruhigen will — «

Gabriele rümpfte die Naſe ſpöttiſchlächelnd — der Graf aber, welcher jetzt bemerkte, daß Theodore ihre Bürde wiedergenommen hatte, winkte Mamſell Amelie herbei, um ſie ihr abzunehmen. — Dieſe machte in der That Miene, ihr das Paquet unter dem Arme vorzuziehn; aber die Klei-

ne hielt ihr Eigenthum höflich fest, und so trugen es beide zugleich in Procession zu dem nächsten Tisch —

»Wollen Sie sich nicht setzen, liebes Fräulein — sagte der Graf, als Theodore wieder ihre alte Stelle einnahm — und seine Höflichkeit brachte ihm ausser einem tiefen Knicks einen dankbaren Blick ein, wie ihn die schönsten blauen Augen von der Welt gewähren konnten —

»Voilà — wandte sich Walther zu Gabrielen — beaucoup de naiveté avec plus de graces —

»Une petite paysanne — erwiederte die junge Dame — assez tolerable —

»Ah Mädame, rief Walther mit Feuer, dites plutôt la plus belle rosé du printems, qui vient d'éclorre —

Die schöne Gabriele drehte sich beleidigt weg, und sah durchs Fenster — Der Graf im Gegentheil wandte sich zu la plus belle rose du printems, ihm aufschaltliche Be-

weise für seine Behauptung zu sammeln; und fing zu seiner Verwunderung einen höchst verlegenen, aber noch weit dankbarern Blick von Theodorens Augen auf, dessen wahren Sinn ihre hoherglühenden Wangen unverkennbar deuteten —

Vous parlez François, Mademoiselle? —« redete sie Walther an —

Pardonnez, war die Antwort — und ihre treulosen Augen hefteten sich auf die Erde über ihre Verrätherei beschämt —

»Voilà, qui est bien bon —« sagte die alte Gräfin, welche eben den Brief aufgelesen und die letzten Worte gehört hatte, in doppelter Verlegenheit, und erklärte sich weiter Französisch — Theodore half sich so ziemlich, und wurde in Gnaden auf die Empfehlung ihrer Frau Pathe angenommen — Amelie wurde angewiesen, sie auf ihr Zimmer zu führen, und mit einem tiefen Knicks, welchen der Graf mit einem sehr artigen Bückling erwiederte, nahm Theodore

ihr Paquet, und ging unter Leitung der Kammerjungfer ihres Weges —

»Die gute Oberg hat mich wieder einmal grausam misverstanden« — sagte die alte Gräfin zu ihrer Nachbarin, als sie fort waren — »wegen meiner immerwährenden Kränklichkeit wünschte ich eine Person von Familie und gesetzten Jahren zur eignen Gesellschaft, und zur Unterhaltung für Fremde — und sie schickt mir eine kleine Ingenue, die ich erst bilden und bewachen soll —«

»Eine sehr unangenehme Verwechslung — « bemerkte die Gräfin Sassen —

»Freilich —« fiel Gabriele lebhaft ein, denn ihr Zorn hatte sich durch die Entdekkung, daß Theodore Französisch spräche, eher vermehrt als vermindert — »das Wächteramt werden Sie wohl selbst übernehmen müssen — übrigens findet der Bildnergeist des Herrn Grafen soviel Gefallen an rohen Stoffen, daß er diesen nicht unbearbeitet lassen wird — «

»Sie theilen mir keinen schlechten Marmor zu — erwiederte der Graf, — und dennoch hat der Himmel durch Ihre reizende Gegenwart für meine idealische Bequemlichkeit so sehr gesorgt, daß nur Grausamkeit Ihrerseits mich bewegen könnte, diese Mühe zu übernehmen —«

»Oh pour ça — so werde ich aus Barmherzigkeit grausam seyn — aus Kunstinteresse, wenn Sie wollen — daß dieser Marmor nicht unbenutzt bleibt — «

»Das heißt, Sie wünschen mich zu bereden, daß ich Ihrem Glanze selbst eine Folie unterlege — aber ich werde mich nicht so thörig an meiner eignen Ruhe versündigen — «

Der Verdruß, welcher, wie ein leichtes Wölkchen, um Gabrielens Augen lagerte, verzog sich allmählig, und in kurzem war Theodore vergessen — und als ihre Mutter Abschied nahm, und Graf Walther um Erlaubniß bat, sie eine Viertelstunde zu

begleiten, gewährte ihm die junge Gräfin seine Bitte mit soviel Anmuth, daß sich fast vermuthen ließ, es sei ihr mit ihrer Drohung kein Ernst gewesen. —

3.

Mamsell Amelie ging immer vor Theodoren her, ohne ein Wort zu sprechen, und diese folgte ihr demüthig nach, bis sie in einem recht niedlichen Zimmer standen, wo Amelie sich umdrehte, und seitwärts blinzelnd zu ihrer Begleiterin sagte — »hier Fräulein, ist Ihr Zimmer —«

»Ach — rief Theodore verwundert aus, denn sie erblickte sich in einem vier Fuß hohen Spiegel, der ihr gerade gegenüber hing — Ach, das ist schön — ich danke Ihnen recht herzlich, liebe Mamsell —«

»Wofür? Ich habe Ihnen das Zimmer nicht gegeben.«

»Aber Sie haben die Güte gehabt mich herzuführen —«

»Es ist auf Befehl der Gräfin geschehn —«

Amelie wollte gehn; denn sie war zu verdrüßlich über die Erhebung einer Person zur Gesellschaftsfräulein, die ihr offenbar an bon ton und Manieren nicht das Wasser reichte, und fluchte innerlich über die Prärogativen der Geburt, wie ein alter kluger Corporal, der sich einen Gelbschnabel von Fähndrich hofmeistern lassen soll —

»O ich bitte sehr, rief Theodore, und nahm sie bei der Hand — verlassen Sie mich noch nicht — ich wünschte sehr Ihre Freundschaft zu gewinnen, weil mir Ihr Rath nützlich, ja unentbehrlich seyn wird —«

Amelie gebehrdete sich wie ein Kind, das von seinem Unwillen zurück kömmt, und sichs doch nicht merken lassen will — »Wenn Ihnen etwas daran gelegen ist, sagte sie, so kann ich wohl bleiben, so lange der Besuch da ist — wenn werden denn Ihre Sachen nachkommen? —«

Ihre Frage war halb neugierig, halb boshaft; denn sie erwartete wenig, nach dem was sie sah — doch hätte sie sich nie träumen lassen, daß, wie Theodore versicherte, das Paquet in Wachstuch ihre ganze fahrende Habe wäre —

»Himmel, das ist alles? — rief sie aus mit starkbezeichneter Verachtung — Sie müssen die Kunst, wenig in einen kleinen Raum zu bringen, sehr gut verstehn — wollen Sie nicht auspacken, Fräulein?« —

»Meine Mutter hat gepackt, sagte Theodore, und sie und die Meinigen haben sich selbst entblößt, um mich zu bereichern —« Eine kindliche Thräne des Danks und wehmüthiger Erinnerung perlte bei diesen Worten in dem lichtvollen Auge — sie hohlte das schon erwähnte Souvenir aus der Tasche, nahm eine Scheere heraus, und schnitt, ohne weiter etwas zu sagen, die Naht des Wachstuches auf. —

Vergieb mir, holder Engel, wenn ich

mich nicht scheue, das Inventarium deiner Mitgift zu offenbaren — es geschieht nicht für eine zweite auf deine Armuth höhnisch lauernde Amelie — nur für zarte Seelen, wie die deinige, denen jede Gabe der Liebe ein Kleinod ist —

Obenan lag eine Halskrause von Spitzen — weniger fast als mittelmäßig, und blos durch die gelbe Farbe mit brabanter Kanten verwandt — daneben ein kattunenes Tuch, und zwei von Musselin, der langgeschonte Sonntagsstaat Theodorens — ferner zwey Rosen und ein Vergißmeinnicht, nebst einem lilaseidnen Bande — ein Paar neue Schuhe von schwarzem Saffian mit Goldflittern — dann ein silbernes weiland vergoldetes Schaustück mit Henkel, welches die Taufe Christi im Jordan vorstellte — alles sauber in Makulatur gewickelt —

Theodore, mit vor Vergnügen glühendem Gesicht, nahm sorgfältig jedes Päckchen auf, wickelte es aus einander, und legte die

Herrlichkeiten der Reihe nach auf den Tisch; und ein fühlender Beobachter hätte leicht in ihrem Gesicht lesen können, wie sie bei jedem Blick auf ihre Schätze den Geber dankbar segnete —

Auf diesen prunkvollen Gang folgten die Nothwendigkeiten — sechs flächsne Hemden von gewöhnlicher Leinwand — Theodore betrachtete sie lange; denn wiewohl sie größtentheils die Fäden dazu selbst gesponnen hatte, so konnte sie sich doch nicht recht darein finden, so ausgesuchte Hemden künftig zu tragen, als bisher in ihrer Familie nur ihr Vater getragen hatte — ein halbes Dutzend Zwirnstrümpfe — vier Schnupftücher — zwei Nachtjäckchen, zwei Nachthauben, und ein Unterrock — und endlich ein täglicher Anzug von gestreifter Leinwand, dessen Schnitt recht bürgerlich-elegant war —

»Ihre Eltern müssen doch sehr arm seyn,« — sagte Amelie, als alles ausgebreitet war, widrig-freundlich, denn sie

hatte auf einen so vollständigen Triumph nicht gerechnet.

»Ach leider nur zu sehr,« — erwiederte Theodore gutmüthig, denn es fiel ihr nicht ein, daß die Armuth ihrer Eltern eine Schande für sie selbst, und mehr als eine Last für jene seyn könnte —

»Da sind Sie zu bedauern — sagte Amelie — denn es ist nichts erbärmlicher, als ein armer Edelmann — «

»Das hat mein Vater oft gesagt« — meinte Theodore, ganz im vorigen Ton — »und bei ihm hieße es recht eigentlich: graben mag ich nicht, auch schäme ich mich zu betteln — das that uns immer so weh, so weh — und wir haben Tag und Nacht gearbeitet, daß es nur ihm nicht mangeln möchte — «

Amelie war nicht so verhärtet, um auch darüber spötteln zu mögen. Darum ließ sie den Gegenstand fallen, und fragte, indem sie auf den leinenen Anzug deutete —

»wollen Sie denn im Ernſte dieſe Lumpen tragen?«

Theodore wurde glühendroth; denn ſie wußte freilich, daß es nur Leinwand war — aber ſie hatte doch Muſter von ihrer Freundin, der Predigerstochter, und, wie ſie überhaupt ein Ausbund der Ordnung war, ſo hatte ſie beſonders dieſen Anzug, des Muſters wegen, ſo geſchont, daß er allenfalls noch für neu durchging — ja, wäre es nach ihr gegangen, ſo hätte ſie ihren Eltern die Koſten erſpart, welche der Amazonenhabit verurſachte, und den Anzug, welchen Amelie ſo verächtlich taxirte, ferner als feſtliche Kleidung getragen —

»Ich hatte darauf gerechnet — ſagte ſie kleinlaut — im Hauſe —«

»Hahaha! — eine Fräulein, eine Geſellſchaftsfräulein! — rief Amelie, mit immer wieder kehrendem Gelächter — jede Küchenmagd hier im Hauſe würde ſich ſchämen ſo zu gehn! Und was haben Sie denn auſſerdem?

Denn den Narrenhabit — indem sie auf das Amazonenkleid zeigte — können Sie hier auch nicht anziehn, wenn nicht alle Leute stehn bleiben, und mit Fingern auf Sie weisen sollen — «

Es war der unbarmherzigen Kammerjungfer gelungen, das Herz der armen Theodore völlig zu zerquetschen — die Benennung, welche ihr Anzug erhielt, benahm ihr Muth und Kraft zu antworten — nicht blos, weil sie ihn wirklich für schön hielt; aus ganz andern, zärtern, und ihres kindlich reinen Gemüths viel würdigern Gründen — erzürnt, beschämt, vernichtet stand sie da, ohne eine Sylbe zu erwiedern; denn nur mit der höchsten Anstrengung bezwang sie sich, nicht laut zu weinen — und doch hätte wahrscheinlich die grausame Amelle den letzten Triumph erlebt, alle vorhandnen Thränen aus ihren Augen zu pumpen, wenn nicht mitten in dem Fluß ihrer Sti-

chesreden die tönende Klingel sie zur Gräfin gerufen hätte. —

4.

Lassen wir die Jo[illegible] mit ihrer Juno unbelauscht — nicht blos aus Achtung für diese, sondern aus eignem Interesse, — denn die Dame kleidet sich um; und dabei gegenwärtig zu seyn, hat keinen ästhetischen Reiz, wodurch die verletzte Sitte vergolten würde —

Lieber verweilen gewiß meine Leserinnen — denn ich rechne mehr auf die schöne Hälfte — bei der armen gekränkten Theodore, die unmittelbar nach Amelie's Entfernung sich in einen Lehnstuhl wirft, ihren Madonnakopf auf die feine Hand sorgenvoll stützt, und in heissen Thränen die Schmerzen ausspricht, welche eine boshafte Hand listig-verwundend in ihre Seele gestoßen hatte — Und weil es zu sehr angreifen möchte, die Bekümmerniß, selbst als Grazie gestaltet, lange anzusehn, so nehmen

wir einen Seitenweg, und sehn uns etwas in Theodorens Stammbaum um.

Der Hauptmann von Manstein war ein schöner Mann, und Fräulein von Dannenfeld eine Zierde ihres Geschlechts. Beide hatten ein leicht entzündbares Herz, aber auch, was nicht jedem leicht entzündbaren Herzen nachgesagt werden kann, eine eigenthümliche Tiefe und Energie des Gefühls; also Fähigkeit zu allen Handlungen solcher Natur, als die wenigsten Menschen begreifen können, so viel Vergnügen es ihnen macht, in Romanen etwas davon zu lesen —

Der Hauptmann kam durch eine Versetzung in Garnison in die Stadt, wo Fräulein Dannenfeld lebte. Ihre Reize hatten ihr einen angesehenen Anbeter verschafft, und sie verwechselte das Gefühl ihrer Armuth mit Zuneigung, und nahm seine Huldigungen an. Der Auftritt des Hauptmanns veränderte alles. Ihn sehn und lieben, sie sehn und lieben, war beiden Eins;

und weder die Verzweiflung des Bräutigams, noch ein Duell, in welchem er sein Recht zu behaupten suchte, aber verwundet wurde, konnten, was der blinde Gott angerichtet hatte, wieder rückgängig machen — Die beiden Liebenden waren arm, und die Gesetze verhinderten ihre Verbindung. Aber die Gesetze können betrogen werden, und ihre Wünsche wurden befriedigt. Die Einkünfte des Hauptmanns von seiner Compagnie reichten hin, sie anständig zu erhalten, und fünf glückliche Jahre, mit der Erscheinung von zwei Kindern, einem Sohne und einem Mädchen gesegnet, flossen mit der zauberischen Eile dahin, zu welcher ungestörte Zufriedenheit immer die oft so träge Zeit beflügelt.

Der französische Krieg am Rheine brach aus, und Hauptmann Manstein mußte seine Familie verlassen, um gegen die Feinde des Vaterlands zu fechten. Er that es mit mehr Tapferkeit als Glück, denn er wurde

im erſten Feldzuge ſo ſchwer verwundet, daß er zum fernern Dienſt untüchtig war. Eine Penſion von zweihundert Thalern war die Belohnung ſeiner Dienſte, und ſollte künftig ihn und ſeine Familie erhalten. Von ſeinem Krankenlager aus ſchrieb er an ſeine Gemahlin, die er ſchwanger verlaſſen hatte, empfahl ihr alles entbehrliche zu veräußern, ein Häuschen mit etwas Land in einem unbekannten Dorfe zu kaufen, und ſich dort ſo einzurichten, wie ſie nach ſeiner Geneſung alle zuſammen von 200 Thlrn. leben möchten.

Frau von Manſtein hatte ſoviel Muth als Liebe. Nachdem ſie den Schmerz über das traurige Schickſal ihres Mannes überwunden hatte, folgte ſie ſeiner Vorſchrift ſo pünktlich, daß nicht leicht ein einſameres Fleckchen gefunden werden kann, als das Dorf, welches ſie wählte, und keine beſcheidnere Wohnung, als die, welche ihre Genügſamkeit erkohr. Sie duldete kein glänzendes Zeug, kein Werkzeug des Luxus un-

ter ihren jetzigen Beſitzungen, und wie ihre Garderobe, und ihr Ameublement — wenn man ſo vornehme Benennungen von der gewöhnlichſten Kleidung, und dem einfachſten Hausrath brauchen darf — ſo mußte auch der Schnitt ihrer Gewänder ſich nach ihrer ſelbſterwählten Erniedrigung richten. Ja ſie trieb ihre Verläugnung bis zu einer Schwärmerei, deren nur ſtarke Seelen fähig ſind, und vernichtete — das unvertilgbare Andenken abgerechnet, jede Spur ihres Standes ſo vollkommen, daß kein Fremder ihn anders, als in ihrem edeln Benehmen zu erkennen fähig war.

So fand ſie ihr Mann, der unmittelbar nach ſeiner Geneſung, ohne ſein Vorhaben gegen jemand zu äußern, den geraden Weg zu ſeiner neuen Wohnung genommen hatte. Kaum wage ich zu beſtimmen, welches von beiden von Schmerz heftiger ergriffen wurde; ob Frau von Manſtein, als ſie ſtatt des linken Arms bei ihrem Gemahl

nur einen künſtlich verlängerten Stumpf erblickte; oder dieſer, als ihm, dem Anſchein nach, eine niedliche Bürgersfrau, in leinwandnem Corſet und Rock, und weißer Cornette entgegen kam, und ihn als ihren Gatten willkommen hieß. Aber die Kinder ſahen ſo freundlich darein, und jubelten ſo rührend über die Wiederkunft des Vaters; ſelbſt der kleine Säugling, der unterdeſſen angekommen war, lächelte den fremden Vater ſo herzlich bekannt an, daß die Eltern ſich bald erleichtert fühlten, und, ſtatt vor Schmerz, vor inniger Freude weinten.

Und nun hätte einer die Luſt ſehn ſollen, wie die edelmüthigen Seelen ſich ſelbſt in Liebe überboten! Wie jedes ſparen, und dem andern die Bequemlichkeiten beſſerer Tage ſchaffen wollte, die es ſich ſelbſt verſagte! Wie ſie Stand und Reichthum und Welt ſo vollkommen, auſſer ihrer Liebe, in dem Beſitz, und der Bildung ihrer drei Kinder, fanden, welche die Güte des Himmels ih-

rer Zurückgezogenheit als soviel Engel zugesandt hatte! Im Dorfe war ein Prediger, ein nicht gelehrter, aber schlichter und guter Mann; sonst auf eine Meile weit niemand von einiger Bildung. So fiel die Gesellschaft von selbst weg, die sie wegen ihres Standes sonst mit Mühe vermieden haben könnten. Nach einigen Monaten war alles in Ordnung — die alte Wärterin der Frau von Manstein verrichtete die gröbere Arbeit — alles andre besorgte sie selbst — ihr Mann half, soviel er mit einer Hand konnte, und war bald, nächst dem Pfarrer, der Vormund sämmtlicher Bauern — die Kinder mußten sich nach Kräften rühren, sobald sie herangewachsen waren — und nach wenig Jahren vollendete Gewohnheit, was Liebe und Pflicht begonnen hatten, und patriarchalische Einfalt herrschte uneingeschränkt unter dem Strohdach, welches die Familie Manstein verbarg.

Die drei Kinder, Friedrich, Theodore,

und Mariane, waren gleich liebenswürdig an Körper und Geist, doch war Theodore blendender schön, als ihre jüngere Schwester. Ihre Erziehung war durchaus ländlich — das einzige, was sie etwa vor wohlerzognen Bürgerstöchtern voraus hatten, war Französisch; beide Eltern sprachen es sehr gut, und die Mutter sehr gern. Nur der Sohn wurde von dem Vater in der Mathematik, und andern militairischen Wissenschaften unterrichtet; denn er sollte Soldat werden. Als er funfzehn Jahr alt war, sandte ihn sein Vater zu dem Major Oberg, einem alten Freunde, und bat ihn für sein Unterkommen zu sorgen. Der Major that es, und die Gegenwart des jungen liebenswürdigen Menschen erinnerte auch Frau von Oberg an die niedliche Theodore, deren Pathe sie war.

Der junge Manstein konnte nicht verhehlen, daß sein Vater in dürftigen Umständen wäre, aber er war zu gewissenhaft-

um Fremde mit der innern Verfassung seiner Familie bekannt zu machen, weil er fühlte, ohne sich selbst den Grund angeben zu können, daß er dadurch nirgends Mitleid, wohl aber Hohn und Verachtung erregen würde. Er selbst wußte durch die genaueste Oekonomie, wobei er halb Hunger litt, sich den Schein zu geben, als hätte er wenigstens das Nothwendigste; und, zu seiner Ehre sei es gesagt, er that es mehr aus kindlicher Sorgfalt, als aus Ehrgeiz. Um so weniger konnte Frau von Oberg Bedenken tragen, bei der Aufforderung der Gräfin Aarberg, daß sie ihr eine Gesellschaftsfräulein verschaffen möchte, an ihre Pathe zu denken. Sie fragte den Bruder, ob seine Schwester französisch spräche, ob sie angenehm, verständig, gesittet wäre; und da dieser das alles mit beifälliger Lebhaftigkeit bejahte, so eröffnete sie ihm ihre Gedanken, die ihn in solches Entzücken versetzten, daß er sie hat, den Handel um je-

den Preis zu beschleunigen, und von Seiten seiner Schwester alles versprach, was nur die eigensinnigsten Bedingungen fodern konnten. Er that geschwind für Geld einige Wachen für seine reicheren Cameraden, um Theodoren ein Souvenir kaufen zu können; packte diese, und die Briefe der Frau von Oberg zusammen, und schrieb an seine Eltern und an seine Schwester mit dem zärtlich freudigsten Enthusiasmus über das glückliche Ereigniß, welches er ihnen meldete.

Allerdings jubelte im ersten Augenblick die ganze Familie über das Glück der guten, geliebten Theodore. Aber nach dem ersten Rausch der Freude überlegte die Mutter zuerst, daß ihre Tochter wenigstens in einigen Stücken mehr bedürfte, als sie hatte; und es fiel ihr gewaltig auf's Herz; denn die wachsende Theurung des Getreides, und eine sechswöchentliche Krankheit Marianens hatten die Casse ihres Mannes so erschöpft, daß eine neue Anstrengung kaum möglich

war, ohne Schulden zu machen, oder im buchstäblichen Sinne Hunger zu leiden.

Doch die Liebe vermag alles. Die Mutter gab obenerwähnte Spitzenkrause hin, die sie, durch die Länge der Zeit verwöhnt, wirklich für ein respektables Stück Putz hielt, um so mehr, da sie ihr bestes war — die Schwester Mariens that Verzicht auf einen neuen Anzug von Leinwand für die Festtage, dessen sie bedurfte, und nahm dafür den alten Theodorens — der Vater gelobte, sich einige Monate die Kanne Bier zu versagen, die er täglich trank, und dafür die nöthigen Geldkosten zu bestreiten — und die alte Wärterin, welche gegen das Beispiel ihrer gnädigen Frau die Kleidungsstücke, in welchen sie vormals glänzte, zwar nicht mehr getragen, aber doch im Kasten bewahrt hatte, bewies jetzt, daß sie klüger gewesen war; denn sie brachte aus ihrer Kleiderschatzkammer eine Andrienne von kaffeebraunem, und einen Rock von meergrünem

Taffent vor, um daraus ein neues Staats-Kleid für ihr Theodorchen, das sie aufs zärtlichste liebte, zu formiren. —

Wenn der Leser, und noch mehr die Leserin sich Theodoren denkt, mit der weichen, kindlichfrommen, dankbaren Seele, und erwägt, daß alle obenerwähnten Aufopferungen ihr freiwillig gebracht wurden; so wird er leicht errathen, was geschah — daß der Vertrag erst nach langem rührenden Streit, und Vergießung vieler, aber nicht schmerzlicher Thränen zu Stande gebracht wurde. —

Es wurde überlegt, wie alles eingerichtet werden sollte. Die Hauptsorge war die Verwandlung der kaffeebraunen, und meergrünen Staatsstücke. Die unbarmherzige Zeit hatte ihren Glanz so wenig geschont, als die Schönheit ihrer Besitzerin, und wie diese mit Runzeln, so ihren ehemaligen Sonntagsstaat hin und wieder mit Moderflecken und durchgeriebnen Stellen verun-

ziert; so daß besonders die kaffeebraune Andrienne nach der Prüfung weiblicher Erfahrung nur zur Hälfte tauglich befunden wurde. Von den Veränderungen der Mode wußte natürlich diese Familie nichts, da kein Mitglied innerhalb zwölf Jahren aus dem Bezirke des Dorfs gekommen war. In dieser Hinsicht war es der Frau von Manstein zu verzeihn, daß sie auf die Idee eines Amazonenhabits fiel, worin sie weiland selbst bewundert worden war, und wozu die Andrienne allenfalls noch tauglichen Stoff enthielt. Die Predigers-Tochter, Erneſtine, Theodorens vertraute Freundin, besorgte Rosaband zur Einfassung; und nun gings mit raschem Eifer an die Arbeit selbst. Mutter und Töchter nähten um die Wette, und in drei Tagen war alles fertig — Am vierten Abend sollte eingepackt werden, und am fünften Tage Theodore selbst mit einer Gelegenheit nach dem Land-

ſitze der Gräfin Aarberg, der zehn Meilen von ihrem Dorfe entfernt war, abgehn.

Zu dem Geſchäft des Einpackens, welches die Mutter über ſich nahm, verſammelte ſich, wie billig, die ganze Familie, die alte Wärterin, und auch Erneſtine, mit einer geheimnißvollen Freundlichkeit, die jedem andern, nur nicht einem ſo unbefangnen Geſchöpf, wie Theodore war, aufgefallen ſeyn würde. Der Korb wurde herbeigehohlt, das Tuch weggethan — zuerſt der wohlbekannte Amazonenhabit — drunter ein runder Hut mit Band, wie beſchrieben worden iſt, wozu der Vater einen alten Officiershut hatte umändern laſſen — dann ein roſaſeidnes Halstuch, welches Freundin Erneſtine geſchenkt hatte — dann die ſafrangelben Schuh, welche von einem herumgehenden Trödeljuden heimlich gekauft worden waren — dann die Blumen mit dem Bande, wozu Mariane einen von der Frau Pathe empfangnen Harzgulden verwandt

hatte — dann sechs neue flächsne Hemden, wozu die Mutter ihre ganze Leinwand verschnitten, und welche die alte Wärterin heimlich genäht hatte — O wie flog die gerührte Theodore von Arm zu Arm, wie dankte sie so süß, wie versprach sie so viel Liebe und Treue, so viel Vergeltung, als sie vermöchte; wie that es ihr so weh und wohl, auf Unkosten ihrer geliebtesten Freunde so reich geworden zu seyn! —

Aber sie sollte nicht allein überrascht werden — während sie entzückt von einem zum andern taumelte, hatte sich der Vater weggeschlichen, und kam bald mit einem Päcktchen in der Hand wieder zurück — er drückte es seiner Tochter in die Hand, und küßte sie mit einer Inbrunst, und mit Thränen, welche sagten, er sei bereit, ihr ein Königreich zu schenken, wenn er es hätte — sie fand ein Paar schwarze Saffianschuh, die er, ohne irgend jemand etwas zu entdecken, verschrieben hatte — ein meerschaumner Pfei-

fenkopf war von dem guten Vater ohne Reue verhandelt worden, um der guten Tochter eine Freude zum Abschied zu machen. —

Theodore sank zu den Füßen ihres Vaters und erbat und erhielt seinen besten Segen. Kein Auge hatte Lust sich zu schließen — die ganze hochbeglückte Familie durchwachte die Nacht, und erhöhte ihre gegenwärtige Freude durch Träume einer goldnen Zukunft. Welche Schätze erwarteten die vom Schicksal begünstigte Theodore! Welche Feste ihre Geliebten, wenn sie prangend im neuen Staat, und doch noch reizender im alten Schmuck der Unschuld und Liebe zum Besuch zurückkehren würde! Da wurde alles mit fröhlich-geschwätziger Erfindsamkeit im voraus genau bestimmt, und beurtheilt, bis der Strahl des Tages das Fenster zu erhellen begann, und das Zeichen zur Abreise gab.

Ach wie kämpften Schmerz und Freude

zugleich so quälend in aller Herzen! Zwar die vielgeprüften Eltern hielten jenen mit starker Hand zu Boden. Aber Erneſtine, Mariane, und — wer wollten die zarte, anhängliche Theodore ſelbſt — wie konnte Freude und Hoffnung eher ihr Herz mit lindernder Hand berühren, als bis das hochaufragende Schloß von Aarberg ihr in die Augen fiel, und vor der Hand wenigſtens alle wehmüthigen Erinnerungen durch zahllos und ohne Ordnung ſich aufdrängende Bilder nahen Glücks verſcheuchte.

5.

Nur zu ſchnell hatte dieſe Blüten der Hoffnung die hämiſche Unart Amelie's mit vergiftendem Hauch verſengt, und zum erſtenmale empfand Theodore klar ihren kindlichen Verluſt. Die Schätze, welche ſie ſo eben mit innigem Wohlgefallen ausgebreitet hatte, verl[illegible] ihren ganzen Werth, nicht ſowohl, w[illegible] Amelie für armſeli-

ge Kleinigkeiten erklärte, als weil sie als das glänzende Kaufgeld bittern Elends erschienen, welches ihre gereizte Einbildungskraft hinter jeder Wand des prächtigen Hauses lauschen sah. Was hätte sie darum gegeben, im einfachen Leinenkleide wieder daheim zu seyn, und mit den Ihrigen das äusserlich harte Loos der Armuth zu theilen, was doch sie selbst und keines je gehindert hatte, durch gegenseitige Liebe und Güte glücklich zu seyn!

Aus diesen Betrachtungen störte sie das Aufgehn der Thüre; — Amelie kam wieder, und sagte der ängstlich zitternden Theodore, daß sie zur Gräfin kommen sollte. Sie ging muthlos; denn woher sollte sie wissen, daß die Lust zur tyranniſiren ſich allemal nur mit wahrer Niedrigkeit und Kleinheit paart? Amelie brachte sie an's Zimmer, und ging dann zu ihrer Freude zurück; denn dem arglosen Kinde fiel es

nicht von fern ein zu vermuthen, daß sie umkehren und an der Thür lauschen würde.

Der mütterlich freundliche Blick der Gräfin, und vielleicht das innige Wohlgefallen in Graf Walthers Gesicht beruhigten etwas ihr schlagendes Herz; doch war sie zu erschüttert, um nicht plötzlich ein starkes Gefühl mit dem andern zu wechseln. Schnell und lautweinend warf sie sich auf ein Knie — wie sie oft zärtlich ihren Eltern gethan hatte — vor der Gräfin nieder, faßte ihre Hand, und benetzte sie küssend mit ihren Thränen. Unwillkührlich rührte sie dadurch die Dame mit ihrem Sohn; dieser schwieg, denn die Theilnahme an der schönen Knieenden schwellte sein Herz angenehm, wie laue Sommerluft im Schatten die athmende Brust; jene, schon lange her nur an Repräsentation gewöhnt, wurde verlegen über sich selbst, und sagte dringend, indem sie sie bei der Hand emporhob: — »Stehn Sie auf, gutes Kind — Stehn

Sie auf — beruhigen Sie sich — Sie sollen eine Mutter an mir finden — «

Aber dieses Zauberwort »Mutter«, dessen wahre Bedeutung für's Herz die vornehme Gräfin, obschon sie es selbst ausgesprochen hatte, nicht kannte, vermehrte nur die Bewegung Theodorens; sie behielt die Hand der Gräfin, und küßte und liebkoste sie stumm, aber mit sprechendem Feuer der Liebe. Unwillkührlich, ja wider ihren Willen wurde ihre Gebieterin mit fortgerissen. Gutes Kind! — sagte sie wieder, und schloß das weinende Mädchen in ihre Arme, und küßte sie einigemal mit unverstellter Herzlichkeit — Gutes Kind! — und sie wußte einige Minuten weiter nichts zu sagen, bis sie endlich so viel Ruhe über sich gewann, Theodoren, aber nicht vornehm-höflich, sondern recht mütterlich-herzlich nach den Ihrigen zu fragen. —

Wovon hätte diese jetzt lieber sprechen mögen, aber auch wovon nachdrücklicher und

besser? Kein Wort ihrer feurig hinströmenden Rede ging den Ohren der Gräfin, kein Blick, keine Gebehrde ihrer zärtlichen Begeisterung den Augen des lauschenden Grafen verloren. Sie standen beide, fest an die schöne, in Unschuld und kindlicher Liebe doppelt schöne Rednerin geheftet, und empfanden auf verschiedene Weise ihren Werth. Noch eh sie geendigt hatte, war es in der Seele der Gräfin zum ruhig bedachten Entschluß geworden, was ihre Worte vorher unwillkührlich angedeutet hatten; sie gefiel sich selbst in dem Gedanken, die Bildnerin einer so reinen und vorzüglichen Seele zu werden; und wenn ihr Sohn nicht mit gleicher Bestimmtheit dachte, was seine Seele beschloß, so würde doch die stille Entzükkung, welche über sein männlich schönes Gesicht verbreitet war, jedem unbefangnen Zuschauer alle Zweifel gehoben haben.

Theodore hatte sich und die übrigen durch ihre Erzählung beruhigt. Es fiel der

Gräfin wieder ein, weßhalb sie sie hatte rufen lassen, nehmlich ihrer Kleidung wegen. Sie war ihr selbst, obschon nur flüchtig, aufgefallen; Amelie's spöttische Bemerkungen hatten das ihrige gethan; und eigentlich wünschte sie Theodoren jetzt in keiner andern Absicht zu sehn, als sie noch einmal zu betrachten, und dann zu beschließen, was mit ihr zu thun wäre.

Sie fragte sie, nachdem sie ihr so schonend als möglich gesagt hatte, daß sie in ihrem gegenwärtigen Staat hier im Hause nicht erscheinen könnte, ob sie keine andre Kleidung hätte, und erhielt, wie der Leser schon weiß, keinen sehr tröstlichen Bescheid.

»Ich sehe kein andres Mittel,« — wandte sich die Gräfin zu ihrem Sohne, der seit mehrern Jahren — er hatte jetzt das fünf und zwanzigste angefangen — ihr männlicher Rath, und eine Art von Eheherr geworden war — »als daß Amelie der guten

Manstein eins ihrer Kleider borgt, bis Rath geschafft ist — «

»Wollen Sie, liebe Mutter, erwiederte Walther, das Fräulein gleich in den ersten Stunden recht demüthigen, und für immer dem höhnischen Uebermuth dieses Mädchens unterwerfen, so weiß ich kein bequemeres Mittel, als das, welches Sie vorgeschlagen haben — «

»Dieu m'en garde, — « rief die Mutter heftig und etwas verdrüßlich — »aber weißt du ein besseres? Meine Taille paßt doch in keiner Hinsicht für Theodoren — «

»Und würde die Taille der langen spindelbeinigen Amelie für diese — Nymphengestalt wohl besser passen? Ich dächte, liebe Mutter, es könnte nicht viel Zeit und Mühe kosten, eins Ihrer Kleider umzuändern — zumal, wenn Fräulein Theodore selbst hilft — «

Er sagte das nur, um zu verschweigen, daß sie besser auf ihrem Zimmer bleiben

würde, bis die neue Kleidung fertig wäre — sein Vorschlag wurde genehmigt, und Amelie ins Zimmer gerufen, um die dazu nöthigen Befehle zu empfangen. Sie hatte gehorcht — die unwillige Röthe auf ihren strohgelben Wangen, und ihre verdrüßlich-tückischen Blicke verriethen es dem forschenden Blick des Grafen, welcher sich innerlich von Herzen freute, sie durch ihren eignen Vorwitz bestraft zu haben. Die Gräfin befahl ihr, eins ihrer Kleider, welches sie ihr bezeichnete, zu bringen, und fragte sie um Rath, wie es für Fräulein Manstein am vortheilhaftesten geändert werden möchte —

Graf Walther ließ sie nicht zum Wort kommen — »Unstreitig so, sagte er, wie Gräfin Gabriele heute das ihrige trug — die Form war sehr elegant — «

»Aber, Herr Graf, versetzte Amelie, ich habe ja das Muster nicht — «

»Die Gräfin borgt es auf einen Tag —

Sie erlauben wohl, liebe Mutter, daß ich Philipp in Ihrem Nahmen darnach schicken mag — «

»Von Herzen gern — «

»So wird es in einer Stunde hier seyn — Sie kann indessen dieses hier immer zertrennen — «

»Aber bedenken Sie doch, Herr Graf, sagte Amelie mit unverhohlener Kränkung, es war ja eine abscheuliche Tracht — ich würde mich schämen, so bloß zu gehn — «

»Das würde sie mit Recht — ich würde für sie kein solches Kleid vorgeschlagen haben — «

Amelie wurde dunkelroth im ganzen Gesicht — die Gräfin schüttelte blos den Kopf, und warf dem Grafen einen leicht mißbilligenden Blick zu — Theodore hing mit frohen Blicken an dem schönen Zeuge, der ihren Körper bald bekleiden sollte; und verstand von den Reden des Grafen nur soviel, um zu errathen, daß er lebhaft

ihre Parthie nahm, wofür sie sich ihm innig verbunden fühlte. Sie dankte der Gräfin mit süssen Worten, ihrem Sohne mit einem süssen Blick, und hüpfte mit kindlicher Freude neben Amelie her, die mit innerm fressenden Grimm das Kleid forttrug, um es zu zerschneiden, und doch, wie die Sachen jetzt standen, ihre Boßheit an der harmlosen Theodore nicht auszulassen wagte.

6.

In einer Stunde brachte Philipp Gabrielens Kleid, und wurde von Amelie mit eben so neidischgrämlichen, als von Theodoren mit frohleuchtenden Blicken empfangen. Gern hätte jene beim Zuschneiden irgend einen wichtigen Fehler begangen; aber mit Erstaunen fand sie, daß Theodore nur weniger Erfahrung, aber bei weitem mehr Geschicklichkeit besaß, als sie selbst, und von ihr nicht hintergangen werden konnte. Die Aemsigkeit [illegible] reichte nicht hin, um

das Werk noch denselben Tag zu vollenden; es blieb noch manches, und Theodore war am folgenden Morgen mit Tages-Anbruch auf, um zum Ziele zu kommen, eh' sie genöthigt wäre, vor der Gräfin zu erscheinen.

Es glückte ihr; um sieben Uhr that sie den letzten Stich mit der Nadel. Mit lautem Ruf der Freude sprang sie auf, betrachtete sinnend ihren neuen Schmuck, tanzte singend einige Touren durch das Zimmer, untersuchte noch einmal, ob nichts mehr fehlte; und da sie alles untadelhaft fand, eilte sie in frohen Sprüngen, um alles zusammen zu suchen, womit sie sich schmücken wollte. Die feinsten Strümpfe, welche sie besaß, und die schwarzen Saffianschuh zierten ihre Füße. Um das braune Haar schlang sie das lillaseidne Band mit Vergißmeinnicht, das Geschenk ihrer lieben Mariane. Zuletzt ergriff sie zitternd vor Freude das zierliche Kleid von himmelblauer Seide, warf es über sich, und befestigte es hastig,

wo es nöthig war. Hoch erröthete sie bei dem ersten Blick in den Spiegel, halb vor Entzücken, sich so schön zu sehn, halb vor Verlegenheit, weil sie sich selbst fremd schien, und blieb lange staunend davor stehn, um sich auch gewiß zu überzeugen, sie sei es selbst. Endlich an ihren eignen Glanz gewöhnt, trat sie ans Fenster — was sollte sie beginnen? Es war ihr so hochfestlich zu Sinn, daß sie eine Art von Schauer vor dem Gedanken an eine Arbeit empfand. — Die Gräfin war jetzt noch nicht zu sprechen — Bücher waren nicht im Zimmer, und sie hatte wenig gelesen — draussen aber ruhte ein freundlicher Tag so lockend mild auf schimmernden Blumen und dunkelgrünen Baumgruppen; und eh' sie noch ernstlich an's Spazierengehn dachte, war sie schon auf der Treppe, um in den Garten zu gehn.

Hier lustwandelte sie langsam durch Blumenparterre, und Laubengänge — die

Sonne, obschon im Sommer, brannte nicht, weil ein kühler Wind ihre Strahlen milderte — der vielstimmige Gesang der Vögel störte nicht, denn sie war daran gewöhnt — erwärmt, und sanft beklemmt schwebte sie hin, in liebliche Träume versunken, und schaute nicht eher auf, als bis sie am Ende eines Laubengangs nur einige Schritt vor einem schönen Pavillon stand, dessen offne Thüre sie einlud, in seine kühlenden Schatten zu treten. Sie that es, ohne lange zu überlegen, und sah sich neugierig um — ein Geräusch zur Seite machte sie aufmerksam — sie blickte hin, und dicht neben ihr stand Graf Walther, der in einer Ecke dicht bei der Thür gefrühstückt und gelesen hatte. —

O mein Gott! rief Walther, und faßte ihre beiden Hände, und heftete seine Augen mit sehnsüchtigen Blicken fest auf die reizende Erscheinung — ich hätte sie weder erwartet, noch gekannt! —

Ein tiefer Seufzer, und ein verlegen-

freundlicher Blick war die ganze Antwort der erschrocknen Theodore.

»Wie Sie schön sind! — « fuhr der Graf fort, und konnte seine brennenden Augen nicht von ihren Reizen wenden — und zu seiner Entschuldigung sei es gesagt, daß die Form, welche Theodorens Kleid nach seinem Vorschlag empfangen hatte, Schönheiten enthüllte, welche sie vorzüglich besaß, ohne es zu wissen. —

Sie war viel zu unschuldig, zu neu, um die Blicke des Grafen zu verstehn — ihr Herz war eine noch unaufgebrochne Knospe, die der Tag mit buhlerischen Lüften noch nicht berührt, entfaltet, und — entblättert hatte. — Taumelnd vor Vergnügen hatte sie beim Ankleiden die ungewohnte Enthüllung wenig bemerkt, wenigstens nicht stark genug, um sich darüber zu freun und — zu ärgern — wie hätte sie es jetzt gekennt, wo sie keinen Spiegel vor sich sah, als des Grafen flammende Augen, und

aufrichtig zu gestehn, an niemand dachte, als an ihn, weil er ihr so herzlich wohl gefiel, ohne daß sie Arges empfunden hätte. —

»Gefall' ich Ihnen? —« war ihre Antwort, die sie so ganz im Tone der fröhlichsten Unbefangenheit aussprach, daß es weder Sünde noch Beleidigung seyn konnte, ihr mit einem Kusse zu antworten — mit Einem leichten, scherzhaften versteht sich — aber leider war Graf Walther heute zu keinem leichten Scherz aufgelegt. — Statt etwas zu erwiedern, schloß er sie fest in seine Arme, und küßte sie ziemlich oft, und ziemlich — männlich —

»Sie thun mir weh, sagte Theodore, mit Thränen verkündender Stimme, und sie meinte es mehr körperlich als geistig, weil ihr zu Muth war, sie wußte selbst nicht wie — Der Graf fühlte wohl selbst, und noch im ausgedehnteren Sinne, als sie es meinte, daß sie Recht hätte, und war eben

ihr Begriff sie loszulassen, als Mamsell Amelie in den Pavillon trat. —

»Was will Sie? —« fuhr sie der Graf sehr heftig an, um seinen Schreck zu verbergen, und der Leser wird gestehn, daß er für einen klugen Mann sich sehr einfältig benahm — was, beiläufig gesagt, in ähnlichen Situationen bei den meisten klugen Männern so seyn soll. —

Eigentlich war die blasse Iris an dieser Entrevue ganz unschuldig — sie hatte blos, wie Theodore, den schönen Morgen genießen wollen und war darum nicht eher gekommen, weil sie nicht eher aufgestanden war. — An schönen Männern machte ihr übrigens alles Vergnügen, selbst eine Grobheit, die sie ihr sagten; und sie war darum in den Pavillon getreten, um von dem Grafen, der hier bei gutem Wetter alle Morgen zu seyn pflegte, en passant eine Galanterie oder Grobheit mitzunehmen. —

»Ich wollte nur sehn — erwiederte sie

mit schadenfrohem Lächeln, als sie so angefahren wurde — wie Fräulein von Manstein die neue Mode stünde, — und ging ihres Weges —

Eine Minute lang stand der Graf finster, zürnend, Theodore mit vor Angst klopfendem Herzen, beide stumm — bis er, als der Geübtere, sich sammelte, und sie mit gezwungener Freundlichkeit fragte: ob sie erlaubte, daß er ihr den Garten zeigte? —

»O wie so gern — sagte Theodore, welche die finstre Miene des Mannes auf Mißfallen an ihr selbst deutete — aber ich fürchte, daß ich Ihnen lästig bin — « Und indem sie das mit ungewisser Stimme sagte, perlten helle Thränen aus den dunkelblauen Augen. —

»Mir?« — rief der Graf entzückt, ausser sich selbst, und hob die Arme, sie aufs neue, und inniger und heftiger noch zu umarmen. — Ein guter Genius mahnte ihn, es nicht zu thun, und er nahm nur ihre beiden

Hände, und küßte sie so sanft auf die Wange, daß Schmerz und Furcht im Augenblick aus Theodorens Busen wichen — »Kommen Sie, liebes Kind, sagte er zärtlich, ich könnte keine angenehmere Gesellschaft finden — «

Sie ginge[illegible] und — ich kann es nicht verhehlen — The[illegible]oore, von Arbeit, von Freude, von Schreck, und — heimlicher Liebe erweicht, würde ihre Hand mit sanftem Festhalten in der seinigen gelassen haben, hätte der Graf ihr nicht selbst mit einem ehrerbietigen Kusse die Freiheit gegeben — es kostete kaum einige hundert Schritt, so hatte auch ihr Herz die seinige wieder, und sie plauderte so lustig, so in den Tag hinein, und doch so allerliebst, daß es dem Grafen herzlich sauer wurde, seine erkünstelte Ruhe gegen ihre natürliche zu behaupten. Was gab es hier nicht für Schönheiten, von welchen sie nie eine Vorstellung gehabt hatte? Nach einer halben Stunde war ihr der

Graf so gleichgültig, wie ein Bruder, den man liebt, ohne sich eben in jedem Augenblick darauf zu besinnen; und sie würde unbedenklich bis an den hellen Mittag mit ihm umhergestrichen seyn, hätte er nicht nach der Uhr gesehn, und gefunden, woran ohnedem die stärker brennende Sonne erinnerte, es sei Zeit, ins Schloß zu gehn, und seine Mutter zu besuchen.

Theodore hörte das mit kindlicher Freude — sie hatte die Gräfin lieb, weil sie so mütterlich gut gewesen war, und sehnte sich herzlich in ihrem neuen Anzug vor ihr zu erscheinen — und Walther, dem heute der Gedanke vor seiner Mutter zu stehn gar nicht so viel Vergnügen machte, konnte nicht umhin, sie um diese Gemüthsruhe zu beneiden. Er mußte erwarten, daß Amelie der Gräfin als die neuste Neuigkeit des Tages die Geschichte des Pavillons, soviel sie davon wußte, oder wissen wollte, mitgetheilt haben würde. Doch hatte er zuviel Ansehn

über seine Mutter, und war noch unverdorben genug, sich im eigentlichen Sinne nicht zu fürchten; und im Vertrauen auf Theodorens wahre Unbefangenheit, war er kühn genug, vor seiner erfahrnen Mutter unbefangen scheinen zu wollen, und ging mit seiner Gefährtin zugleich auf ihr Zimmer.

7.

Der erste Blick der Gräfin bewies ihm klar, daß seine Erwartungen von Amelie's Verschwiegenheit nicht zu gering gewesen waren. Sie erwiederte seinen Morgengruß mit einem ernsten und scharfen Blick, den er nicht auszuhalten wagte, und fragte Theodoren etwas finster — »Sie sind heute früh aufgestanden, mein Kind? —«

»Schon um drei Uhr — sagte diese rasch, und arglos — ich habe genäht, ohne aufzusehn, um fertig zu werden.«

»Sie haben allein gearbeitet?« — fragte die Gräfin verwundert —

»Heute, ja — ich wollte Mamsell Amelie nicht um den Morgenschlaf bringen — «

»Sie heißt Amelie, — sagte die Gräfin streng — es steht Ihnen gut,« fuhr sie sanfter fort, »doch—« etwas bitter— »zweierlei fehlt — hier — »indem sie ihr ein seidnes Enveloppentuch und einen modischen Hut gab — »hier haben Sie, was Sie bedürfen, um sich in der Morgenluft weder zu erkälten, noch zu verbrennen — «

Die gute Theodore verstand nichts, platterdings nichts — sie klatschte in die Hände, that einen Sprung, und ergriff mit frohem Ungestüm das dargebotene Geschenk — »O, Sie erlauben wohl, gnädige Frau Gräfin« — rief sie entzückt — »es ist zu schön, zu schön — «.

Die Gräfin lächelte angenehm über das Kind, und Theodore sprang vor den Spiegel, hüllte sich so zierlich, als sie es verstand, in das Tuch, setzte den Hut auf, besah sich eilfertig rechts und links, hüpfte

zurück, nahm beide Hände der Gräfin, küßte sie wechselseitig, und sagte im lebhaftesten Accent der Freude — Ah, que Vous êtes bonne de m'avoir paré si magnifiquement! — «

Die Freundlichkeit der Gräfin verwandelte sich in ein neues noch mehr bezeichnetes Lächeln — und Graf Walther verzog den Mund etwas, doch schwebte, zu seiner Ehre sei es gesagt, um seine Augen eine leichte Wolke der Röthung —

„Je m'en trouve généreusement payé — sagte die Gräfin ernster, und doppelsinnig — gehn Sie auf Ihre Stube, liebes Kind, und nehmen Sie dieses Buch mit — Sie sollen mir Abends daraus vorlesen. — «

Theodore ging, freundlich-gehorsam, auf ihr Zimmer, besah sich im hochrothen Enveloppentuch und im weissen Sommerhut' noch ein flüchtiges Viertelstündchen im Spiegel, schloß dann alles in zierlicher Ord-

nung ein, und setzte sich andächtig nieder, um in dem Buche zu lesen — es waren die Briefe der Frau von Sevigné. — Nach einer halben Stunde sanken die seidnen Wimper als ein Vorhang vor die Augen, sie legte das von Schlaflosigkeit und Anstrengung glühende Köpfchen auf die rechte Hand, und schlummerte mit einem tiefen Seufzer ein.

Die Gräfin nahm indessen ihren Herrn Sohn scharf in die Schule. Sie flankirte nach höflich vornehmer Art erst mit einigen Halbscherzen, welche kaum die Haut seines Gewissens trafen, und die er lustig-sicher mit einer gleichen Anzahl dito erwiederte. Wenn ich ein episches Gedicht schriebe, so könnte es mir an Gleichnissen aus der lebenden Welt nicht fehlen, um diese Vorläufer des offenbaren Kampfs, den sie aber oft gänzlich vertreten, diese unblutigen Ehrenduelle feiner Personen, die zu zärtlich und zu furchtsam sind, sich zu beißen, zu

versinnlichen. So ist mir nur die trokne Bemerkung vergönnt, daß sie in demselben Tone den Vormittag auf die plaisanteste Weise — nehmlich en plaisantant — hätten zubringen können, ohne daß die gute alte Gräfin einen Zoll Terrain für ihre mütterlichen Vorstellungen gewonnen hätte, wäre nicht ihr Sohn Mannes genug gewesen, das Spiel des Witzes durch eine offne Erklärung in eine freundschaftlich-warme Disputation zu verwandeln.

Schon daraus werden Kenner begreifen, daß er kein eigentlicher libertin seyn konnte; und in der That, er war es nicht. Egaremens du coeur aus den Jahren zwischen sechzehn und zwanzig, wo das männliche Herz gleichsam den Schwerpunkt des männlichen Körpers macht, und ihn bei jedem Fehltritt ohnfehlbar nachzieht, wollen wir ihm so hoch nicht anrechnen — bei ihm war das Herz bis daher immer der Vor- und Nachtrab, der Morgen- und Abendstern

seiner Liebe, oder vielmehr seiner verliebten Abentheuer gewesen, und endlich im Gefühl zweckloser Ermüdung ruhig untergegangen. Er war sehr gut erzogen, und besaß durch eignes Talent und die Bemühungen seiner Lehrer mehr wissenschaftliche Kenntnisse, und Gefühl ihres Werths, als er bedurfte, um damit im gesellschaftlichen Kreise seines Standes zu glänzen. Seit dem Tode seines Vaters, welcher früh erfolgte, hatte sich seine Mutter mit ihm immer abwechselnd in der Residenz, und auf dem Lande aufgehalten; er hatte durch diese weise Abwechslung Zeit zum Nachdenken über die Eigenthümlichkeiten beider Verhältnisse erhalten, und sich eine ziemlich philosophische Kenntniß der großen Welt erworben, ohne sie, wie tausend andre, durch den Verlust seiner Gesundheit und seines Vertrauens auf sich und Menschen überhaupt zu erkaufen. In Gesellschaften, besonders in weiblichen, konnte er so charakterlos witzig seyn,

wie wir ihn gesehn haben; er nahm da absichtlich den Schein des Bösen, oder doch des gefallenen Engels an, weil er wußte, daß den Gabrielen nur der Gefallne gefällt — aber eigentlich war er doch zu edelgesinnt, um nicht das Verächtliche, wenigstens Kindische einer solchen Mummerei zu fühlen, und eben das war der Grund, daß er sich um Gabrielens Hand noch nicht ernstlich bemüht hatte, wie beide Mütter und die schöne Gabriele selbst wünschten. An Grundsätzen hatte er grade nicht Ueberfluß; aber der geistige Bau des Menschen unterscheidet sich von jedem andern physischen dadurch, daß die Grundlage bei ihm der Schluß des Ganzen ist — oder, wenn wir noch aufrichtiger seyn wollen, sein ganzes noch so langes Leben ist nur ein mehr oder minder mühsames, meistens unbewußtes Zusammentragen von Bausteinen, die sich allmählig zur Grundlage fügen, worauf ein Gebäude aufgeführt werden soll.

dessen Modell er kennt, aber, wenn er sich als Selbstbaumeister denkt, oft zagend betrachtet — und an Anlagen fehlte es Graf Walthern durchaus nicht, früher oder später feste und gültige Grundsätze zu erlangen.

Sonst wäre es ihm Spaß gewesen, die höfliche Bitterkeit seiner Mutter Stunden- ja Tagelang mit bittrer Ergebenheit zu erwiedern — nicht aus Mangel an Liebe, denn beide liebten sich zärtlich, blos, weil es so Ton unter beiden war. — Heute konnt' er es nicht länger ausstehn — sein scheintodtes Herz war durch neue Lebensgefühle durch und durch gereizt und erschüttert, und er fragte seine Mutter nach halbstündigem Scharmuziren ernst und fest: »ob sie ihn für fähig hielte, eine so rührende Unschuld, wie Theodorens, zu verderben?«

»Ich hoffe —« sagte die Mutter, durch diesen offnen Angriff etwas aus der Fassung gebracht — »daß ich zu dieser Vermuthung noch nicht berechtigt bin —«

„Sagen Sie mir, liebe Mutter — fuhr Walther im vorigen Tone fort — was hat Ihnen Amelie eigentlich erzählt? —“

Das war nicht ganz im Plane der Mutter, weil sie Amelie nicht blos stellen wollte — indessen war sie zu stolz, um nicht den Verrath an einer Bedientin einer Lüge vorzuziehn, die sie selbst in den Augen ihres Sohnes blos stellen mußte — und sie half sich oder glaubte sich zu helfen, indem sie ernst und halbverweisend ihm alles sagte, was sie von ihrem Mädchen erfahren hatte.

Es fanden sich einige weibliche Verzierungen, welche Walther mit bittern Bemerkungen über Amelie's boßhafte Lügensucht abschnitt — Die Hauptsache blieb und wurde von ihm nicht geläugnet — indessen stellte er seiner Mutter vor, daß Theodore ja nur ein Kind wäre — zwar ein höchst liebenswürdiges, aber doch nur ein Kind — und bei dieser unerschütterlichen Unbefangenheit ihrerseits, und seiner eignen Cha-

rakterausbildung könnte Ein Kuß — denn mehr gestand er nicht zu, und erklärte die, von Amelie angegebne, Mehrzahl von vielen hundert, für eine boßhafte Längeneintheilung Amelie's, welche den Zähler des Bruchs genannt, und den Nenner absichtlich vergessen hätte — ohnmöglich große Gefahr bringen — er wäre durch ihre unvermuthete Erscheinung, und die Veränderung ihrer Kleidung überrascht worden, die ihre schöne Gestalt unläugbar verschönerte — doch versprach er, künftig besser auf seiner Hut zu seyn, und bat seine Mutter nur, weniger auf Amelie's Zutrögereien zu achten, die ganz offenbar in jeder Beziehung über die kleine Theodore neidisch wäre. —

Die Mutter gab nach, und benutzte nur ihr mütterliches Majestätsrecht, noch eine ernstliche Vorlesung anzuhängen, welche der Sohn mit höflicher Aufmerksamkeit anhörte — und geschloßnem Frieden trieb sie die Gefälligkeit so weit, ihn, welcher

ausreiten wollte, einzuladen, sie noch auf einige Minuten auf Theodorens Zimmer zu begleiten, um zu sehn und zu hören, was die Kleine — denn so nannten sie beide aus verschiednen, und doch ähnlichen Gründen — wohl über die ihr aufgegebne Lectüre sagen würde.

Sie fanden sie schlafend — und ich wünschte abermals sie mahlen zu können, wie sie mit ruhig sanft sich hebender Brust, von allen Genien der Unschuld und allen Reizen der Schönheit umschwebt, auf ihrer Hand ruhte. —

Ah, ma mère — rief der Graf so leise, als das stürmisch-klopfende Herz erlaubte — j'y serois capable? et pourtant il faudroit être un ange, pour ne pas vouloir la baiser — et même un ange le desireroit encore plus vivement — je n'y vois de moyen, que de fuir — .

Und rasch wandte er sich um, verließ das Zimmer, eilte auf den Hof, wo sein

Pferd bereit stand, und sprengte in starkem Galopp hinaus ins Feld — —.

8.

Die alte weise Mutter sah ihm mit unmuthigem Kopfschütteln nach — doch hatte sie selbst zu viel Freude am Leben und Lieben gefunden, um es ihrem Sohne zu verargen. — Wie sie so allein hier stand, der schlummernden Unschuld gegenüber, und die Worte ihres Sohnes und seine sichtbare Bewegung bedachte, stieg ihr eine längst verloschne Feuerwelt der Jugend aus der Nacht des vergangnen Lebens wieder auf, und eine ungesehene Thräne, womit sie ihr Andenken feierte, brachte dem Gefühl des Sohnes, und der schuldlosen Urheberin mütterliche Verzeihung!

Darum erwählte sie nicht den kürzesten Weg, der immer gewesen wäre, Theodoren wieder fortzuschicken; sie hatte soviel Vertrauen zu ihrem Sohne, um von ihm ein

gemäßigtes Betragen zu erwarten, und so viel wahres, nur bei ihr oft scheinbarer Hohheit aufgeopfertes, Gefühl für Liebenswürdigkeit der Seele, um sich für Theodoren wirklich mit Zärtlichkeit zu interessiren. Nur genauere Aufsicht beschloß sie zu halten, und rechnete darauf, daß die kindliche Gemüthsfreiheit Theodorens ihr die Ausführung erleichtern würde.

Mit so freundlichem Zutrauen ging sie zu der immer noch fest Schlummernden hin, faßte sie sanft beim Kinn, und sagte mit dem gütigsten Tone: Liebes Kind, leben Sie noch? —

Theodore war die ganze Zeit ihres Schlummers abwechselnd mit der Gräfin und ihrem Sohne in Gesellschaft gewesen — jene hatte sie mit tausend allerliebsten Dingen beschenkt, die ihr unsägliche Freude machten — dieser hatte sie immer freundlich angesehn, was sie schier noch mehr ergötzte — und als sie nun halbträumend er-

wachte, und den sanften [illegible] Liebe noch in den letzten Sylben vernahm, und das Gesicht ihrer Gebieterin durch mütterliche Freundlichkeit so verklärt und veredelt sah, da war es wohl ganz natürlich, daß sie mit Entzücken aufsprang, die Hand der Gräfin ergriff, und mit einschmeichelnder Innigkeit rief: »o meine gute zweite Mutter, wie hab' ich Sie so lieb! — «

Die Gräfin ließ sich einige Minuten die Liebkosungen der Kleinen gefallen, nicht aus Herablassung, wie sie sonst manchmal pflegte, aus Wohlgefallen an ihr; und ging so allmählig wieder zum mütterlich-herrischen Ernst über, daß es Theodoren, die ohnehin nichts anders erwartete, nicht auffallen oder schrecken konnte. Sie fragte sie über die Briefe der Sevigné, wo Theodore sehr schlecht, und ließ sie ein Stück zur Probe lesen, wo sie ganz über Erwartung gut bestand — sie vermochte das nicht zu begreifen, weil sie nicht wußte, daß ei-

ne ſchöne Stimme, kunſtlos gebraucht, zauberiſche Gewalt verleiht. So fing ſie an, ihre Pflegetochter von allen Seiten zu ſondiren und zu dreſſiren, wo wir ihr weiter nicht nachfolgen wollen.

Graf Walther ritt indeſſen draußen in einer Drittelsraſerei umher. — es war ihm ſelbſt aufgefallen, daß ſeine Rodomontaden gegen ſeine Mutter von der geringen Gefahr, welche die Kleine von ihm, und er von der Kleinen zu befürchten hätte, ſo ernſtlich er ſie damals meinte, durch den bloßen Anblick der ſchlummernden Theodore in Schaum und Wind zergangen wären. — Er zwang ſich, es lächerlich zu finden, daß ein Kind von vierzehn Jahren ſein Herz bewegte, und konnt' es nicht erzwingen — ſie ſtand ihm immer vor Augen, ſo freundlich, ſo lockend, und doch ſo kunſt- und arglos, und er ſah in das leuchtende Engelsgeſicht, bis es ihm ganz blau und grün vor den Augen ward. — Der arme Engländer

wurde bei diesen optischen Täuschungen allmählig so mit Schaum überzogen, daß seine schwarze Grundfarbe sich in weiß verwandelte. — Der Graf erschrack, als er in einer lichten Sekunde sein Lieblingsthier so zugerichtet sah, und, man mag es sonderbar und widersinnig finden, wahr ist es, daß die Noth seines Pferdes ihn zur Besinnung brachte, und der ruhige Schritt, welchen er es nun gehen ließ, viel beitrug, ihm zu seiner eignen Ruhe wieder zu verhelfen.

Es freut mich recht in seine Seele, von ihm sagen zu können, daß das Resultat eines braven Mannes werth war. — Der Unwille seiner Mutter that einiges für die Entscheidung, aber aufrichtig zu seyn, nicht viel, weil die Kinder in diesem Punkt an ein ernstliches Zürnen der Eltern nicht eher glauben, als bis sie es empfinden — aber unendlich viel that die Ueberlegung, daß er den Frieden aus Theodorens Seele unwiederbringlich verjagen würde — und er hatte Herz genug,

um vor diesem Gottesfrieden der Unschuld, welcher wie ein Seraph in ihrer Seele thronte, alle Ehrerbietung zu fühlen, die er verdiente. Und so war es beschlossen, er wolte aus ihrer scheinbaren Einfalt keinen Vortheil ziehn, und so lange als möglich nur das Kind, nicht das liebenswürdige Mädchen, in Theodoren sehn.

So kam er sehr heiter zurück; seine Mutter und Theodore waren es auch, und es wurde ihm zu seiner eignen Verwunderung leicht, seinen Vorsatz zu halten. Der ganze Zauberknoten lag in der klugen Wachsamkeit seiner Mutter, und in Theodorens Unbefangenheit, die, statt ihn mit einem Blick zum Sklaven zu machen, wie sie vermochte, sich's gar nicht anders einfallen ließ, als fröhlich-kindisch mit ihm zu scherzen, was immer das sicherste Gegengift der Leidenschaft bleibt. Es ging alles sehr gut; nach acht Tagen schon, hatte die schöne Gabriele für Walther wieder das alte

Interesse, und sie ließ, auch ohne in Theodoren eine gefährliche Nebenbuhlerin zu ahnden, instinktmäßig keine Kunst unversucht, den einzigen Anbeter von Werth, den sie hier hatte, und wahrscheinlich ihren künftigen Gemahl, immer fester zu binden. Die kleine Untreue, deren sein Herz sich schuldig gemacht hatte, brachte ihr sogar Vortheil; denn das Gefühl, welches Theodore in ihm so mächtig erregt, und das er für Gabrielen nie empfunden hatte, spukte auch nach verlornem Gegenstand in ihm weiter, und seine Erklärungen und Blicke gegen die junge Gräfin waren jetzt inniger und bedeutender, als sie jemals vorher gewesen waren. Sie selbst empfand das sehr bald, und fand ihre Rechnung dabei, nicht spröde zu seyn. Allmählig erstarb der Witz, womit sie sich gegenseitig geneckt hatten, und es gab Stunden, wo Graf Walther sich zu überzeugen anfing, daß er sich vorher geirrt hätte, als er Gabrielen für eine herzlose

Hazardspielerin mit Gefühlen, deren Werth sie nicht kannte, gehalten hatte. Die Mütter wurden sehr freundlich und vertraut, und die Dienerschaft beider Häuser freute sich schon auf die Hochzeitgeschenke.

Theodore war bei alledem so leichtsinnig-froh, als hätte sie den Grafen nie im Pavillon gefunden. Nannte er sie nicht oft liebes, schönes Kind? War er nicht so freundlich, ja noch freundlicher gegen sie, wie sonst? Küßte er sie nicht manchmal, und noch dazu in Gegenwart der Mutter, aber, was ihr sehr lieb war, nie wieder so schmerzerregend, als das erstemal? Sie hatte ihre innigste Freude an der schönen, gütigen Gabriele, welche sich, ohne Verrath zu ahnden, mit dem angenehmen Mädchen amüsirte. Alle hatten sie lieb im Hause — selbst die höhnische Amelie konnte wenigstens nicht böse auf sie seyn. — Theodore, sobald sie merkte, daß der Vorzug, welchen ihr die Gräfin gab, der alten Vertrauten

weh thäte, wandte alle erſinnliche Freundlichkeit und Zuvorkommenheit an, ſie dafür zufrieden zu ſtellen. Das Vertrauen der Gräfin, welches ſich ſo ſehr gerechtfertigt hatte, wurde ihr immer ſtärker zu Theil, und die Unruhe, welche das tanzende, fröhliche, anſpruchloſe Kind am erſten Tage ſeines Aufenthalts in Aarberg erregt hatte, ſchien ſich ſelbſt aus dem Gedächtniſſe der Hauptperſonen verloren zu haben.

9.

So flogen ſechs Monat hin — Weihnachten war da, und alles ſo ziemlich beim Alten. Die Gräfin, welche Theodoren nun ſchon als eine Tochter liebte, und von Natur freygebig war, hatte für ſie eine Menge von Geſchenken beſtimmt, die ſchon für eine kleine, wenigſtens halbe Ausſtattung hätten gelten können. Als Theodore die Menge von Kleidern, Bändern, und andern glänzenden Stücken der weiblichen Gerade, eine Uhr, einen Ring u.ſ.w.

beisammen sah, war sie anfangs wie versteinert. Aber kaum war sie zur Besinnung gekommen, so dankte sie ihrer Wohlthäterin gegen ihre Gewohnheit sehr ernst und gerührt, bat aber zugleich, daß sie ihre Güte durch die Gewährung einer einzigen Bitte vollenden möchte. Sie erhielt eine günstige Antwort, und ersuchte um die Erlaubniß, einen Theil dessen, was ihr zugehören sollte, ihren Eltern und ihrer Schwester zu schicken.

Es war der Gräfin nicht ganz recht, doch konnte sie's nicht mißbilligen; sie bestimmte die Stücke, weil sie Theodorens Weisheit weniger vertraute, als ihrem Herzen, und war gütig genug noch manches zuzulegen, was der Familie Manstein in ihrer Lage willkommen seyn mußte. Theodore flog seelenfroh mit ihren Schätzen auf ihr Zimmer, breitete einstweilen alles auf den Tisch, und ergriff die Feder, um ihr kindlich und schwesterlich frommes Herz gleichsam zur Zugabe recht [illegible]ütten; denn die Gräfin hatte

versprochen am folgenden Tage einen Boten abzusenden. Sie hatte immer nur Liebes und Gutes geschrieben, und ihr Glück war im Kreise der Ihrigen so lebhaft, als von ihr selbst empfunden worden; heute strömte sie von Wonne über, und in dieser Bewegung der Freude schrieb sie allen einzeln, ihrem Vater, ihrer Mutter, Marianen, Ernestinen, und selbst der alten Wärterin.

Der Graf war dabei gewesen, als sie die Geschenke seiner Mutter den Ihrigen wieder schenken zu dürfen bat. Diese Zärtlichkeit gefiel ihm, und die freigebige Güte seiner Mutter brachte ihn auf den Gedanken, auch seinerseits etwas für Theodorens Familie zu thun. Er konnte nichts geben, als Geld, aber wie er es anstellen sollte, seine Gabe anzubringen, mochte er nicht ergründen. Nach langem vergeblichen Sinnen beschloß er dem Zufall zu vertrauen, und ging auf Theodorens Zimmer.

Sie schrieb eifrig, und schalt ihn lustig,

daß er käme und sie störte. Er verlangte zu wissen, an wen sie schriebe, und was? Sie wollte aus scherzhafter Laune das erste, und konnte aus innerm Gefühl das andre nicht sagen; denn sie hatte eben ihrer Ernestine viel Gutes und Liebes von dem schönen jungen Grafen geschrieben — folglich blieb sie beim Schelten, und hieß ihn gehn, weil sie sonst ganz aus dem Concepte käme. Er versprach, sich recht ruhig zu verhalten, und weil er die bestimmten Sachen uneingepackt da liegen sah, rühmte er sehr seine Geschicklichkeit im Einpacken, und bat um Erlaubniß, es besorgen zu dürfen. Das gestand sie ihm zu, und schrieb weiter, aber etwas unruhig, weil sie es nicht lassen konnte, sich oft umzusehn, und des Grafen Ungeschicklichkeit zu tadeln.

Er ließ sich nicht irre machen, und wenn ihm die Hauptsache nicht gut von Statten ging, so glückte ihm um so besser die Nebensache — er schob seine zehn

Louisd'or in das erste beste Stück, legte es ganz unten hin, und schichtete das übrige nach Gutdünken auf, knebelte dann das ganze Paquet mit Bindfaden so reichlich und fest zusammen, daß es nur, wie der Gordische Knoten, durch das allmächtige Eisen gelöst werden konnte. Theodore war wieder sehr andächtig im Schreiben geworden; er schlich auf den Zähen hinter ihren Stuhl, und sah still über ihre Schulter in ihren Brief, und las — »was Du willst, daß Du immer klagst, meine Liebe würde bald aufhören. Ich habe Dir's beim Abschiede gesagt, daß ich Dir treu seyn würde bis in den Tod, und aus ehrlicher Meinung, die sich nicht verändern wird. Ich bin dein, wie Du mein bist, und nichts auf der Welt soll uns scheiden. Es ist mir nur zum lachen, daß ich jemand lieber haben sollte — und der junge Graf zum Exempel —«

Sie sah sich bei diesen Worten nach der Person um, deren sie erwähnt hatte, und

erblickte sie mit Schrecken hinter ihrem Stuhl. Vergebens wollte sie der Graf zurückhalten, sie sprang unwillig auf, warf den Brief ins Pult, und schalt ihn recht aus Herzensgrimm wegen seiner Unart. Er mußte drüber lachen, und das erzürnte sie noch mehr, so daß sie ihm auf seine wiederhohlte und dringende Frage, an wen sie so zärtliche Sachen schriebe, sehr wilde Antworten gab. Er trieb's noch eine Weile so fort, weil der Zorn ihrer Schönheit einen durchaus neuen Anstrich gab, und ging endlich, vor der Hand ziemlich zufrieden, daß ihm seine Absicht gelungen war.

Höchst ärgerlich suchte Theodore ihren Brief an Ernestinen wieder vor, und schloß ihn also — »der junge Graf zum Exempel ist im Ganzen leidlich, aber manchmal recht unausstehlich, und ich habe meinen Bruder viel lieber, der immer gut war. So bin und bleibe ich ganz unwidersprechlich Deinerc.« — trat dann zum Tisch, um nach dem Pa-

quer zu ſeyn, das ſie wieder umpacken wollte, weil ſie dem Grafen ſeit einigen Minuten gar nicht mehr traute. Aber ſie mochte es drehn und wenden, wie ſie wollte; es war umſponnen, wie ein Fangeball luſtiger Knaben, und ſie fühlte ihr Unvermögen, das wunderbare Gewebe des geſchäftigen Grafen zu entwickeln. Weil nun doch alles drin zu ſeyn ſchien, was drin ſeyn ſollte — denn der Tiſch war leer — ſo überhob ſie ſich der Mühe, und ſandte es, wie es war, am folgenden Morgen mit den Briefen fort.

Der Graf hatte allerdings einige Minuten geſonnen, wie das, was er geleſen hatte, eigentlich zuſammenhängen möchte — aber ſeine Stimmung war zu luſtig, daß er nicht nach vergeblichem Grübeln alles hätte vergeſſen ſollen. Nur Theodore konnte ihre kleine Boßheit gegen ihn nicht gleich los werden, und that ſcheu und widerſpenſtig gegen ihn. Er neckte ſie, und machte die Sache ſchlimmer. Die Kleine

ſetzte ihren Kopf auf, daß es ſelbſt die alte Gräfin merkte, und von ihm Erklärung foderte, die er auch zu ihrer Zufriedenheit gab. Doch nicht zu ſeiner eignen; es fing ihn an zu wurmen, und er grübelte ſehr ernſtlich, was das bedeuten ſollte. Es konnte nicht fehlen — Einen Sinn mußte er finden, den wahren oder den falſchen, wie allemal, wenn der Verſtand die Lücken im Wirklichvorhandnen durch ernſtliches Grübeln ergänzen will — er überzeugte ſich, daß Theodore einen Geliebten, und jene Worte an ihn geſchrieben hätte.

Dieſe Entdeckung befremdete ihn, denn ſie ſchien ihm den Beweis zu enthalten, daß Theodorens Unbefangenheit bisher mehr künſtlich als natürlich geweſen wäre. Er dachte an den Pavillon zurück — er war überzeugt, daß es damals von ihm abhing, Gefühle glühender Liebe in Theodoren zu wecken — er erinnerte ſich, daß ſie ſeinen Liebkoſungen faſt gar keinen Widerſtand entge-

gengesetzt hatte — das Souvenir und die Briefe, welche sie bei ihrer ersten Erscheinung ausgepackt hatte, fielen ihm ein — sollte, sprach er zu sich selbst, auch diese nur Schauspielerin seyn, und diese Herzen gewinnende Unschuld und Sorglosigkeit als Maske tragen? Es schien unmöglich — und doch konnte er seine Zweifel nicht los werden. Mancherlei folgte daraus, was er sich selbst nicht klar dachte — Theodore war die Grazie und Schönheit selbst, und ein Abentheuer à la mode mit ihr zu bestehn, mußte immer viel geistbetisches, wenn auch unter diesen Umständen kein sentimentales Interesse mehr haben — — und seine Mutter würde sich ja wohl auch beruhigen, wenn sie einsähe, daß sie sich in Theodorens Charakter geirrt hätte. —

Diesen Betrachtungen zu Folge betrug er sich am folgenden Tage gespannt, ernsthaft, höflicher als je gegen Theodoren, und

gab ihr gelegentlich eine sehr feierliche Erklärung über seine Indiskretion. Das arme Mädchen hatte seinen ganzen Zorn verschlafen, und schämte sich heute herzlich deßwegen — sie wäre ihm gern, sobald sie ihn sah, um den Hals gefallen, und hätte ihn um Verzeihung gebeten, denn sie liebte ihn, wie ihren Bruder — aber als der Graf, gegen den sie eine halb kindliche Ehrerbietung neben jener Liebe fühlte, so förmlich zu ihr trat, und so ernsthaft und mit so forschenden Blicken Abbitte that, wurde sie so verlegen, daß sie aus wirklicher Herzensangst ihren Zorn festhielt, und ziemlich unartig von ihm weglief. Das führte den Grafen sehr consequent in seiner Inconsequenz weiter — es wurde ihm etwas heller was er wollte, und jetzt wollen zu dürfen glaubte — er war artig, sehr verbindlich gegen sie, und quälte sie, die vom Gefühle ihrer Schuld gegen ihn genagt wurde, eben dadurch so arg, daß sie ihre ganze Heiterkeit verlor,

und, wenn sie allein war, nicht selten recht aus voller Seele weinte.

Am fünften Tage spät, als Theodore schon schlief, kam der Bote zurück, und die Gräfin ließ ihr die mitgebrachten Briefe in ihr Zimmer neben ihr Bett legen, um sie beim Aufstehn damit zu überraschen. Freudig griff sie nach dem ziemlich starken Paquet. — Zuerst ein Brief von ihrer Freundin Erneſtine, den sie mit Seufzen las, weil sie fühlte, die Vorwürfe zu verdienen, welche ihre Freundin ihr darüber machte, da sie am Ende des Briefes den Grafen unausstehlich fände, den sie doch im Anfange so herzlich gelobt hätte — dann einer von ihrer guten Mutter — sie schrieb viel von ihrer Freude über die glückliche Lage ihres Kindes, über die erhaltnen Geschenke, und von ihrer Dankbarkeit gegen die Gräfin — »aber, fuhr sie fort, meine gute Theodore wird, wie ich hoffe, mütterliche Lehren von mir noch so aufmerksam und

willig wie sonst annehmen. Ich fürchte, daß der schnelle Glückswechsel den kleinen Leichtsinn, den wir dir immer Schuld gaben, merklich vergrößert hat, und schließe das aus einigen Umständen, die uns halb lächerlich, halb verdrüßlich gewesen sind. Das Paquet mit den Sachen war auf eine so wunderliche Weise umwunden, daß ich glauben muß, du habest dabei deinen Scherz getrieben, was ich immer, besonders bei einer Veranlassung, die für uns so rührend seyn mußte, nicht ganz schicklich nennen kann. Die Sachen selbst waren nicht mit der Ordnung und Ueberlegung gelegt, die wir sonst bei solchen Ausrichtungen an dir immer ganz besonders bemerkt und gerühmt haben. Endlich fanden sich in einem Stück Zeug, welches nach deinem Briefe für die alte Margreth bestimmt, und auch recht passend für sie ist, zehn Louisd'or —

»Zehn Louisd'or —« rief Theodore laut und sprang im Bett in die Höhe —

»von welchen du kein Wort schreibst. Es ist durchaus nicht wahrscheinlich, daß sie für die alte Dienerin bestimmt sind, die ihrer nicht bedarf; aber wir haben doch Bedenken getragen, uns das Eigenthum darüber anzumaßen, eh' du dich deutlicher wegen ihrer Bestimmung erklärt hast —«

»Sie sind von ihm — rief Theodore abermals — er hat sie hinein gelegt — o mein Gott, und ich konnte böse auf ihn seyn! —« und weinte schmerzlich. —

20.

Wie hätte sie weiter lesen können! In ungeduldiger Hast sprang sie aus dem Bett, und zog sich unter lauten Klagen und Selbstvorwürfen an. Sie war undankbar — schlecht — o so schlecht — wie würde sie sich selbst nur aussehn mögen, geschweige der Graf! —

Kaum war sie angekleidet, so ging's eben so eilig grade auf des Grafen Zimmer.

Er wohnte auf einem andern Flügel. Der Kammerdiener machte große Augen, als sie im Vorzimmer erschien. — Der beunruhigten Theodore war es nicht in den Sinn gekommen, daß ihre Erscheinung jemand befremden könnte; sie bot ihm einen flüchtigen guten Morgen, und wollte ohne Umstände zum Grafen. Er hielt sie zurück, und bat sie um Erlaubniß, sie melden zu dürfen, was sie stillschweigend und stehend zugab.

Der Graf war heute sehr schlummerlustig, und effective noch im Bett. Er konnte schlechterdings nicht klug werden, als der Kammerdiener mit schmunzelndem Gesicht ihm sagte, daß Fräulein Manstein drauffen wäre, und zu ihm wollte. Sollte er sie annehmen? — Der Fall war so einzig, daß ihm der Gedanke wohl einfallen konnte, aber nur, um recht entscheidend verworfen zu werden. Er ließ Theodoren sagen, daß seine Faulheit ihn jetzt um das

Glück brächte, ihren Besuch anzunehmen, daß er aber in einigen Minuten ihr auf ihrem Zimmer aufwarten würde.

Sie trippelte still wieder fort, mit so schwerem Herzen, als sie gekommen war. Aengstlich lauschte sie auf ihrem Stübchen auf jeden Fußtritt — ach ein böser Plagegeist neckte sie mit schwarzen Bildern, daß der beleidigte Graf nicht kommen würde, daß er sie nur deßwegen darauf vertröstet hätte, um ihrer Gegenwart überhoben zu seyn. — Endlich schallte es stark und männlich die Treppe herauf — es klopft an ihre Thür — kaum vermag ihre ungestüm pochende Brust den Athem zu einem leisen Herein! zu erzwingen. — Hier stürzt sie, ihm entgegen, und in dem Augenblick, wo er die Thür mit der einen Hand andrückt, faßt sie die andre mit beiden Händen, beugt ihr zitterndes Knie, und küßt seine Hand sprachlos, weinend —

Vergebens will er sie aufrichten — es

wird ihm so wunderbar, so beklommen — in Schmerz versunken heftet die Knieende ihre Lippen fest auf seine Hand, und wagt nicht aufzusehn, um nicht ein zürnendes Auge zu erblicken, das sie jetzt nicht ertragen zu können fühlt. — »Gute, liebe Theodore« — sagt er doch endlich mit zitternder Stimme, und hebt sie mit Gewalt empor. —

»O so nicht — so nennen Sie mich nicht!—« ruft sie mit noch heftigerm Schmerz, legt ihre nasse brennende Wange auf seine Hand, und blickt schüchtern seitwärts zu ihm hinauf! — Aber da sah sie nichts, als Rührung und Liebe, nur ein wenig durch Verlegenheit überschleiert. —

»O daß Sie gekommen sind — sagte sie beherzter, aber immer noch mit Thränen — daß Sie mich, und meine Reue nicht verachten! — o vergeben Sie einem einfältigen Kinde!«

Walther wollte natürlich wissen, was er ihr vergeben sollte — »daß sie so albern, so

»schlecht, so unverschämt gewesen wäre —
» und in der nehmlichen Stunde, wo Sie —
»o mein Gott! — wo Sie mich in meinen
»Eltern auf das edelmüthigste beschenkten —
»nach ab, liegt mir, wie ein Stein auf der
»Brust —« und zugleich zeigte sie unschuldig auf den verführerischen Ort, wo sie das corpus delicti drückte — »und ich kann nie, in meinem Leben nie wieder ruhig werden, wenn Sie mir nicht vergeben! —«

»Gute, beste Theodore! —« sagte der Graf, und wußte nicht wie weiter, denn so ernstlich gerührt er war, so fühlte er sich doch etwas befremdet, und noch weit mehr versucht, Schönheiten zu genießen, die ihm so offenherzig, so ganz unbedingt hingegeben wurden — »Ich habe Ihnen nach meinem Gefühl nichts zu vergeben, fuhr er endlich fort, und keinen Wunsch für mein Glück, als den, daß Sie mich nur ein wenig lieb haben möchten. —«

»O mein Gott — rief sie begeistert —

unendlich, wie meinen Bruder, wie meinen Vater, mehr noch, mehr als alles in der Welt« — und kühn durch seine Vergebung warf sie sich schwesterlich ihm um den Hals, und herzte und küßte ihn mit frohen Thränen, und streichelte mit der weichen Hand seine Wangen. —

Das war zuviel für den armen Grafen. — Die Besinnung verließ ihn, er schloß sie fest an sich, heftete seine Lippen küssend an ihre Wange, und ruhte so einige Minuten mit verschloßnen Augen. — Theodore fühlte den schmerzlichen Druck seiner Arme nicht, sie war heute zu begeistert, zu selig. —

Während er so träumend an ihr hing, und durch seine Seele, wie Blitze, tausend wunderbare, sich selbst widersprechende Gedanken flogen, fielen ihm auch die Zweifel wieder ein, zu welchen sie ihm durch ihren Brief Veranlassung gegeben hatte — er hatte in den Kreisen, worin er seine Erfahrung gesammelt, soviel weiblichen Schein

und Trug, und hin und wieder wohl Tugend, aber nirgends eine so sorgenlose, sich ihrer selbst unbewußte Unschuld kennen gelernt, daß es ihm wohl zu vergeben war, wenn er jenen losen Schein festhielt, und eben in dieser Minute aufs neue dem Argwohn Raum gab: Theodore spiele mit ihm nur nach einem Systeme, das ihm bisher noch nicht in der Ausführung vorgekommen wäre — und wer weiß, ob nicht Theodorens guter Engel ihn grade jetzt auf die falsche Spur führte!

Darum ließ er sie sanft von sich, was ihm nicht schwer wurde, weil sie, nunmehr beruhigt, die Arme von selbst sinken ließ, und sagte freundlich, aber etwas kalt und scharf: — »Eine kleine Bedingung habe ich noch, um völlig Frieden zu schließen — «

»Und welche? — fragte sie lebhaft —

»Daß Sie mir sagen, an wen Sie damals geschrieben haben — «

»Ach das war eben meine Albernheit —

aber Sie hatten mich so erschreckt, weil ich grade von Ihnen schrieb — «

»Das hab' ich gelesen — aber an wen? — «

»An meine gute Ernestine« — es folgte eine lange Lobeserhebung der Freundin — »sehn Sie, hier ist die Antwort;« und unbedenklich gab sie ihm den Brief, worin doch so manches über ihn stand —

Der Graf las ihn lächelnd — »Also damals, fragte er mit dem Finger drohend, haben Sie mich unausstehlich gefunden? «

»O ich bitte, ich bitte! —« rief sie, und faltete beide Hände zu ihm empor. —

Er hätte ganz verstockt seyn müssen, wenn er seinen Verdacht noch nicht hätte sinken lassen wollen — und beinahe war er es, wie alle Männer, die im Gewühl des höhern Lebens die schlechte Seite eher kennen gelernt haben als die gute, und bei der ersten Liebe schief angekommen sind. —

Die Briefe und das Souvenir steckten ihm noch im Kopf. —

»Aber, sagte er scherzhaft, wenn sie auch damals an Ihre Freundin geschrieben haben, so giebt es doch wohl einen Freund, den Sie noch zärtlicher lieben, und dem Sie noch zärtlicher schreiben. —«

Sie fragte verwundert, was er meinte —

»Einen Geliebten, mein' ich — «

»Ich, Herr Graf, einen Geliebten? Ein Kind wie ich? Ich bin ja doch noch viel zu jung, um eine Braut zu seyn! « — und zugleich sah sie ihn mit großen Augen an, als könnte sie nicht begreifen, wie er so etwas nur vermuthen könnte. —

Der Graf konnte, und wollte die Briefe, und das Souvenir nicht fahren lassen, und sprach gradezu. Schnell hüpfte Theodore zu ihrem Pult, und brachte ihm Briefe und Souvenir, die sämmtlich von ihrem Bruder waren. Er las, oder vielmehr, er that, als wenn er läse; denn überzeugt

war er völlig, und suchte nur Zeit, von seiner Verwunderung sich zu erhohlen.

»Sie sind ein gutes, liebes Kind —« sagte er, indem er ihr alles zurückgab — »und edler Freunde werth. Wir wollen uns auch nie wieder zanken —«

»O nie, nie wieder!« rief sie, und küßte mit unbeschreiblicher Liebenswürdigkeit seine Hand, eh' ers verhindern konnte. —

»Und immer herzlich lieb haben« —

»Recht herzlich,« sagte sie mit Feuer — »wenn Sie's erlauben,« setzte sie ehrerbietig hinzu. —

Der Graf wußte im eigentlichen Sinn nicht mehr, was er sagen sollte — sein Erstaunen, seine Bewunderung, seine liebende Verehrung waren gränzenlos — es zog ihn mit Allmacht, sie mit der feurigsten Liebe in die Arme zu schließen, und ohne es zu wissen und zu wollen, entwaffnete die kleine Zauberin — mit ihrer kindlichen Miene jeden seiner Wünsche — er fühlte, es sei am

besten zu gehn, und nahm mit einem Kusse Abschied, den sich Theodore ruhigfroh gefallen ließ, ohne ihn zu erwiedern.

VI.

Es giebt noch Menschen, wenigstens hoffe ich es, die über Theodoren soviel Vergnügen, wie der Gräf, aber ohne sein Erstaunen empfinden werden. Gute, von der Natur geheiligte Seelen, wollte Gott, ihr machtet ein Publikum aus, und ich dürfte nur für euch schreiben!

Aber wie ein alter Bruder Lüderlich allemal Regungen des Fleisches fühlt, wenn ein Busen genannt, oder eine Rosenlippe erwähnt wird, so findet ein Mensch, der selbst auf eine unnatürliche Weise emporgewachsen ist, leicht die Natur selbst unnatürlich. Das ist die einzige Ursach, warum ich hier einen Schlüssel über Theodoren gebe, welchen alle wegwerfen können, die ihn nicht brauchen.

Ihre Eltern waren beide sehr gut, und sehr klug. Sie lebten in der entschiedensten Zurückgezogenheit. Theodore hatte, Ernestinen und ihren Vater ausgenommen, keinen fremden Menschen genauer als vom Sehn und Grüßen gekannt. Die innigste Freundschaft verkettete die ganze Familie; sie liebten sich alle unaussprechlich; und eben daher schöpfte sie jene Tiefe des Gefühls, die allemal der stille Zeuge einer glücklichen Jugendzeit ist, wo man noch allen Menschen vertraute, und an allen Menschen Theil nahm, weil man keine andern kannte, wenigstens mit keinen andern verbunden war, als denen man vertrauen durfte. Aber von Liebe wußte sie nichts, durchaus nichts — ihr Bruder war der einzige junge Mensch, der je mit ihr in nähere Beziehung gekommen war; und eben dieser gänzliche Mangel an Gelegenheit hatte sie auch vor den Belehrungen der alten Margreth bewahrt, die sonst vielleicht durch übelverstandne Zärt-

lichkeit ihr schädliche Tendenzen gegeben haben könnte. Ueberdies war sie in ihrer Eltern Hause länger Kind geblieben, weil sie länger als Kind behandelt worden war; und sie war so behandelt worden, weil der einförmige Gang ihres häuslichen Lebens alle allmähligen Veränderungen, also auch das Reifen Theodorens zur Jungfrau, weniger bemerklich gemacht hatte. An Gesundheit, Schönheit, Güte, Gefühl, Unschuld, wich sie keiner ihres Alters — aber sie wußte von sich selbst nichts, und an Erfahrung konnte sie ein achtjähriges Kind aus der höhern Welt beschämen. —

So kam sie nach Aarberg — mit heiligscheuer Ehrerbietung vor der Gräfin und ihrem Sohne, die sich bald in kindliche Zuneigung verwandelte, als beide sich so gütig gegen sie bewiesen. Weil sie so kindlich, nicht kindisch, war, und weil ihr eben diese Originalität so gut stand, so wurde sie eben des-

wegen von dieſen Menſchen, die bei der ewigen Sucht nach Zerſtreuung, und dem unaufhörlichen Zuſammentreffen mit platten, nach Einer verpfuſchten Form gedrechſelten Menſchen, Originalität an ihren Bekannten ſo hoch ſchätzen, und ſo begierig ſuchen, als eine neue Sauce, oder eine abweichende Mode — ſie würde von ihnen immerfort als Kind, wenn auch mit zarter Höflichkeit behandelt, weil ſie ſoviel Intereſſe daran fanden, ſie als Kind zu ſehn. Den ſchönen, muntern, großmüthigen, witzigen Grafen hatte ſie wohl ſehr lieb, aber höchſtens, wie ihren Bruder; und daß er ein ſo vornehmer Graf war, gab ihm ein Uebergewicht in ihren Augen, wodurch auch dieſe ſchweſterliche Liebe ſich mehr der kindlichen Ehrerbietung näherte. Daher hatte die ganze Scene, welche vorher geſchildert worden iſt, für Theodoren nicht die mindeſte Bedeutung, als die ihre Worte ausgedrückt haben, und als der Graf fort war, tanzte ſie fröhlich-ſingend

durch die Stube leichtern Herzens, als sie sich lange nicht gefühlt hatte.

Um so mehr hing der Graf den Kopf, als er ohne selbst zu wissen wie? wieder auf sein Zimmer gekommen war. Es jagten sich die Gedanken in seinem Kopfe gerade so wild durch einander, als die hüpfenden Blutstropfen in seinen Adern. Aber das Ende der wilden Jagd blieb immer das nehmliche, das Bild der weinenden, flehenden Ehenbore — es trieb ihn mit Gewalt hin, sie noch einmal zu umarmen. — Eine wohlthätige Furcht hielt ihn zurück, und er warf sich seufzend in einen Lehnstuhl, und sank mit gestütztem Haupte so tief, als hätte er die Basis des ewigen Friedens ersinnen wollen.

Kenner wissen, daß unter solchen Umständen bei so tiefsinnigen Betrachtungen nichts heraus kömmt — man ist hachher so klug, wie zuvor, — und in der That hatte der Graf schon einige Stunden so fruchtlos gegrübelt, als seine Mutter zu ihm schickte,

und ihn um seine Gesellschaft bitten ließ, worüber er recht herzlich erschrak. Denn er hatte, wie Dichter und Liebende pflegen, über seiner idealischen Welt, die grade in diesem Augenblick sich so lustig umschwang, die wirkliche rein vergessen, folglich auch, daß es schon längst Zeit gewesen wäre, seiner Mutter, wie er pflegte, den Morgenbesuch zu machen; und er fand sich also in einer doppelten Verlegenheit, wie er den begangenen Fehler, und die Ursach, den unterlaßnen und abgestatteten Besuch entschuldigen sollte. Ja ich würde mich schämen, das zu erwähnen, weil es ihn in den Augen aller weißbärtigen Liebesritter seines Standes als einen Menschen ohne Talent und Geistesgegenwart herabsetzen muß, wenn es nicht zugleich so stark für die Aufrichtigkeit seiner Liebe, und die Unverdorbenheit seines Herzens überhaupt spräche, so, versteht sich, wie ein männliches Herz unverdorben seyn kann. — — Er konnte sich wahrlich in den ersten

Minuten nicht darauf besinnen, daß er nothwendige Briefe geschrieben hätte, und es war ein Glück für ihn, daß er einige hundert Schritte bis zu seiner Mutter zu gehn, und Zeit seine Züge zu sammeln hatte.

Das war aber in der That chemin faisant mit solchem Glück geschehen, daß er mit leidlicher Keckheit vor seiner Mutter stand, ihr eine leichte Entschuldigung machte, von einigen Angelegenheiten sprach, und endlich die ganze Geschichte mit Theodoren ziemlich treu erzählte — Daß es sich einige Mühe mit Mahler gleichgültige Züge interessant zu machen suchen, so die interessantesten etwas zu vergleichgültigen — und es gelang ihm so ziemlich, denn seine Mutter erfuhr alles erst von ihm, und hörte mit vieler Unbefangenheit zu, die ihm allmählig die seinige vollkommen wiedergab. Sehr zufrieden mit sich selbst ging er wieder, aber leider war die Wunde seines Herzens schwerer zu heilen,

als zu verbergen, und kaum war er allein, so fanden sich alle Uibel wieder, die seinen Geist kurz zuvor gedrückt und gequält hatten.

Bei Tisch mußte er sich selbst Peitsche und Sporen geben, um sich durch Furcht recht munter und vorsichtig zu erhalten; er war als Hofmann Daten gewöhnt, aber nie war es ihm doch so sauer geworden. Denn Theodore war gleichsam in Glanz der Verklärung gekleidet; sie war so gut, so kindlichfroh, so gesprächig, daß die alte Gräfin kein Auge von ihr verwenden konnte, und der Bediente häufig zu präsentiren vergaß; und er wußte so gut, daß Er, Er allein die Ursach wäre! Und so gewaltig es ihn hinzog, sie in seine Arme zu schließen, und blutig und todt zu drücken und zu küssen, so mußte er dennoch, wie er immer gethan hatte, mit ihr scherzen und lachen, und tausend Kindereien treiben, die eben so viel brennende Pfeile in seinem Busen ließen!

Er fühlte endlich, daß er das innerlich wüthende Fieber nicht länger bändigen konnte, und empfahl sich. Die Mutter fragte ihn, wohin er wollte. — Das wußte er selbst nicht, aber um doch etwas zu sagen, sagte er das Schlimmste, er wollte zur Gräfin Sassen. Gott weiß, ob er nicht dabei den närrischen Einfall hatte, Theodoren zu erschrecken, und zu versuchen. — Gewiß fiel die ganze Strafe auf ihn, denn Theodore belud ihn mit so viel Grüßen an die junge Gräfin, als seine Mutter an die alte, und es war keine Möglichkeit zurückzutreten; er mußte sich entschließen wirklich, nach Erlebach, wo beide wohnten, zu reiten.

13.

Das war so wenig seine Absicht gewesen, daß er den Weg, der nicht über eine Stunde betrug, durch alle erfindlichen Künste verlängerte. Es war so weit mit ihm

gekommen, daß er sogar seinen Reitknecht fürchtete, und sich herabließ ihm vorzulügen, er wollte in seinen Pferden einiges in Augenschein nehmen, obwohl er in der That mit seinen Augen nur die Schritte seines Pferdes zu bewachen schien. Wahrscheinlich wäre er auch nie nach Erlebach gekommen, weil er immer, ohne zu wissen warum? bald rechts, bald links einlenkte, hätte er nicht endlich über seinen Träumen das Lenken überhaupt vergessen. Der Zufall führte sein Pferd auf den Weg nach Erlebach zurück, den es als wohlbekannt annahm. Philipp glaubte, der Wille des Pferdes wäre der Wille seines stummen und unthätigen Herrn — und so ging es in gelaßnem Schritt immer vorwärts, bis der Wald aufhörte, und Graf Walther zu seinem großen Schrecken sich nur einen Flintenschuß weit von dem Schlosse zu Erlebach befand. Umzudrehn war nicht möglich, denn die Fenster des Wohnzimmers hatten die

gkade Aussicht auf den Weg; so machte er aus der Noth eine Tugend, und sprengte in kurzem Galopp heran.

Gabriele war allein, und freute sich nicht wenig, als sie Walthern mit so lebhaft scheinender Ungeduld kommen sah. Ihre Mutter machte einen Besuch, wovon Gabriele ohne Migräne nichts hören konnte; darum war sie zurück geblieben, und hatte sich eben die Einsamkeit mit den liaisons dangereuses verkürzt. Sie hatte bei dem Grafen Valmont ihres eignen Grafen Walther gedacht — nicht der Aehnlichkeit, sondern der Unähnlichkeit wegen — denn sie und ihre Mutter waren zu klug, um nicht längst weg zu haben, daß sein Mund gegen Gabrielen die Rolle eines Libertin nur darum spielte, weil sein Herz durch ihre Reize noch nicht hinlänglich verstrickt und verwundet wäre. Es dahin zu bringen, war in der That je länger je mehr der ernstliche Wunsch Gabrielens geworden; und so we-

nig es ihr selbst an Talent und Erfahrung fehlte, so hatte ihr doch die erwähnte Lektüre viel Vergnügen gemacht, weil sie manches für sich anwendbar fand, worauf sie nicht selbst gefallen wäre. Und so träumte sie in dem Augenblick, wo sie Walthern am Saume des Waldes erscheinen sah, von einem recht glänzenden Siege, den sie über ihn erringen, und wodurch sie mit einmal diese für ihren Stolz und ihre geheime Politik viel zu lang fortgesetzte Galanterie, in wahre Sentimentalität, deutlicher, wodurch sie den schlauen, gewandten, nie recht sich engagirenden Grafen mit einmal in einen be- und wehmüthigen, und lediglich von ihrer Laune abhängigen Liebhaber verwandeln würde.

Armer Walther! den Kopf voll Spleen, das Herz voll Gefühls trittst du in das Zimmer, wo tausend unsichtbare Pfeile auf dich lauern! Viel zu innig erschüttert, um die Gefahr zu ahnden, eh' sie da war, verlierst

du den Muth, indem du sie erkennst — warum sonst hättest du gezittert, als du in das Zimmer tratst, und Gabrielen so himmlisch als irdische Künste eine Erdgeborne machen können, dir entgegenkommen sahst? —

Erröthend, mit einem zärtlichschüchternen, schmachtenden Blick fragte ihn Gabriele, was ihr so spät noch das Vergnügen ihn zu sehn verschaffte — es fing in der That schon an dunkel zu werden. —

Walther stammelte in der Angst einiges von innigen Wünschen, u. s. w. und küßte ihr die Hand, bis zu seinem Unglück mit einem leisen Druck in der seinigen hängen blieb, und wie ein elektrischer Leiter sein Blut so voll Feuer pumpte, daß Gabriele sein Herz mit innerlicher Freude in schnellen Hammerschlägen tobend belauschte. — Glücklicherweise fühlte sie in ihrem eignen Blute nichts dergleichen, nur einige Ungeduld, ihren Endzweck zu erreichen; und so begnügte sie sich, ihren Freund recognoscirt zu haben,

und lud ihn zum Sitzen an das Fenster ein, wo sie eben gelesen hatte, und wo das Buch noch auf dem Tische lag.

Sie begann das Treffen mit einigen lebhaften Fragen, die doch nur maskirte Angriffe waren, bald aber ohne ihr Wissen und Wollen nur zu ernstlich gewirkt hatten, weil es ihr einfiel, sich auch nach dem Befinden der lieben, niedlichen Theodore zu erkundigen. Sie hatte so ganz ohne Absicht gefragt, daß ihr die steigende Verlegenheit des Grafen nicht auffiel, die sie als eine günstige Vorbedeutung nahm — aber dieser war durch den Laut Theodore schlechterdings aus aller Fassung gebracht, ergriff nach einer kurzen und übel passenden Antwort das Buch, und sah gedankenlos, aber mit angestrengter Aufmerksamkeit blätternd hinein, um sich vor Gabrielens blitzenden Augen zu verbergen. —

Ach, — sagte sie, und nahm es ihm weg — es wäre sehr unbesonnen, wenn ich

Ihnen Waffen überlassen sollte, die Sie, wie ich fürchte, nur zu geschickt zu führen gewohnt sind. —

Walther hatte den Titel wohl einige Sekunden gesehn, aber nicht gelesen, und bat sich mit vieler Zerstreuung nähere Erklärung aus. —

»Ich meine, daß Ihnen, um ein Valmont zu seyn, höchstens der Wille abgeht — und vielleicht verdanken Sie dieses Zutraun auch nur meiner eignen Aufrichtigkeit — «

»Ich, ein Valmont? —« fuhr Walther mit Heftigkeit auf. — Tausend Ideen durchkreuzten auf einmal sein Gehirn, und stillbrütend vergaß er, wo, und bei wem er war — einige alte Sünden fielen ihm ein — er dachte sich die unschuldige, reine Theodore, und der Gedanke, er vermöchte sie zu verführen, schnitt ihm in's Herz, und preßte ihm Thränen aus den Augen — »Ich ein Valmont? —« rief er nach einmal wehmüthig, legte die eine Hand an die

brennende Stirn, und hefteto die nassen Augen starr auf die lauernde Gabriele —

»Jetzt oder nie! —« mochte sie wohl denken, reichte die Hand dem Grafen, und sagte so gerührt, und weich, als sie vermochte — »vergeben Sie, Walther — man fürchtet, wo man hofft! — «

Walther hörte oder verstand nicht, was sie sagte — aber wohl sah er die zarte Hand, die sich freundlich zu ihm hinstreckte, und das reizende liebestrahlende Gesicht in der Dämmerung — sein Herz sehnte sich nach theilnehmendem Vertrauen, und die Besonnenheit war durch den Aufruhr seiner Empfindungen so ganz von ihm gewichen, daß er den Schein nur zu begierig und ernstlich für die Wahrheit nahm. — Rasch faßte er Gabrielens Hand, küßte sie feurig, und senkte stillweinend seine Augen, und seine Stirn darauf. —

Konnte sie mehr verlangen? Ihre Brust hüpfte vor Freude, und da seine Stellung

ihm so gut als Mind machte, so verstellte sie sich nicht mühsam vor sich selbst, und betrachtete den Kopf des Grafen, der ihr gleichsam willig den Nacken zum Schwertstreich darbot, mit frohem Lächeln. — Er regte sich nicht, nur küßte und drückte er wiederhohlt die festgehaltene Hand, mit so unbescheidner Innigkeit, daß sie nur durch ein Verhältniß vergütet werden konnte, wo alle Regeln gewöhnlicher Bescheidenheit aufhören. —

Gabriele erwartete das, und neigte sich etwas zu ihm hin, weil sie jede Sekunde glaubte, er werde aufspringen, und sie umarmen — vergebens — er schien zu träumen, oder zu phantasiren — und so schien es nicht blos; Bilder der Liebe tanzten vor seinen geblendeten Augen, und in dem seligen Dunkel, ruhend an der weichen Hand, mahlte seine exaltirte Seele sich Theodoren vor, und in dem Wahne, ihre Hand zu halten, vergeß er die übrige Welt.

und überließ sich sorglos dem Entzücken, von ihr geliebt zu werden. —

Fünf Minuten harrte Gabriele geduldig. — Sanft drückte sie die Finger gegen seine Lippen, um ihn zu ermuntern — er antwortete nur mit einem feurigern Kuß — noch fünf Minuten — es wurde immer dunkler — und sie begann zu fürchten, daß ihr Liebhaber, von zu heftigen Gefühlen ermattet, auf ihrer Hand eingeschlafen wäre oder einschlafen würde. —

Guter Walther! — seufzte sie mit dem süßesten Nachtigallenton. — Die holde Stimme weckte ihn. — Mit trunknen, von Thränen und langem Druck verdunkelten Augen sah er auf, und hielt sie für Theodoren. — Unfähig sich länger zu gebieten, zog er sie an sich, und umschlang sie fest — ihre Lippen begegneten den seinigen — und beide ruhten in stillem Entzücken Arm in Arm geschlungen, Brust an Brust gepreßt, wäh-

rend die Nacht ihre Schattenflügel immer dichter über sie breitete! — —

13.

Die meisten Leser und manche Leserinnen werden von dieser Ruhe unter den stillen verführerischen Fittigen der Nacht nicht viel Gutes erwarten — aber ich kann bei den schönen Augen Gabrielens, und dem schönen Herzen ihrer Nebenbuhlerin beschwören, daß keine Gefahr dabei ist — im Gegentheil, Graf Walther ruht an Gabrielens Wange so friedlich, so außer sich selbst, und doch so fromm und rein, daß es mir leid thut, ihn im dritten Himmel nur höchstens zehn Minuten lassen zu können. —

»Meine Mutter!« — rief Gabriele, und wand sich schnell aus den Armen des Grafen. Dieser wußte nicht, ob er in Aarberg schliefe, wie er geglaubt hatte, oder in Erlebach träumte. — Die Stimme Gabrielens, und die dicke Finsterniß machten ihn

ganz verwirrt — noch verwirrter aber ein Lichtstrom, der plötzlich zur Thür herein-brach, und gleichsam auf Götterwolken eine reichgeputzte Dame herein, und auf den geblendeten Grafen zutrug.

Die Dame war niemand anders, als Gabrielens Mutter, die von ihrem Besuch zurückgekommen war, und weil sie kein Licht im Zimmer bemerkt hatte, sich von der Kammerjungfer leuchten ließ. Beide glaubten übrigens, Walther und Gabriele wären in einem andern Zimmer, und ihr Erstaunen war nicht klein, sie hier im Dunkeln zu finden. Walther erkannte sie freilich, und seine schöne Schäferin dazu, aber mit wenig Nutzen; was sein Herz heute erfahren hatte, war zu viel für seinen, sonst leidlich starken Kopf; alle vornehmhöfische Unverschämtheit verließ ihn, und er stand, sogar das Compliment vergessend, wie ein armer Sünder vor der herantrippelnden Gräfin da! —

»Ha ha ha ha! — schmetterte es an seiner

Seite so laut, als eine weibliche Brust voll Melodie zu lachen vermag. — Noch mehr bestürzt sieht er hin, und sieht, daß Gabriele vor Lachen sterben will — »Angeführt, Herr Graf, ruft sie mühsam — gestehn Sie, ich habe die Wette gewonnen! —«

Er hatte große Lust, ihre Behauptung zur ersten Hälfte zu bejahen, denn dieses Gelächter verdroß ihn. Gabriele ersparte ihm alle Versuchung, aus seiner stummen Rolle zu treten.

»Ein göttlicher Spaß, liebe Mutter — rief sie mit untermischtem Gelächter — ich habe ein Diadem von dem Grafen gewonnen, und hören Sie, wie? Er kömmt her, wie es eben zu dämmern anfing — ich will Licht hohlen lassen — er macht mir ein Compliment über meine Augen, das ich ihm übel nehme, weil ich kein Kätzchen seyn mag, das im Finstern leuchtet — er plaudert etwas von ächten Brillianten, und giebt mir Schuld, daß ich mich im Finstern fürchtete

— ich ihm, daß er sich bald fürchten würde — er läugnet es, wir wetten um ein Diadem, und ich habe die Wette gewonnen — denn sehn Sie nur, er ist ganz todtenbleich — jetzt noch — gestehn Sie, lieber Graf, ich habe die Wette gewonnen. —«

»Vollkommen —« erwiederte Walther, der sich von seinem Erstaunen gar nicht erhohlen konnte, über die Wette sowohl, als über die Lebhaftigkeit und Zuversicht, womit Gabriele davon erzählte, und am klügsten zu handeln glaubte, wenn er in allem ihrer Meinung wäre. —

»Das ist schön von Ihnen, daß Sie nicht streiten — fuhr Gabriele mit gleich feuriger Lustigkeit fort — und wollen Sie wissen wie? — ich habe ihm ein Mährchen« — sie wollte wieder ersticken vor Lachen — »ein Mährchen, bei allen Göttern, hab' ich ihm erzählt, das ihm das Blut aus den Wangen,

und den Muth aus der Brust gejagt hat! — Hahaha! —«

Es war so unverkennbar Lustigkeit der Freude, daß die Mutter, welche bisher, wie die Kammerjungfer, mit sehr bedeutsamen Blicken bald den Grafen, bald ihre Tochter beäugelt hatte, sich endlich fangen ließ, und recht herzlich mit zu lachen anfing.

»Das Mährchen möchte ich wohl kennen, sagte die Mutter, womit man bewirken kann, daß die Männer sich im Dunkeln fürchten.«

»O nicht blos die Männer, liebe Mutter, alle, Sie selbst, wenn Sie es gleich wissen — aber es ist auch fürchterlich, abscheulich fürchterlich. —«

»Sie erzähl' es doch —«

»Wenn Sie befehlen — aber erst muß meine Wette in Richtigkeit seyn — Topp, Herr Graf, ich habe mir ein Dlaneng verdient —«

Sie begleitete dieſe Worte mit einem Blick, den Walther, nun zu völliger Beſonnenheit gelangt, nur zu wohl verſtand — er küßte die dargebotne Hand, und ſagte ganz im gewöhnlichen Ton der Galanterie — »er rechnete ihr es hoch an, daß Sie ſo gütig wäre, ſich ein Opfer zu verbitten, deſſen Annahme die höchſte Gunſt für ihn in jedem Falle wäre. — «

»Bien obligée — alſo das Mährchen, liebe Mutter — aber im Finſtern müſſen Sie es hören — erlauben Sie, daß ich erſt als ein ächter Zauberer meine Anſtalten mache. —«

Sie klingelte ihrer eignen Jungfer, gab ihr die Lichter, ſie hinauszutragen, ſagte ihr einiges leiſe, und ſetzte ſich neben den Grafen, neben ſie die Mutter, und etwas zurück ſtand die Jungfer der alten Gräfin. —

14.

»Es war einmal, — begann Gabriele,

auf, und ging seinem Pfade nach, der sich grade in das dichteste Gebüsch hineinzog.

»Der Pfad schien unendlich —«

»Noch begreife ich nicht, was Ihnen fürchterlich gewesen ist, Herr Graf — ich wette, er findet ein Mädchen« — sagte die Mutter — »und sie werden Sich doch nicht vor solchen Erscheinungen fürchten? —«

»Geduld, liebe Mutter — erwiederte Gabriele — das Ende wird lehren — dem Grafen war auch nur das Ende fürchterlich —« und zugleich schmiegte sie sich noch inniger an den Grafen.

»Der Pfad schien unendlich, und der sterbensmüde Prinz überlegte, nachdem er eine Stunde vergeblich fortgegangen war, ob er nicht besser thäte umzukehren. Indem in dem Augenblick glaubte er einen Elephanten im Gebüsch wahrzunehmen, der den Ausgang prophezeite, und so folgte er lieber dem treibenden Jünglingsmuth, das Abenteuer weiter zu verfolgen. Er betrog sich

nicht, kaum zweihundert Schritt weiter öffnete sich der Wald, und ein bezaubertes Thal breitete sich vor den Augen des entzückten Prinzen in unzähligen Gebüschen, Wiesen und Blumenparterren aus. Nur keine Wohnung war zu sehn, und vergebens irrte der Prinz in den reizenden Krümmungen dieses Labyrinths umher, eine zu finden. Ueberall war die bildende Hand menschlicher Kunst im Wettstreit mit der üppigen Natur, nirgends der liebenswürdige Bildner selbst zu spüren.«

»Theodor stärkte sich durch den Genuß einiger Früchte, und ging um so rascher vorwärts, da er, durch eigne Aufmerksamkeit, oder Zauberei getäuscht, schlechterdings den Rückweg nicht mehr zu finden vermochte. Eine lange Allee führte ihn zu einem dichten Hayn; er schlug den ersten besten Weg ein, und trat endlich in eine geraume mit den schönsten Blumen besäte Ebne, an deren [illegible]em Ende ein prächtiges Schloß

unter himmelhohen Linden aus grünem Rasen emporstieg. Er eilte darauf zu, und bog eben um eine mit babylonischen Weiden besetzte Spalierhecke, die mitten auf dem Wege lag, als er an der andern Seite auf einer steinernen Bank ein Frauenzimmer kaum drei Schritt von sich erblickte, die so ämsig beschäftigt war, einen Blumenkranz zu flechten, daß sie die Ankunft des Prinzen nicht bemerkte.«

»Dacht' ich's nicht, daß ein Mädchen kommen würde! —« sagte die Mutter. —

»Aber daß sie ihn nicht kommen hörte —« lispelte die Kammerjungfer — »ich wette, sie hat ihre guten Ursachen dazu gehabt. — «

»Theodor blieb wie eine Bildsäule stehn — fuhr Gabriele fort, welche diese Pause auf's beste genutzt hatte — und betrachtete die Schöne, welche, von dieser Wundenwelt umgeben, ihm im Glanze einer Göttin erschien. Und doch sah er [illegible] der Seite, auf ihre Blumen sich niederbeugend

— wie wurde ihm, wie zerschmolz sein Herz in Anbetung und Sehnsucht, als die Nymphe — denn dafür hielt er sie wegen des himmelblauen, mit Perlen und Brillanten durchflochtenen Gewandes — ein Gesicht voll Majestät und Huld gegen ihn kehrte, und mit Augen, aus welchen tausend Pfeile im Moment nach seinem Herzen flogen, ihn anblickte, und mit sanfterbebendem Flötenton ihn fragte — wer bist du, Fremdling? —«

»Dein Sklave — erwiederte Theodor, indem er ein Knie ehrerbietig vor ihr beugte — zwar ich verirrte mich hieher wider meinen Willen; aber der erste Blick auf dich hat mich auf ewig an deinen Dienst gefesselt. —«

»Der Prinz ist ziemlich schnell in seinen Erklärungen,« sagte die Mutter —

»Es war damals die Mode so —« versetzte Gabriele. —« Die Nymphe blickte ihn gütig lächelnd an. Wenn du dich zu mir verirrt hast, sagte sie, so will ich sorgen, daß

du wieder auf den rechten Weg kömmst. Aber vorher laß mich die Pflichten der Gastfreiheit üben, und dich in meiner Wohnung zur Rückreise stärken. —«

»Sie ist eine Hexe, glauben Sie mir, gnädige Frau Gräfin — sagte die Kammerjungfer. Das wird eben das Fürchterliche seyn — wenn er klug ist, nimmt er keinen Schluck und keinen Bissen Brod von ihr —«

»So lasse sie doch erzählen, fiel die alte Gräfin etwas unwillig ein — ich fürchte mich sonst aus zu langer Besorgniß, am Ende mich zu fürchten. — *) —

»Sie gingen in das Schloß, das an Pracht und Geschmack alle Kaiser- und Königsschlösser Europa's, wie diese gemeine Bürgerhäuser hinter sich zurückließ. Das verwöhnte Auge Theodor's blieb dennoch an

---

*) Wahrscheinlich dachte die Gräfin Sassen an den berühmten Vers eines — großen Dichters, —

aus Furcht zu sterben ist er gestorben.

den Seltenheiten und Kostbarkeiten, die es hier erblickte, mit gleichem Erstaunen hängen, wie ein Bauer aus dem Oberbruch an dem Glanze der Preußischen Königsstadt beim ersten Anblick. — Nur seine Begleiterin zog ihn mit dreifacher Kraft davon weg, auf sich selbst, und ihre unnennbaren Reize. Sie klingelte — und augenblicklich stieg aus dem Boden ein niedlicher Tisch mit Erfrischungen, welche die Nymphe dem Prinzen mit so einnehmender Freundlichkeit darbot, daß er Nektar und Ambrosie aus Hebe's Händen zu empfangen meinte. An Hunger und Durst fehlte es ihm nicht, und er langte tüchtig zu —«

»Gott steh ihm bei, er ist verloren —« rief die Kammerjungfer. —

St! —»bis er, von einer plötzlichen Schläfrigkeit überfallen, mit einem schmachtenden Blick auf die hellen Augen der Nymphe, auf das Sopha fiel, und entschlummerte. —«

»Ach Gott! —« seufzte die Kammerjungfer halblaut. —

»Er träumte unaufhörlich von seiner himmlisch-schönen Werthin. Was nur die Liebe süßes sagen kann, sagte er ihr vor. — Allmählig schmolz das Feuer ihrer Augen in Zärtlichkeit hin, — sie erlaubte ihm, ihre Hand in der seinigen zu halten, und mit Küssen zu bedecken — sie widerstrebte schwach, als er, blöd' erzitternd, ihre Wange mit seinen Lippen zu berühren wagte — und schon rufte ihn die Liebe seiner Meinung nach zum gewissen — lockenden Siege — als er plötzlich erwachte, und sich der Residenz seines Vaters gegenüber auf einem Hügel — neben sich sein Pferd an einer Weide gebunden erblickte. —«

»Ist es aus? —« fragte die Mutter, weil Gabriele nach einer so pathetischen Stelle einige Zeit zur Erhohlung brauchte. —

»Wohl ihm, wenn er so wegkömmt — sagte die Jungfer — angeführt wird er doch —«

»Man sollte meinen —« versetzte der Graf, der trotz seiner angstvollen Position — denn ich kann es nicht bergen, daß er zu — — höflich war, um nicht Gabrielens zärtliche Intermezzo's wenigstens mit halbem Feuer zu erwiedern — wieder Muth zu reden hatte — »daß die Männer wohl sicher davor wären, wenn alle Mädchen so aufrichtig sprächen, als Jungfer Philippine. —«

»Kaum einige Minuten später — »fuhr Gabriele fort, nachdem sie zuvor den Grafen mit einem leichten Kniff in die Hand für seine Bemerkung gestraft hatte — »kam auf denselben Hügel von der andern Seite die ganze Jagdgesellschaft des Prinzen, und bemerkte mit lauter Freude ihren Herrn, der, obschon wach, in tiefen Gedanken auf dem Rasen lag. Sie nahmen ihn mit — alle wünschten ihm Glück zu seiner Erhaltung, seine Eltern, der ganze Hofstaat, alle Bürger. Aber er blieb stumm und traurig, sagte weder wo er gewesen war, noch zeigte er Freude

und Theilnahme über irgend ein Ding in der Welt. Ja er wurde immer ungeselliger und finstrer, je mehr sich alle Welt bestrebte ihn zu erheitern, und endlich ging er heimlich vom Hofe seines Vaters weg, und suchte die wildesten Gegenden des Waldes auf, um, wie er glaubte, die Angebetete seines Herzens wieder zu finden. Drei Tage irrte er umher, immer tiefer ins waldige Gebirge dringend, ohne Speise, als die Beeren des Waldes, ohne Trank, als das Wasser der Quelle. Entkräftet von der Wanderung, und der ungewöhnlichen Nahrung, blieb er am dritten, als die Sonne unterging, halbohnmächtig liegen, als er eben einen kleinen freien Platz, und eine wirthbare Eiche in dessen Mitte erreicht hatte, und von Verzweiflung ergriffen brachen seine Augen in Thränen, und sein Mund in trostlose Klagen aus. —

»Ein rechter Narr, der Prinz —« sagte Philippine —

»Ein Geräusch, wie nahe Fußtritte, traf sein Ohr — er sah hin, und kaum zehn Schritt von ihm stand derselbe Hirsch, welchen er bei jener verhängnißvollen Jagd so vergeblich verfolgt hatte, und blickte ihn gelassen an. Theodor sprang auf, der Hirsch blieb an seiner Stelle. Er ging zu ihm hin, in frohem Erstaunen; er streichelte ihn; das edle Thier beugte seinen Rücken unter seiner Hand, als wollte es ihn einladen, sich seiner zu bedienen. Der Prinz verstand den Wink, und schwang sich darauf — und hurrah, hurrah, hopp hopp hopp, gings fort in sausendem Galopp, bergauf bergunter, in immer dunklerer Nacht, daß dem Prinzen Athem und Muth entging —«

»Herr Jesus, rief Philippine, nun kömmts fürchterlich —«

»Sie ist recht albern — sagte die alte Gräfin erzürnt — ich wollte, sie wäre weggeblieben —«

»Still stand der Hirsch — der Mond

fühlen, und der erste Blick des schwindelnden Theodors fiel auf das wohlbekannte Schloß, dessen erhelltes Dach aus heiligem Dunkel hervorblitzte. Rasch war er herab, und eilte mit frohen Schritten hin; und als er um die weidenumkränzte Fontaine bog, und seine Augen begierig suchten, siehe, da saß sie im Schimmer des Mondes im blüthenweißen Gewand, und heftete die Augen freundlich-lächelnd auf ihn, daß der entzückte Prinz vor Freude kaum die Füße zu regen vermochte, um zu ihr hin auf seine Kniee zu fliegen —

»Der Ritt mag ihn auch etwas steif gemacht haben — sagte Philippine. — Der Graf lachte. — »c' est pour perdre patience —« murmelte die alte Gräfin mit einem leisen Fußtritt —

»Sie reichte ihm die Hand, und blickte ihn mit holder Innigkeit an, während er, vor Wonne sprachlos, die Empfindungen seines Herzens nur durch die feurigsten Küsse auf

die dargebotene Hand ausdrücken konnte. Kömmst du wieder zu mir? fragte sie ihn nach langem zärtlichen Betrachten. Ich komme, rief Theodor, um vor deinen Füssen zu sterben — »Also dich, und mich zu tödten? Und ich Thörin glaubte, du seist gekommen, weil du mich liebtest? — O himmlisches Mädchen, rief der Prinz ausser sich selbst, — eine Göttin bist du, aber ich kenne deinen Nahmen nicht, um ihn anbetend zu nennen — spotte des elendesten Menschen nicht, und erlaube ihm sein Leben zum Opfer für seine Kühnheit darzubringen, ohne ihm dies Opfer durch so harttäuschende Hoffnungen zu erschweren! — Theodor! — rief die Nymphe, und breitete beide Arme zärtlich gegen ihn aus, und der Ueberglückliche umfaßte sie, und glaubte zu vergehn —«

Gabriele pausirte ein wenig — alle waren still, nur ein tiefer Seufzer entgleitete der Brust Philippinens —

»Der berauschte Prinz beschwor seine Amö-

na— ſo hieß die Nymphe, bei ſeinem Entzücken, bei ſeiner Treue, bei allen Göttern und Göttinnen, welche der ſchimmernden Blüthe des menſchlichen Lebens, der holden Liebe gewogen ſind, ihm ein Glück zu gewähren, welches ſie beide für immer vereinigen würde. Höre mich, ſagte ſie ernſt. Ich liebe dich, wie die ſtille Nacht den Schlaf, wie der feuernde Himmel die blitzenden Sterne, wie die Roſe den Thau, der ihren zarten Buſen gegen die ſengenden Sonnenſtrahlen ſchützt. Ich will mich dir hingeben mit Jugend, Schönheit, und Leben, wie der klare Waſſerſpiegel den buhleriſchen Plätſchern des Strahls, der ſich von oben mit ihm vermählt! — Aber ich fodre Treue, ach für alles, alles, für mein ganzes Selbſt nur Treue, und ohne ſie würden wir beide elend ſeyn! —«

»Theodor ſparte nach Männer Sitte der Graf erhielt einen ziemlich lebhaften Druck — die Betheuerungen nicht, und legte

unbedenklich Eltern, Freunde, einen künftigen Thron, und seine Freiheit zu den Füssen der Geliebten nieder. Eh du versprichst, was du halten mußt, sagte sie, so höre, was ich dagegen setze. — «

»Ich bin die Tochter eines Sylphen — «

»Das ist doch nicht der Don Sylvio — « fiel Philippine ein — von Rosalva wollte sie sagen, denn sie hatte den Wieland gelesen; aber die alte Gräfin wurde ernstlich böse, und schalt sie tüchtig aus —

»und einer sterblichen Mutter. Mir wurde von meinem Vater ewige Jugend und Schönheit zu Theil, so lange kein sterblicher Mann mich berührte. Blendete die Liebe mein Herz, mich einem Sterblichen zu ergeben, so drohte mir der Ausspruch des Schicksals nach Umlauf eines Jahrs mit dem Verlust des Lebens, und aller Reize, die es mir gewährt hatte. Mein Vater, der mich zärtlich liebte, that alles, um mich vor diesem Unglück zu bewahren. Alle höhern

Kräfte seiner Natur machte er mir dienstbar, um mir dadurch tausend Zerstreuungen zu gewähren, die mich vor Unbesonnenheiten des Herzens zurückhalten möchten. Ich stieg in die innern Grüfte der Erde, ich belauschte die Werkstätte der Natur, ich veränderte ihre Aussenseite nach meinem Belieben, ich schwang mich bis an die äusserste Gränze der Atmosphäre, und schiffte auf dem Rücken des Windes durch das bahnenlose Luftmeer — mit einem Worte, unter mannigfaltigen Abwechslungen dieser Art erlangte ich glücklich das Alter von zweihundert und funfzig Jahren —«

»Zweihundert und funfzig Jahre? —« rief die alte Gräfin überlaut! —

»Hu hu hu —« sagte Philippine, welche den Ausruf der Gräfin für einen Freipaß zu reden nahm — »ich dächte, Sie erlaubten mir Licht zu hohlen; ich zittre vor Furcht — eine solche verdammte Hexe, Gott bewahre jeden Menschen! —«

»Doch nicht vor ihren Vorzügen? meinte der Graf — ich wette, Jungfer Philippine, und alle Damen auf der Welt würden Sylphentöchter seyn wollen —«

»Aber bedenken Sie doch die Bedingung, Herr Graf! —« sagte Philippine treuherzig —

»Da haben Sie wieder Recht — erwiederte dieser — die Natur weiß doch immer alles am besten —«

»Der Prinz, fuhr Gabriele fort, zeigte sein Erstaunen zwar nicht durch Ausrufungen; doch konnte er nicht umhin, mit verwunderter Aufmerksamkeit die frische und fleckenlose Schönheit seiner Amöna mit dem Alter zu vergleichen, welches sie selbst angab — während sie weiter sprach: —«

»Und wenn ich den Werth, den unnennbaren Reiz dieser Minuten erwäge, wo ich, von deinem Arm umschlossen, Liebe um Liebe mit dir tauschte — einen Reiz, welchen sie nur der Erfüllung einer dem ganzen Da-

seyn zur Lebenswurzel gegebenen Bestimmung verdanken; so begreife ich wohl, daß die ganze Wunderkraft eines Sylphen dazu gehörte, mich in diesem unendlichen Zeitraum vor Empfindungen zu hüten, deren unbekanntes Bedürfniß mich oft durch Langeweile und Lebensüberdruß, mitten unter den Wundern der Kunst, und den selbstgeschaffnen Vergnügungen höherer Kraft, gequält hat. Ich sah dich, Theodor, du Fürst unter den Männern, und meine Augen blieben verrätherisch wider meinen Willen an dir hängen. Vergebens schauderte ich selbst vor Ahndung meines nahenden Todes; mein trunknes Herz nannte einen solchen Tod süßer, als das längste Leben. Es gab für mich keine Schönheit, keinen Wohllaut, keine Freude mehr in der Natur; in deinem Bilde, in deinem Nahmen sammelte sich, als in einer Glorie, mein Wohlgefallen und mein Glück. Du liebst mich; ich habe deine Schwermuth, deine Thrä-

nen belauscht; ich habe süße Nahmen vernommen, mit welchen du mein unbekanntes Wesen rufteſt; und ohne Reue, ja mit Entzücken bin ich bereit, den Spruch eines harten und doch gerechten Schicksals zu erfüllen, dich zu lieben, und von dir geliebt zu sterben. — «

Gabriele hatte sich selbst so gerührt, daß sie inne halten mußte — auch der Graf konnte in der Dunkelheit sein Herz nicht ganz verhärten, und Philippine weinte die schmerzlichsüßesten Thränen. —

»Aber wenn ich, fuhr Amöna fort, der Liebe zu dir als ein Opfer falle, das sich selbst mit Blumen bekränzt, und freudig zum Altare geht, so wird es nicht zu viel seyn, daß ich eine Bedingung von dir fodre — « Der Prinz fragte darnach mit ungeheucheltem Verlangen — »Daß du nach meinem Tode dir zehn Jahre Zeit nimmst, mich zu vergessen, und eher nicht eine andere in die Arme schließeſt, in welchen Amöna

mit dem höchsten Glück ihres Daseyns dessen Ende fand.«

»Der Prinz im Taumel seiner Liebe fand die Bedingung zu leicht, und bot unbedenklich eine lebenslängliche Wittwerschaft seiner Braut zur Morgengabe an. Sie bestand darauf, ihn nur auf zehn Jahre zu verpflichten. Und als sie nun einig waren, nahm sie, zarterröthend, ihn bei der Hand, und führte ihn gesenkten Hauptes zu einem kleinen Tempel, der von heiligen Schatten bedeckt, von süßen Düften umwallt, von den frohen Hymnen unbekannter Stimmen erfüllt, bereit stand, ihre Gelübde aufzunehmen, und den Segen der Götter darauf zu legen.«

»Vergebliche Mühe, den himmlischen Traum, der von jetzt an Theodors Sinnen umfing, im Bilde auffassen und mit irdischen Tönen darstellen zu wollen! Die Natur, nicht die, welche mit nüchterner Regelmäßigkeit und Sparsamkeit die Sterblichen versorgt, die wundervolle, unerschöpfli-

che der Genienwelt, gehorchte ihm als ihrem Herrn; und seine Wünsche, kaum in dem Lustaufschwellenden Herzen gebohren, ereilten mit schneller Schwinge den Genuß. Die Bäume beugten ihre blühenden Häupter über das seinige, seine Schritte zu beschatten; vor seinen Schritten dehnte sich ein unendlicher Blumenteppich, so reich an Farben, als erquickend an Geruch; die Blätter, die Bäche flüsterten himmlische Melodieen; und auf sanft-erwärmten Wogen hob ihn die Luft, und führte ihn leicht und sicher nach seinem Willen. Aber, wenn er Amöna sah, die holde, schimmernde Königin dieses Lens, wenn er aus ihren Augen, von ihren Lippen Liebe sog, wenn sie im leisen Accent der Sehnsucht seinen Nahmen nannte, da sah er nur sie, und die Minute der Gegenwart schien ihm der Inbegriff des unendlichen Lebens. «

»Tage vergingen, Nächte flohen dahin — der Ueberglückliche merkte den eilen-

den Schwung der Zeiten nicht; denn mit ihrem Verschwinden wuchs Amöna's Zärtlichkeit und seine eigne. Eines Abends, als er vom leichtem Schlummer in blühender Laube erwachte, dünkte ihm, sie rufe leise seinen Nahmen. Er sucht sie in den dichten Zweigen des nahen Gebüsches, um sie mit liebendem Scherz aus muthwilligem Hinterhalt zu vertreiben; sie ist nicht da, und seufzend kehren die Töne wieder, die ihn rufen. Der Mond hängt glanzlos, dunkelroth, am Himmel; matt blicken einzelne Sterne durch zerrissne Wolken; die erbleichten Blumen hängen welkend ihre Kronen, die Bäume ihre Blätter; schwül und schwer stemmt sich ein Luftstrom an seine mit Ahndungen belastete Brust, und immer ängstlicher schallt aus der Ferne ihm sein Nahme entgegen. Zitternd, glühend vor Angst durchstreift er die Gegend, und findet sie nirgends. Lauter tönt ihm endlich der Ruf, und leitet ihn zum Tempel, wo Amöna die

ſeinige wurde. Ach da liegt ſie bleich, lautlos, an den Stufen des Altars; vier himmliſche Jungfrauen, gekleidet, wie ſie einſt im bräutlichen Schmuck, halten über ihr dunkle Cypreſſenzweige; eine fünfte hält im Arm ein götterſchönes Kind, die Thränenſchweren Augen mit mütterlicher Trauer feſt darauf geheftet — Theodor wankt, ſeine Augen erblinden, ſeine Seele ringt mit dem Tode—da öffnet ſie noch einmal das Licht ihrer Augen, und erweckt ihn mit ſegnendem Blick: — Theodor, flüſtert ſie, ich habe geliebt — und ſterbe gern — für dich — vergiß mein nicht! — «

Den Damen ward es zuviel. Sie konnten die Erweichung ihres Herzens nicht länger verbergen, und feierten Amöna's Ende mit ſtillen Thränen.

»Kaum hatte ſie es geſagt, fuhr Gabriele fort, ſo ward es dunkel vor Theodor's Augen; mit ſeinem Bewußtſeyn verſchwand die Sterbende, ihr Kind, und ihre himm-

liſchen Pflegerinnen; in dumpfer, ſtarrer Betäubung lag er, Gott weiß, wie lange; und beim Erwachen fand er ſich an der nehmlichen Stelle, wo er nach ſeiner erſten Zuſammenkunft mit Amöna gelegen hatte —«

»Das iſt entſetzlich, das iſt unglaublich — rief Philippine eifrig — der arme Prinz —«

»Und doch, ſagte der Graf mit tiefem Ernſt — das Schickſal aller Menſchen, die wie Theodor träumen!«

»Die Vergangenheit, fuhr Gabriele fort, ſchien ihm in dieſer Minute ein Traum — und wohl ihm, hätte er ſie immer dafür halten können! Aber ein leichter Druck auf der Bruſt veranlaßte ihn hinzufühlen; und mit ſoviel Schmerz als Freude zog er das Bruſtgemählde ſeiner Amöna hervor, die aus dem Bilde ſo zärtlich, und bezaubernd, wie im Leben, zu ihm ſprach. Und alle Zweifel verſchwanden, als er in die Stadt, und in das Schloß ſeines königli-

chen Vaters kam, von allen als ein Wiedererſtandner begrüßt, und belehrt wurde, daß er in der That genau ein Jahr und einige Tage abweſend geweſen war.«

»Die Traurigkeit des unglücklichen Prinzen war gränzenlos. So unwahrſcheinlich es ſeyn mag, ſo erhellt aus den Archiven ſeiner Familie, daß er im erſten Jahr kein Wort ſprach — im zweiten nur ſoviel, als hinreichte, ſeinen Willen anzuzeigen — im dritten kaum dahin gebracht werden konnte, zwei Minuten lang ſich mit jemand zu unterhalten — im vierten, nach mit vieler Vorſicht angeſtellten Verſuchen, ein Frauenzimmer ohne die entſetzlichſten Krämpfe zu ſehn vermochte, die ihn vorher regelmäßig überfallen hatten — und erſt im fünften ſich bewegen ließ, mit einigen eben ſo treuen, als erfahrnen, und unterhaltenden Dienern eine Reiſe zur Erholung zu machen — ſo daß er im ganzen Königreiche von allen Ehefrauen ihren Män-

nern als das Muſter eines zärtlichen und treuen Liebhabers vorgeſtellt wurde — denn ſo etwas hatte man ſich gleich gedacht, und ſeine Ausſage hatte es in der Folge im Allgemeinen beſtätigt.—«

»Der Prinz war der einzige Erbe des regierenden Hauſes, und ſeine Eltern, wie das ganze Land, waren über ſeinen Zuſtand beſonders deswegen betrübt, weil er die Hoffnung ganz zu rauben ſchien, daß er ſich jemals verheirathen würde. Ihrer geheimen Anweiſung zu Folge führten ihn ſeine Begleiter, nachdem ſie ihn durch langes Umherſtreifen in merkwürdigen Gegenden zerſtreut hatten, an einen Hof, wo ſich eine ausgezeichnete Prinzeſſin befand, von deren geiſtigem und körperlichem Reiz man Theodor's Heilung erwartete.«

»Adelaide kannte ihn durch den Ruf. Sie fand gleiches Intereſſe an ſeinem Schickſal, wie an ſeiner Perſon, und wandte alle Vorzüge an, deren ſie ſo viele beſaß, um

durch daſſelbe Gefühl, welches die geiſtige und körperliche Geſundheit des Prinzen untergrub, ihn zu heilen, indem ſie ihm eine andre Richtung gäbe. In der That, ſie war ſo liebenswürdig, daß niemand ihr widerſtehn konnte, ſobald ſie ſiegen wollte; und binnen Jahresfriſt ſchien Theodor, der anfangs ihre Geſellſchaft floh, nicht ungern mehr bei ihr zu verweilen. — Seine Eltern erſahen aus den Büllетins, welche ſie täglich über ihn erhielten, mit Vergnügen die allmählige Milderung ſeiner Schwermuth, und gaben den Auftrag, insgeheim um die Hand der Prinzeſſin zu werben, und ſie zu bitten, daß ſie die Geduld über ſeiner Cur nicht verlieren möchte. —«

»Adelaide fand für ihren Ehrgeiz, und ſchon auch für ihr Herz zu ſehr ihre Rechnung dabei, um ſich durch die Langſamkeit ſchrecken zu laſſen, mit welcher ihre Wünſche ſich der Erfüllung näherten. Sie erlangte im zweiten Jahre den Triumph, daß der

Prinz gern und oft sie plaudern hörte; im dritten, daß er mit ihr in angenehmer und unbefangner Lustigkeit wetteiferte; und im vierten zeigten sich alle Symptome der stärksten Liebe so deutlich an ihm, daß die erfahrensten Kennerinnen dieser Krankheit die Prinzessin mit dem Urtheil entzückten, Theodor sey völlig unheilbar geworden.«

»Ach der Arme fühlte die neue Wunde, die ihm geschlagen war, nur zu lebhaft, und neuer Kummer füllte seine Seele. War er nicht bundbrüchig durch diese Liebe, die er sich nicht mehr zu verbergen und zu versagen wußte? Und was konnte den Undankbaren entschuldigen, dessen Herz das Opfer ewiger Jugend und der Unsterblichkeit nicht einmal mit zehnjähriger Treue vergalt? —«

»Er half sich so gut er konnte, und erinnerte sich mit juristischer Genauigkeit, daß er ja nur das Versprechen gegeben habe, binnen zehn Jahren kein Weib in seine Arme zu schließen, aber nicht das, kein andres

zu lieben. Damit verband er philoſophiſchen Scharfſinn, und entdeckte, daß die Liebe ungerufen käme, und vom Willen ſo wenig ſich vertreiben ließe, als ſie auf ſeinen Befehl erſchiene. Kurz und gut, er beſann ſich im zehnten Jahre ſeiner Enthaltſamkeit, daß es das zehnte, folglich das Ende nahe wäre, und hielt ſich vollkommen, als ein trauergerechter Wittwer, der ſich zwar im Anfange des Trauerjahrs nicht grade förmlich verlobte, aber doch die künftige Verlobte mit heimlichem Ergötzen ins Auge faßte.«

»Aber Adelaide, welche von der zehnjährigen Capitulation nichts wußte, und in den liebeflammenden Augen des Prinzen kein Wort davon las, fühlte ihren Sieg zu gut, um ihn nicht bis zur Vollendung zu treiben. An einem lauen Sommerabend, wo ſie mit ihm allein in einer duftenden Jelängerjelieber-Laube — philoſophirte, trieb ſie ihn ſo in die Enge, daß er endlich im Drange des Gefühls vor ihr auf die Kniee ſank, und

um Gegenliebe bat. Natürlich erhielt er sie, natürlich schloß er sie in die Arme — denn Adelaide hatte viel zu viel Verstand, um in so interessanten Augenblicken sich an die Hofetiquette zu kehren — und die Sterne funkelten heller über dem seltnen Schauspiel eines von wahrer Liebe trunknen fürstlichen Paars.«

»Aber Theodor — als er nach den feurigsten Abschiedsküssen einsam in der Dämmerung in seine Wohnung schlich, und sich allmählig besann — wie erschrack er über das, was er gethan hatte! Schüchtern rollten seine Augen umher, denn überall erwartete er den Anblick seiner Amöna, als eines drohenden Gespenstes, derselben, die er mit so innigem Entzücken einst in seinen Armen gehalten hatte. Sie erschien nicht, auch im Zimmer nicht, wo er sich schlaflos, sorgenvoll auf seinem Lager wälzte. Etwas ruhiger ging er am Morgen zu der neuen Geliebten — wie war sie so schön, vom

Tage zugleich und vom Wiederscheine innerer Befriedigung bestrahlt. —«

Der Graf erhielt hier einen Händedruck, und schwerlich konnte die eben beschriebene Verlegenheit des Prinzen größer gewesen seyn, als die seinige. — Die Menge von Beziehungen, welche dieser Druck auf ihn wendete, machte ihn ganz verwirrt. —

»Er vergaß die selbstgeschaffnen, vergeblich citirten, Gespenster der vergangenen Nacht in den Umarmungen der reizenden Adelaide. Und weil sogar nichts von Seiten Amöna's geschah, um ihn zu strafen — denn die Stiche im Herzen, wenn er ihr Bildniß anblickte, setzte er sehr gerecht auf eigne Rechnung, und entzog sich ihnen, indem er das Bild von der Brust wegnahm, und in ein reiches Schmuckkästchen zu ewigem Andenken legte — so überzeugte er sich allmählig, daß er die Worte Amöna's zu buchstäblich verstanden, und durch alle bisherigen Umarmungen Adelaidens sein Ver-

sprechen noch nicht verletzt hatte. Durch einen Instinkt, den ich den männlichen nennen möchte, kam er endlich auf die gewöhnliche Wittwertheorie, und setzte den Tag der Hochzeit in Gedanken auf den ersten Tag im elften Jahre fest, um zugleich seine Pflicht und seine Neigung zu befriedigen.«

»Wäre nur seine und Adelaidens Liebe nicht zu jugendlich feurig für so weise Berechnungen gewesen! Noch sechs Monate waren bis dahin — er las in Adelaidens Augen, selbst wenn ihre Lippen die zärtlichsten Betheurungen aussprachen, eine gewisse Furcht, eine peinliche Ungewißheit — ihm selbst war es so eng, so voll, so beklommen. — Die Zeit schwand auf Flügeln dahin, und doch lastete jede künftige Stunde, wie Blei, auf seiner Brust — und ich weiß grade nicht wie, aber Theodor begriff endlich, daß der erste Tag des eilften Jahres noch sehr weit entfernt, und sann nach, wie er etwa eher herbeizubringen wäre. —«

»Der Fall war zu wichtig, und er ſelbſt dabei zu ſehr intereſſirt, daß er ſich allein zu entſcheiden getraut hätte; deßhalb zog er den ſeiner Diener zu Rath, welchem er die meiſte Klugheit zutraute. Ganz unverhofft erfuhr alſo der Oberhofmarſchall Pagody das Geheimniß des Prinzen, welchem alle Welt bisher vergeblich nachgetrachtet hatte; um die Frage zu unterſuchen, ob der Prinz ohne Brechung ſeines Worts, und — ohne eine Züchtigung von der Sylphentochter zu erfahren, in den nächſten vierzehn Tagen — es war noch vier Monat bis zum Ablauf der Trauerperiode — mit Prinzeſſin Adelaide Hochzeit machen könnte.«

»Der Oberhofmarſchall wußte ſo gut wie der ganze Hof, wonach ſich beiderſeits Brautleute ſehnten, und hätte lieber in einem ſo kritiſchen Falle den kleinen Finger, ja die ganze linke Hand eingebüßt, als durch ein barſches Nein! dem bäumenden Roß der fürſtlichen Wünſche in den Zügel gegrif-

sen. Er sagte unbedenklich Ja! Das Gewissen des Prinzen verlangte Gründe. Der Advokat seines Herzens bewies ihm mit vieler Gelehrsamkeit, daß sehr häufig ein halbes Jahr für ein Ganzes gerechnet würde — zumal in wichtigen Fällen, wie dieser unläugbar sei — daß bei einer mit so beispielloser Redlichkeit gehaltnen zehnjährigen Frist einige lumpige Monate gar nicht zu rechnen wären — er wurde aus lauter Gründlichkeit sogar fromm, und bewies ihm, daß die Sylphentöchter augenscheinlich eine Hexe — «

»Hab' ich's nicht gesagt? —« fiel Philippine ein —

»Also noch gewisser des Teufels als ein Ketzer, folglich — der Prinz war katholisch — ein ihr geleistetes Versprechen gar nicht zu halten wäre — berufte sich zum Ueberfluß auf Se. Erzbischöflichen Gnaden, die es an Absolution und Dispensation gar nicht würden mangeln lassen — kurz, der Prinz

sah die Bündigkeit seiner Gründe so wohl ein, daß er sich über seine eigne Kurzsichtigkeit zu wundern anfing, noch in der nehmlichen Stunde zur Prinzessin ging, und um ihre Einwilligung zur Hochzeit in drei Tagen anhielt, die ihm mit sanftem Erröthen, aber nicht ungern, gegeben wurde.«

»Es soll, wie erfahrne Leute versichern, die Liebe zwar immer, aber besonders in den drei letzten Tagen vor der Hochzeit eine magische Kraft besitzen, alle andre Gegenstände, als sich selbst, aus dem Herzen zu verdrängen. Wenigstens bei Theodor war's so; alle Skrupel schienen mit dem Ja seinem schönen Braut aus seiner Seele gewichen zu seyn, und er gab zuverlässig seinem girrenden Schäfer etwas nach, der sich der erwünschten Stunde seines Lebens nähert. Die Hochzeit sollte auf einem Jagdschlosse seyn, zwei Stunden von der Residenz. Adelaide ging einen Tag eher hin, und der Prinz setzte sich an dem erkohrnen

Morgen in den für ihn bestimmten Staatswagen, und gelangte bis vor das Thor des Schlosses, ohne irgend ein Abentheuer zu erleben, oder an eins zu denken, ausser an das sehr angenehme, welches er erwartete.«

»Aber als der fürstliche Leibkutscher ins Thor des Hofes fahren wollte, stutzten die Pferde plötzlich, und prallten brausend zurück. Vergebens spornte der Vorreiter, vergebens hieb der erzürnte Kutscher; die sonst so geduldigen Hengste trotzten jeder Züchtigung und Weisung, und nach langem fruchtlosen Bestreben, sie vorwärts zu bringen, entschloß sich endlich der Prinz mit seinen Begleitern, auszusteigen, und zu Fuß herein zu gehn.«

»Vor dem Schlosse selbst wartete seiner aus besondrer Achtung der König, sein Schwiegervater, mit seinen glänzendgeschmückten Dienern. Aber als der Prinz eben ins Haus gehen wollte, warfen sich die beiden Flügelthüren mit Krachen zusammen, daß der

Riegel ins Schloß fiel, und zwei Pagen, die dabei ſtanden, mit Gewalt auf die Seite geſchleudert wurden. —«

»Alle Welt ſchimpfte auf die abſcheuliche Zugluft in dem auf der Höhe gelegenen Schloß. Die Thüren wurden geöffnet, und alle gingen in den Saal, wo Adelaide im reichen Brautſchmuck ihres Geliebten harrte. Ihr Anblick verſcheuchte die Furcht aus den Herzen des erſchrocknen Prinzen, und er umarmte ſie öffentlich als ſeine Braut. Da drückte ihn etwas Hartes auf die Bruſt, und mit innerm Grauen ſah er ſtatt des Sterns an ſeinem Kleide das Gemählde Amöna's, welches er doch ſo ſorgfältig ins Schmuckkäſtchen geſchloſſen hatte. Mit Angſt erwartete er, wenn Adelaide ihn fragen würde, wer die Dame ſei, die er ſo werth halte, ihr Bild auf dem Herzen zu tragen; aber ſie fragte ihn nicht, und niemand ſchien etwas davon zu bemerken, und er achtete endlich ſelbſt nicht mehr darauf. «

»Das Brautpaar wurde, zum Altare geführt. Eine sanfte Musik begann, indem es geschah. Ein schneidender heulender Ton zerriß die lieblichen Harmonieen der Flöten und Geigen und Hörner in den Ohren des Prinzen. Wild sah er sich um nach den Capellisten, aber sie pfiffen und geigten so harmlos, und die übrige Gesellschaft zeigte so wenig Befremden, daß er zuletzt glaubte, sein Blut sei unruhig, und errege ihm Ohrensausen.«

»Die Musik schwieg. Der Priester redete die Verlobten an, wie gewöhnlich, und foderte endlich das Jawort von dem Prinzen zuerst. Indem er es aussprach, haschte eine fremde Gewalt den Ton von seinen Lippen, und verwandelte ihn in ein unverständliches Zischen. Dreimal fragte der Priester, dreimal antwortete der Prinz vergeblich. Die Prinzessin wurde blaß, die Hochzeitleute starrten mit offnen Augen. Zum viertenmale endlich rief der geängstete

Prinz mit aller Kraft seiner Brust, und ein donnerndes Ja schallte von den Decken des Gewölbes wieder.«

»Der Zug ging nach geendigter Feierlichkeit zurück, und man setzte sich zum glänzenden Mahl. Viel schöne und seltne Gefäße schimmerten auf der langen Tafel, viel köstliche Gerichte kützelten mit ihrem Dampf die Nasen der hungrigen Hofleute. Aber das schönste und glänzendeste war ein Aufsatz, ein Kunstwerk des Hofkonditors. Aller Augen sahen bewundernd hin, auch der Prinz — wie wurde ihm, als er die täuschendste Nachahmung jenes Parks erblickte, wo ihm in Amöna's Gesellschaft ein himmlisches Jahr entflohen war! So beugten sich die Bäume zum schattenden Gewölbe, so stiegen die Säulen des Schlosses empor, so sprudelte der Springquell von nickenden Weiden umkränzt, so wanden sich unter Blumen die Pfade, dort wie hier. Ihm quoll der Bissen im Munde, und der Wein schmeckte

wie Wermuth. Aengstlich blickte er zum Oberhofmarschall [illegible], — aber der, zufrieden, mit seinen Gründen so viel vermocht zu haben, kümmerte sich nicht um den Erfolg, aß und trank mit Appetit, und plauderte scherzhaft mit einer Ehrendame Adelaidens. Plötzlich hob der König das Glas, und rief: Hoch lebe das Brautpaar! — und die Trompeten schmetterten, und die Pauken wirbelten — aber indem der Prinz das Glas auch hob, um Bescheid zu thun, sprang es ihm in der Hand, und ein dumpfer Donner —«

»Gott sei mir gnädig — rief Philippine — aber ich habe keinen trocknen Faden mehr — ich versichre Sie, ich fürchte mich, wie man sich fürchten kann, und bitte unterthänig um die Lichter —«

»Es wird gleich das Ende kommen,« sagte Gabriele —

»Ach so erlauben Sie wenigstens, daß ich mich an den Stuhl des Herrn Grafen

anhalte — es iſt mir ſo ſchauerlich, hier allein im Finſtern zu ſtehn —«

»Sie ſind ein Kind des Lichts, wie es ſcheint — ſagte Walther — kommen Sie, geben Sie mir Ihre Hand; ich will Sie gegen alle Geiſter vertheidigen —«

»Wenn Sie die Gnade haben wollen —«

Er tappte nach ihrer Hand, und die Dunkelheit ließ ſie ihn erſt nach einer Recognoscirung finden, die allerdings nur durch die Finſterniß entſchuldigt werden konnte, welche ſie veranlaßte. — Die zitternde Philippine ſchrie in der Angſt nicht, und packte ſeine Hand mit krampfhafter Gewalt — und ſo ſaß er denn, an beiden Händen von zwei Mädchen feſtgehalten, während Gabriele fortfuhr —

»Ein dumpfer Donner wirbelte zugleich mit den Trompetenſtößen ſo vernehmlich an ſeine Ohren, daß er vor Schrecken ſein Bewußtſeyn verlor, und ohnmächtig in die Arme ſeiner Braut ſank.«

»Als er wieder zu sich kam, und um die Ursach seines Entsetzens gefragt wurde, gab er keine andre an, als die alle Zuschauer voraussetzten, das Zerspringen des Glases. Die Prinzessin war zu verständig, um sich zu einer so abergläubischen Furcht mit hinreissen zu lassen; sie redete ihm so herzhaft zu, daß er wieder Muth faßte, um so eher, da das Gemählde an seinem Kleide sich wieder in den Stern verwandelt hatte, der ursprünglich daran war. Es ging alles vortrefflich — das festliche Mahl wurde ohne Störung geendigt, und bei dem Ball, der darauf folgte, hielt sich der Prinz so männlich, daß er allmählig seine alte Zuversicht wieder faßte, und sich trunken in den Liebestrahlen der Augen seiner Braut spiegelte.«

»Mitternacht kam — die Prinzessin entfernte sich, und nach einer Viertelstunde meldete ein Kammerherr dem Prinzen, daß er erwartet werde. Er ging, aber kaum war er in der Mitte des Ganges, so löschten plötzlich alle

Lampen aus, die ihn erhellten. Vergebens tappten seine Begleiter und er selbst im Dunkel herum, sie fanden sich weder vor- noch rückwärts. Aergerlich riefen sie endlich laut; aber im Saale vernahm sie niemand vor dem Lärm der Musik und der Tanzenden, und die Prinzessin hielt das Rufen für unartiges Schreien trunkner Jünglinge. Endlich öffnete sie die Thür und ließ den Prinzen ein, der einige Minuten brauchte, sich von einer Verwirrung zu erhohlen, welche sie staunend bemerkte. —«

» Aber sie war zu schön im Erröthen der Schaam, im Glanze der innigsten Liebe, um nicht bald über jedes fremde Interesse in seiner Seele zu siegen. Er umschlang sie mit Glut des Verlangens — ihre Dienerinnen verließen das Zimmer — eine einsame Kerze erhellte sparsam das hochzeitliche Gemach — trunken beide, ahndeten sie die nahende Lust — da erhellten Blitze das Zimmer — fürchterlich rollte der Donner über ihren Häuptern — die Thür sprang krachend auf. —«

15.

Laut schrieen die alte Gräfin und Philippine — denn in demselben Moment sprangen die Flügelthüren des Zimmers wirklich auf — ein Lichtstrom schoß herein, und machte sie auf einige Sekunden blind — und als sie wieder aufsehn konnten, erblickten sie eine Dame hoher Statur, im himmelblauen Gewande, ein glänzendes Diadem mit nickendem Busch von Reiherfedern auf dem Haupt, einen Lilienstengel in der Hand, die majestätisch ernst auf sie los schritt. — Der Schreck war groß — und wiewohl der Graf zu gesetzt war, um sich durch eine solche Mummerei in Furcht jagen zu lassen, so befand er sich in einer andern Verlegenheit. — Als die ersten Lichtstrahlen hereinbrachen, begriff er, daß es sich nicht mehr schickte, so Hand in Hand zu erscheinen, und wollte sich losmachen — es gelang ihm leicht bei Gabrielen, die ihn ganz aus den nehmlichen Gründen selbst befreite, aber durchaus nicht bei Phi-

lippinen, die, von Entsetzen ergriffen, mit beiden Händen die seinige festhielt. — Ueberrascht und geblendet besann er sich nicht gleich, auf welcher Seite Gabriele gesessen hätte, und glaubte, von ihr gehalten zu werden, wehrte sich also aus allen Kräften, aber vergeblich. —

Plötzlich brach die peinliche Angst und Unruhe aller in ein schallendes Gelächter aus, wozu Gabriele das Signal gab; denn die eintretende Sylphentochter wurde von allen für die Jungfer Gabrielens erkannt, die von ihr angewiesen worden war, diese Rolle zu spielen. —

»Sehn Sie, liebe Mutter — sagte die junge Gräfin nach langem Gelächter triumphirend — grade so traten Sie vorhin herein, und grade so wie Sie jetzt über Louisen, erschrack der arme Graf über Sie. —« Neues Gelächter, neuer Spott — eine ausgelaßne Lustigkeit beseelte alle, und riß am Ende selbst den Grafen hin, der wenigstens die

Wendung, und aufrichtig zu sagen, in diesem Augenblick die geistreiche gewandte Gabriele selbst interessant fand. Er blieb in ungemein froher Laune den ganzen Abend da, und als ihm beim Abschied Gabriele mit einem Händedruck und beziehungsvollem Blick fragte, ob er bald wieder kommen, und sich von ihr Mährchen erzählen lassen würde, gab er ihr eine so lebhaft bejahende und verbindliche Antwort, daß sie auf der Stelle durch einen zweiten noch wärmern Druck der Hand vergolten wurde.

Nicht blos der Finsterniß wegen, — der Mond schien ohnedem — ritt der Graf langsam nach Hause. Er war so entzweit mit sich selbst, als er nur jemals gewesen war, aber ganz ohne jene verzehrende Unruhe, die nur dann die Seele ergreift, wenn das Herz in seiner innersten Tiefe durch energische Empfindungen aufgeregt wird. Gabriele hatte seine Sinnlichkeit erregt, und seinen Verstand interessirt — er wiederhohlte

ſich ſelbſt, was ihm begegnet war, anfangs mit Wohlgefallen — allmählig fand er auch die Rückſeite, die ihm nicht ſonderlich behagte — und wenn er alles recht bedachte, ſo wurde ihm heiß vor der Stirn, und er fand ſich wunderſam in Verlegenheit, was daraus werden ſollte. —

Das Mährchen, ſo albern es war, diente ihm zum Spielzeug ſeiner Phantaſie — er begriff nicht recht, was Gabriele damit ſagen wollte, weil er nicht wiſſen konnte, daß das Ganze nur ein Scherztreiben ihres durch Gefühle der Liebe erregten Geiſtes geweſen war — aber genau paßte alles auf ihn, denn war nicht Theodore ſeine Amöna, und Gabriele auf dem Wege, Adelaide zu werden? — und das konnte ſie doch nicht gemeint haben. —

Daheim wurde ihm manches klärer, aber dadurch ſein Zuſtand nicht viel beſſer. Sein Herz konnte ſich nicht von Theodoren trennen, und ſein Verſtand ſagte ihm, daß Ga-

briele ihm nie verzeihen könnte und würde, wenn sie das Mißverständniß des letzten Abends als Mißverständniß kennen lernte. Die Wahrheit zu gestehn, er traute sich bei aller Redlichkeit nicht einmal die Kraft zu, ihr einen Irrthum zu benehmen, der für ihn nicht ohne Annehmlichkeit gewesen war. Um sich zu helfen, machte er einen Gewaltstreich, und beschloß, am folgenden Nachmittag in die Residenz zu reisen, und den Rest des Winters dort zuzubringen.

Beide Familien, von Aarberg und Sassen, hatten das bisher regelmäßig gethan. Nur das mal hatten beide eine Ausnahme gemacht — weil es ihnen so überaus wohl auf dem Lande gefiel — um einmal zu versuchen, wie sich's im Winter da lebte — um Geld zu sparen — aus hundert andern Gründen nebenbei — eigentlich aber, so wenig der Graf darum wußte, um des Grafen willen. Die beiden klugen Mütter hatten sich längst verständigt, und Gabriele war

an und für sich klug genug, um ihre Maasregeln zu begreifen — es ging, bei allem Schein eines guten Erfolgs, so langsam mit der Liebe des Grafen zu Gabrielen, und von den Zerstreuungen bei Hofe war soviel Nachtheil zu erwarten, daß sie einmüthig beschlossen zu versuchen, ob die physische Kälte sein Herz — gegen die Regel — in stärkern Brand setzen und die winterliche Leere, die auf dem Lande immer die Menschen genauer vereinigt, auch ihn bewegen würde, sich endlich einmal so fest anzuschließen, daß er, selbst gegen seinen Willen, für immer festgehalten werden könnte.

Schwerlich hätte also Walther seiner Mutter etwas mehr unerwartetes und auffallendes sagen können, als da er sie am folgenden Morgen sehr bestimmt und unbefangen um Erlaubniß bat, heute noch abreisen, und den Winter in der Residenz zubringen zu dürfen. Sie hatte soviel Geist,

als vornehme Gewandtheit, und ließ sich nicht leicht aus der Fassung bringen. Aber diesmal verlor sie den Leitfaden ganz, und blickte ihren Sohn einige Minuten mit stummen Erstaunen an.

Theodore, welche dabei stand, hatte so wichtige Rücksichten nicht, um vor Schreck zu verstummen. »Sie wollen verreisen?« sagte sie mit sanfter Betrübniß. Und so weit? und auf so lange Zeit? Ach, da wird es recht öde und leer im Hause seyn, und ihre Frau Mutter wird sich über mich ärgern, weil ich sie nicht so gut unterhalten kann, wie Sie. Bleiben Sie doch bei uns, Herr Graf!«

Es gab ihm einen Stich ins Herz, als das reizende Kind, mit so zarter, einschmeichelnder Stimme ihn bat — er hätte sie lieber auf der Stelle dafür geküßt — und wahrhaftig, wär' er allein mit ihr gewesen, sie hätt' ihn mit zehn Worten mehr beredet, da zu bleiben, und alle Gedanken an Entfernung aufzugeben. — Glücklicherweise hatte

sich die Mutter soweit gesammelt, um ihn nach den Gründen dieses schnellen Entschlusses zu fragen, wodurch sie ihm half, sich wieder auf seine Gründe zu besinnen, die er eben rein zu vergessen im Begriff war.

Es ist nicht nöthig, sie näher anzugeben — er bewies, wie jeder, der den Schein der Wahrheit beweisen will, zuviel, denn seine Gründe kamen so zahllos und unordentlich, wie ein Trupp Reiter, welcher dem fliehenden Feinde nachsetzt — und er behauptete, wie sich von selbst versteht, seinen Entschluß, wie allemal, wenn der Entschluß den Grund in sich selbst hat.

»Und was, fragte die Mutter mit sehr bedeutendem Accent, soll ich denn Deinen Nachbarinnen sagen? Oder hast Du gestern schon Abschied genommen? — «

»Seyn Sie so gnädig, zu sagen, daß ich deßwegen nach B. reiste, um das versprochne Diadem selbst zu besorgen. — «

Neue Räthsel für die alte, kluge Ma-

ma! Freilich konnte sie fragen, aber sie war viel zu fein, um eher zu fragen, als sie einer befriedigenden Antwort gewiß war. Und das merkte sie klar, daß hier etwas verborgen läge, was sie durch kluge Aufmerksamkeit leichter, als durch ungestüme Neugier ans Licht bringen würde; also gab sie dem Sohne mit ungewöhnlicher Freundlichkeit Urlaub auf so lange Zeit, als er wollte.

16.

Der Abschied war sehr kurz; aber Theodoren wurde dabei so sonderbar zu Muth, daß sie, noch eh' der Graf fort war, auf ihr Zimmer flüchtete. Da lauschte sie bangerwartend, wenn er zu Pferde steigen würde. Er kam, er blickte an ihr Fenster, als er schon aufsaß, und während der Engländer ungeduldig trippelte, bückte er sich tief und freundlich vor ihr — husch! — weg war er um die Ecke herum. Dem armen Kinde wurde es innen warm, außen eng um die

Brust; die Augen thaten ihm weh; einzelne Thränen drangen hervor, und flossen immer stärker, bis sie endlich recht herzlich zu weinen anfing.

Bis zu Thränen kam es nun nicht bei der Mutter, doch war es ihr auch so sonderbar, daß ihr Sohn sie verließ, und sie starrte ihm traurig über die beschneiten Gefilde nach. Um nicht allein zu seyn, ging sie zu Theodoren, und stutzte ein wenig, sie so tief in Schmerz versunken zu finden. Hier durfte sie wohl fragen, und so fragte sie in der That nach der Ursach ihrer Thränen. —

» Ach — sagte Theodore offenherzig, — es ist mir so bange, daß der Herr Graf weggeht — überall wird er fehlen, und der lange, traurige Winter wird zehnmal länger und trauriger seyn — vergeben Sie —« setzte sie hinzu und lächelte weinend und mit solcher Innigkeit, daß die alte Gräfin Mühe hatte, ihre Rührung zu verbergen — » ich bin freilich noch so kindisch. —«

Es schien der Gräfin grade das Gegentheil zu seyn, und sie erwog im Herzen, daß ihr Sohn doch wohl recht wohlgethan hätte, wegzugehn, wenn nicht um Gabrielens, doch um Theodorens willen. — Diese war von dieser Minute an heiter und gesprächig, und schien den Grafen völlig vergessen zu haben. Aber die Gräfin überraschte sie in den folgenden Tagen noch einigemal in geheimer Betrübniß, und machte sich allerhand bedenkliche Vorstellungen. Ein so gesundes Herz, wie [illegible] mußte übrigens den Schaden bald, wenigstens äußerlich verheilen; sie hatte am dritten Tage ihren ganzen Frohsinn wieder.

Närrisch bleibt immer die menschliche Seelenökonomie, daß der Geist so erstaunlich w[illegible]se, und so faul dabei, und das Herz so blind und dumm, und so überaus geschäftig ist — gewiß ein ungleiches Gespann, das nur mit vieler Kunst eingefahren werden kann! Bei so wenig Kunst aber, als in

dieſer Hinſicht noch bei Theodoren aufgewandt war, mußte natürlich das ſtarkgeſpornte Herz eine gute Ecke vorausgehn, ohne Arges zu haben. — Der abweſende Graf wurde für ſie eine Art von Heiliger, ein unſichtbarer Engel. — So oft ſie ſich die Zeit nahm zu überlegen, überlegte ſie allemal, was er dazu ſagen würde. — Früh und Abends ſchloß ſie ihn ſehr andächtig ins Gebet, und freute ſich kindiſch, als ſie bemerkte, daß ſie jetzt niemals zu beten vergäße, wie ſonſt oft aus Müdigkeit geſchehen war, — und ſo trieb ſie ihren ſtillen Gottesdienſt der Liebe den ganzen Winter hindurch, ohne einen Vertrauten zu haben, und einen zu bedürfen, denn ihre Empfindungen waren ihr ſelbſt zu dunkel, um ſie abſichtlich zu entdecken oder zu verhehlen. —

Auf Gabrielen wirkte allerdings die Entfernung des Grafen ganz anders. Sie rechnete ſtark darauf, daß er ihren Wink verſtanden haben, und am folgenden Mor-

gen erscheinen würde, um zu sehn, wie sie so schön wäre, vom Tage zugleich, und vom Widerschein innerer Befriedigung bestrahlt*) — er kam nicht — auch Abends nicht, um sich wieder ein Mährchen erzählen zu lassen — auch am folgenden Morgen nicht — und Nachmittags that Gabriele ihrer Mutter den Vorschlag, einen Besuch bei der Gräfin Aarberg abzustatten. —

Sie waren auf dem halben Wege, als ihnen ein Courier von Aarberg mit der Nachricht begegnete, daß der junge Graf gestern Nachmittag verreiset wäre, und sich zu Gnaden empfohlen ließe — wohin? — das wußte er nicht; auf wie lange Zeit? eben so wenig, und der Kutscher erhielt Befehl, scharf zuzufahren, um von der Mutter die interessantesten Aufschlüsse einige Minuten früher zu erfahren.

»Nach B. — —? für den ganzen Winter? um das versprochne Diadem zu

*) S. 156.

besorgen? — « Jede las in dem Gesicht der andern Erstaunen und Verwirrung, aber keine fand für gut sich näher zu entdecken, und so wurde diese Neuigkeit von allen, wie verabredet, als etwas gleichgültiges behandelt — doch hätte ein vierter aus der kalten Einsylbigkeit Gabrielens, und der eben so kalten Sprachsamkeit der beiden Mütter, leicht errathen, daß nicht alles war, wie es seyn sollte. Die junge Gräfin ging endlich, und besuchte Theodoren; sie hoffte, aus dem Geplauder des Kindes einige Lichtstrahlen aufzufangen; aber Gabriele war dieser Tochter der Natur zu künstlich und zu vornehm, und sie hätte aus überlegter Bosheit ihr nicht weniger sagen können, als sie ihr aus natürlicher Schüchternheit sagte. —

Sehr unbefriedigt nahmen die beiden Damen Abschied. Unterweges äusserte die Mutter ihre Verwunderung so stark, daß die Tochter mit der ihrigen nicht länger zurückhielt, und die neusten Gründe ganz

offenherzig mittheilte. — Unbegreiflich! — nach einer solchen Scene! — Gabriele vergaß sich so weit, daß sie meinte — aus gekränkter Liebe, hätte sie gern der Mutter weiß gemacht, aber die kannte das Herz ihrer Tochter zu gut, um die wahre Quelle ihrer Thränen nicht zu errathen. Aber sie mißbilligte sie so wenig, daß sie auf die Undelikatesse des Grafen mit der bittersten Heftigkeit loszog —

Was war zu thun — man hatte sich compromittirt, und so stark, daß wenig mehr [illegible] — es wurde beschlossen, eine Freundin in der Residenz zum heimlichen Kundschafter zu bevollmächtigen, und geduldig zu erwarten, was kommen würde. — Ohnedem blieb immer noch die Möglichkeit, daß der Graf schriftlich sich erklärte, und rechtfertigte —

Das geschah indessen nicht — Der Graf

ſchrieb an ſeine Mutter nichts, als ein hofmäſſiges Tagebuch von Feten, Avantüren, Parties de Plaiſir, und empfahl ſich regelmäſſig am Schluſſe Theodoren, und den beiden Nachbarinnen in Erlebach zu freundſchaftlichem Andenken. Auch der weibliche Spion konnte, bei der treuſten Pflichterfüllung, von dem Grafen nichts ſchreiben, als daß er ſich, gleich andern jungen Herren, amüſire.

Dieſe ſo geſucht gewöhnliche Höflichkeit entzückte Theodoren ſo ſehr, als ſie Gabrielen erzürnte. Jene belud die alte Gräfin jedesmal mit unzähligen zärtlichen Gegengrüßen, die ſie vorſichtig in ein kaltes Compliment verwandelte; dieſe erwiederte das kurze Compliment eben ſo kurz, und überließ der Mutter die beſſere Einkleidung. Es half alles nichts; der Graf wiederhohlte ſeinen Spruch in jedem Briefe, als wenn er ihn auswendig gelernt hätte.

Unvermuthet kam er am dritten Oſter-

feiertage zurück. Das Fest fiel spät; das Vergnügen wurde sparsamer in der Stadt; viele seiner Bekanntschaften machten Anstalt, aufs Land zu gehn, weil der Frühling das mal so jugendlich rasch und lieblich erschien. Das erregte in ihm die Sehnsucht nach dem stillen Elysium seines Landguts; und an einem heitern Morgen ließ er aufpacken, und ritt nach Aarberg.

Die Gräfin war grade in Erlebach, und Theodore ging allein im Garten spazieren. Sie hört das Pferdegetrappel — der Graf ritt scharf, vielleicht, weil er sie schon gesehn hatte — sie steht und staunt — es scheint ihr unmöglich — Die Staketen täuschen vielleicht ihre Augen — und doch, er ist es, er ist es wahrhaftig — und schneller, als die galopirenden Reuter, fliegt sie durch den Garten auf den Hof. — Da kömmt er heran gesprengt, der schöne, blühende Mann, glühend vor Freude, von Liebe — mit einem Satz ist er vom Pferde, ihr ent-

gegen, die zitternd vor Entzücken, mit lautklopfendem Herzen, sprachlos auf ihn zueilt — er vergißt, daß ein halbes Dutzend Zuschauer da stehn, und reicht ihr beide Hände — und sie, mit einem Sprunge, hängt an seinem Halse, und küßt ihn und drückt ihn stumm, mit zärtlichen Thränen im glänzenden Auge. —

Hin war die mühsam in vierzehn Wochen erkämpfte Ruhe. — Das Herz des Grafen brach vor Liebe, und er fühlte in diesem Augenblick überzeugend, daß keine mütterlichen Vorstellungen, und alle Gabrielen auf der Welt ihn von ihr nicht zu trennen vermöchten. Doch fühlte er auch, woran Theodore nicht einen Augenblick dachte, daß das Publikum, welches alleweile aus der auf dem Altan lauschenden Amelie, seinem Reitknecht und anderm Hofpersonale bestand, die Wahrheit aus dem, was geschehn war, leichter errathen könnte, als es sollte;

nahm die freudeversunkne Theodore ehrerbietig bei der Hand, und führte sie aufs Schloß.

Sie konnt' es nicht lassen, sie küßte unterwegens die Hand, womit er sie hielt, unzähligemal — sie hatte wieder Worte gefunden, und jedes Wort war ein Laut des Gefühls — wie oft sie an ihn gedacht, wie sie für ihn gebetet, wie sie ihn immer als gegenwärtig gescheut, wie sie sich über sein Andenken gefreut, — wie sehnlich sie seiner Rückkehr entgegengesehn hätte; es mußte alles, alles in dieser Minute heraus, und ihre Hastigkeit hatte den ganzen Bericht vollendet, als sie im Zimmer ankamen.

Der Graf hatte seine Mutter hier zu finden erwartet; denn Theodore hatte nichts von ihrer Abwesenheit gesagt, und die übrigen auch nicht, weil er sie nur kurz, ohne nach irgend etwas zu fragen, begrüßt hatte. Als er nun hier dem entzückten, so viel schöner gewordnen, und durch das Gefühl dieser Minute doppelt verschönerten Mädchen

allein gegenüber ſtand, und von ihr erfuhr daß die Mutter abweſend wäre, da gab er der Klugheit, der Zurückhaltung den Abſchied, ſchloß die Holde in ſeine Arme, und ſchwelgte in dem Vergnügen der reinſten Zärtlichkeit, die jedes Wort, jeder Blick des ſüßen Geſchöpfes ausſprach. Und dennoch nannt' er das Wort Liebe nicht — er ſah ſie in dem offnen Herzen ſchlummern, wie ein lächelndes Kind, und eben das entzückte ihn ſo ſehr, daß er alle unſchuldigen Freuden der innigſten Liebe genoß, und auf's zärtlichſte geliebt wurde, ohne darüber zu ſprechen. Gern ließ er es geſchehn, daß Theodore vom ſchwärmeriſchen Entzücken zur lauten, ſcherzenden Freude überging — ihre Unſchuld hatte ihm die ſeinige wiedergegeben, und mit gleich innigem Vergnügen folgte er in ſtiller Betrachtung jeder neuen Wendung ihres Herzens, weil jede ſo liebenswürdig war. —

Eine Stunde ſpäter kam die Mutter.

Gefreut hatte sie sich wohl immer, ihren Sohn wieder zu sehn, aber heute freute sie sich doppelt. Es war heute zwischen ihr und der Mutter Sassen manches über ihn zur Sprache gekommen — man fürchtete, er würde nie zurückkehren — sie erzählte der Aarberg die ganze Scene mit ihrer Tochter, und diese konnte eben so wenig begreifen, woher ihm grade den Morgen drauf die Lust zu reisen gekommen wäre — sie hatte ihr Wort gegeben, alles ihr zu Gebot stehende Ansehn anzuwenden, um ihn zurück zu rufen, und die ganze Angelegenheit zu beendigen — was konnte erwünschter seyn, als er selbst?

Heute verschonte sie ihn mit allen Unterhandlungen. Abends brachte Amelie die wichtige Neuigkeit von der so zärtlichen Bewillkommungsscene zwischen Walther und Theodore. Die Mutter nahm diese Nachricht viel leichter auf, als Amelie geglaubt hatte; sie war überzeugt, daß ein eigentliches Liebesverständniß zwischen beiden nicht

Statt finden könnte, und fand nur einen neuen Wink darin den Grafen zu einem entscheidenden Schritt zu treiben. Das that sie auch am folgenden Morgen, mit soviel Ernst als Geschicklichkeit. Sie erinnerte ihn zuerst an das Diadem; er brachte es, und bat sie um ihr Urtheil. Sie meinte, daß ihr die Arbeit weniger gefiele, als die Veranlassung dazu. Er nannte das eine leichte Galanterie — sie behauptete das Gegentheil, konnte aber nichts beweisen, weil sie das Vertrauen der beiden Damen in Erlebach nicht verrathen durfte; und mußte zufrieden seyn, ihm den Wunsch, daß Gabriele, und zwar bald, die Seinige werden möchte, so ernsthaft und eindringend ans Herz zu legen, daß dem Grafen zwischen Ja und Nein fast kein Mittelweg übrig blieb. Indessen konnte er sich nicht zum Ja verstehn, und mochte auch das Nein! nicht so grade hinsagen, weil er seine Mutter wegen ihrer eigenthümlichen Vorzüge, und ihrer Verdienste um

ihn selbst, zu sehr schätzte und liebte. Er half sich endlich mit einer scherzhaften Wendung, und bat sie ihn noch einen Maimonat, den so nahen nähmlich, im Genuß seiner Freiheit zu lassen; dann wollte er gern die Flügel, die ihn zeither durchs Land der Ideale getragen hätten, der Scheere übergeben, und aus dem Allerheiligsten poetischer Träume ins Heilige des Brautstandes, und von da in den gemeinen Vorhof der Ehe wandern. — Sie lächelte, und drohte ihm doch halbzürnend zu; und er scherzte so lange, bis sie ihn wieder losgelassen hatte. Doch fragte sie ihn, wenn er das Diadem überbringen würde, und war mit der Antwort, daß es heute geschehn sollte, zufrieden.

Dieses Geschäft war ihm nicht angenehm, doch faßte er Muth, weil es nicht zu ändern war. Seine Mutter hatte gesorgt, daß es ihm nicht zu leicht werden sollte; sie hatte seine Ankunft und seinen Besuch auf den Nachmittag in einem Billet nach Erlen

bach gemeldet, und er fand Gabrielen allein. Es wäre vergebens eine Unterhaltung wiedergeben zu wollen, wo Scharfsinn, gekränkter Stolz, Coquetterie, schonende Höflichkeit, und entschiedene Kälte sich vereinigten. Gabriele fand den Grafen undurchdringlich, unbegreiflich — und als sie das Diadem aus seiner Hand empfing, mochte sie die innerlichkochende Wuth kaum unter süßer Freundlichkeit verbergen, so beziehungslos, so gemeinhöflich, so abgeschmackt bescheiden reichte er es hin!

18.

Was war zu thun? Sie weinte zürnende Thränen, als er wieder fort war, und beschloß endlich mit weiblichem Heroismus, den Grafen in ihre Fesseln zu schmieden, es koste was es wolle. Arme Theodore! wie wirst du unschuldiges, wehrloses Lamm, im Kampfe gegen die geübte Siegerin bestehn!

Noch ahndete Gabriele nicht, daß ein Mädchen, welches alle Welt wegen seiner Unbefangenheit und Güte das Kind nennte, ihre Feindin seyn könnte. — Theodore blieb sich immer gleich, und augenscheinlich aus innrer Ruhe, nicht durch künstliche Fassung, und der Graf hütete sich wohl, nur mit einem Blick eine Zuneigung zu verrathen, die, wie er wußte, nirgends einen Gönner finden würde — darum beschloß sie das Phlegma des Grafen zu reizen, was sie um so gewisser hoffte, da es ihr ja einmal schon über Erwartung gelungen war.

Recht wie gerufen kamen zwei Cousins zu ihr zum Besuch — die Freiherrn Carl, und Wilhelm von Wartenberg. Carl war acht Wochen lang einmal ihr Liebhaber gewesen, und sie hatten sich lachend getrennt, weil sie sich täglich gezankt hatten, mit dem Gelübde, sich zwei Jahre zu meiden, um das Lieben und das Zanken gegenseitig abzulegen. — Wilhelm war ein wilder Jäger, aber

nicht nach Wild, sondern nach Mädchen, die er recht mit Hunden zur Liebe hetzte, wenn sie nicht Gewandtheit, oder Kraft genug hatten, ihm zu entfliehn, oder die Spitze zu bieten. Sie erblickte sie kaum, so war auch ihr Plan gemacht, wozu sie jenen brauchen wollte.

Bei einem Spaziergange also, wo er sie, und Wilhelm etwas weiter zurück ihre Mutter führte, fragte sie ihn zuerst: ob er auch sicher wäre, in sie nicht mehr verliebt zu seyn? — Er schwur auf eine sehr komische Weise auf Ehre und bei allen Teufeln, daß auch der letzte Funke in seinem Herzen ausgebrannt wäre. — Sie äusserte ihm darüber ihr besondres Vergnügen, und bat ihn in dieser Voraussetzung um die Gefälligkeit, sich öffentlich in sie verliebt zu stellen. — Er versicherte, gern zu Diensten zu stehn, wenn sie die einzige Gnade hätte, ihm zu versprechen, daß sie ihn nicht im Ernst beim Worte halten wollte. — — Das

geschah unbedingt, und das Complot war fertig.

Die Mutter wußte darum; aber der erste, welcher getäuscht wurde, war Baron Wilhelm, der seinem Bruder mit etwas starkem Spott zusetzte, daß er die Furcht einer zweijährigen Arbeit in einer Minute wieder verloren hätte. Gabriele wollte ihren Popanz von Liebhaber nicht ganz in die Karte schauen lassen; darum führte sie ihn erst nach Aarberg, als er seine Rolle schon in einigen andern Häusern, wo sich Anbeter vermuthen ließen, gespielt hatte. Beide machten ihre Sache vortrefflich, zum Erstaunen der alten Gräfin — anfangs auch Walthers, der, wie alle Männer, doch seinen Stolz gern durch Gabrielens Zuneigung befriedigt sah, wenn er sie auch nicht erwiedern wollte. Einige Minuten Ueberlegung zeigten ihm indessen alles in anderm Licht; es konnte ihm kein größrer Dienst geschehn, als eine anderweitige Verbindung

Gabrielens, und um doch etwas beizutragen, behandelte er den Baron Carl mit soviel Artigkeit und Zuvorkommenheit, daß er ihn bald zum Freunde gewann. Uebrigens keine Miene, kein Wort des Mißbehagens; er war so ungezwungen heiter, und betrug sich gegen Gabrielen mit soviel Leichtigkeit, daß sie nahe daran war, ihn für immer verloren zu geben.

Aber die Scene an jenem Abend — die stumme begeisterte Zärtlichkeit, welche er ihr gezeigt hatte — sie erröthete halb vor Schaam, halb vor Vergnügen bei dieser Erinnerung, und konnte sich nicht entschließen, den Grafen so schnell aufzugeben — wie sie denn überhaupt nicht zu den schwachen Seelen gehörte, die vor dem ersten Hinderniß so erschrecken, daß sie unverrichteter Sache umkehren. Ob sie wahre Liebe dazu trieb, mögen Kenner und Kennerinnen entscheiden — gewiß ist, daß sie keine Abneigung hatte, zu heirathen, und besser

war es doch auf jeden Fall, einen schönen, reichen, geistvollen Ehemann zu haben. — —

Also versuchte sie noch einigemal, den Grafen durch den gemahlten Liebhaber in ihr Garn zu schrecken, wie ein Volk Rebhühner, aber immer gleich vergeblich. Er wurde so unbefangen, so unausstehlich unbefangen gegen sie, daß sie ihm — sie besaß viel Heftigkeit, die sie doch gut zu verbergen wußte — lieber Ohrfeigen hätte geben mögen — es fehlte noch, daß er ihr Glück wünschte, worauf er in der That einigemal anzuspielen schien; und mit Baron Carl wurde die neue Freundschaft so intim, daß sie am Ende fürchten mußte, ihr ganzes Geheimniß verrathen und sich dem Gelächter beider blos gestellt zu sehn — mit einem Wort, die Hoffnung schwand, und Schaam und Grimm nagten immer mehr an ihrem Herzen.

Plötzlich änderte sich die Scene. Walther wurde ernst, einsylbig, verdrüßlich, steif,

höflich gegen sie, leidend-freundlich gegen Baron Carl, nachläßig gegen Baron Wilhelm — sie spannte alle Sehkraft, allen Scharfsinn an, um die Ursach zu enträhseln — aber wie erstaunte sie, als sie sie fand; wie knirschte sie heimlich, sich so verrathen, so getäuscht zu sehn! —

Theodore war es, das lächelnde hüpfende Kind, welche, ohne irgend eine Absicht, den Grafen in eine Unruhe stürzte, die sie, die kunstreiche, allbewunderte Gabriele, mit allem Aufwand ihrer Geschicklichkeit nicht zu erregen vermochte! Auf ihr hafteten wild und finster seine flammenden Blicke. — Sie durfte nicht mehr daran zweifeln, um ihretwillen hatte er seine Laune so schnell geändert! —

Baron Wilhelm fand die Kleine — die nun einmal so hieß, wiewohl sie kaum anderthalb Zoll kleiner war, als Gabriele, allerliebst; und nachdem er einigemal, aus

Achtung gegen die alte Gräfin, sich begnügt hatte, den ruhigen Beobachter zu spielen, begann er seine gewöhnliche Jagd. Er trieb sie erst zur Lustigkeit, was ihm nicht schwer fiel, dann zur Ausgelassenheit, was ihm nicht viel mehr Mühe kostete, und in der That, er hatte sie schon zu soviel scheinbarer Vertraulichkeit gebracht, daß er nach seinen Erfahrungen die Uebergabe erwarten mußte, wenn es ihm beliebte. Indessen entschlüpfte ihm Theodore, die gar nichts Arges dachte, und als eine kleine wilde Hummel nur an dem lustigen jungen Menschen Vergnügen fand, mit derselben Leichtigkeit, womit sie sich ihm hinzugeben schien; und dieses gegenseitige Scharmuziren konnte nicht abgehn, ohne bemerkt zu werden. Der Graf, der anfangs ganz ruhig zugesehn hatte, fing endlich Feuer; noch mehr verdroß ihn, daß Theodore den Baron Wilhelm ein paarmal mit ungeheucheltem Enthusiasmus lobte; bis er zuletzt, von allen Qualen der Eifer-

ſucht ergriffen, die Gewalt ganz verlor, ſeinen Unmuth zu verbergen.

Gabriele machte dieſe Bemerkung mit einer Freude, wie ſich Engel, nehmlich böſe, freuen. — So ſehr es ſie kränkte, mit ſoviel Bildung, und ſoviel Anſprüchen (ſie hatte ſoviel Liebediener gehabt, daß ſie jedes männliche Herz als ein Regale anſah, und ſelbſt von ihren Bedienten bedeutende Blicke und Seufzer duldete, ſo wenig ſie geſonnen war, ſie zu vergelten —) einem unbedeutenden Kinde nachgeſetzt zu ſeyn, ſo fand ſie doch ſtarke Genugthuung in dem Gedanken, an dem Grafen eine Rache zu nehmen, die ihn vielleicht endlich doch zu ihren Füßen führte, gewiß aber genugſam für ſeine gegen ſie bewieſene Boßheit peinigte. Boßhaft genug — doch verſtattet die peinliche Gerichtsordnung jedem Delinquenten einen Anwald, und ich will mich der ſündigen Gabriele annehmen, und zu ihrer Entſchuldigung ſagen, daß ſie in der That kaum anders vorausſehen kon-

te, als; der Graf habe sie absichtlich in jener Stunde, wo sie soviel Schwachheit gegen ihn bewies, in die Falle gelockt.

Sie zog also Baron Wilhelm ein wenig mit Theoderen auf; und da er gar nicht läugnete, daß er es darauf anlegte, in dem Netz dieser kleinen Spinne hängen zu bleiben, und sich zum Zeitvertreib ein wenig von ihr martern zu lassen, um dann, als der Stärkere, Netz und Spinne zugleich mit wegzureißen; so ermunterte sie ihn noch mehr, indem sie, als eine Kennerin, die frischaufblühenden Reize Theodorens pries. Zwar wußte Baron Wilhelm dergleichen selbst zu beurtheilen; denn die Mädchen waren seine Pferde, und Hunde, sein l'Hombre und Faro, und was sich sonst noch für noble Passionen finden mögen; — aber das Lob und die Stichelreden seiner schönen Cousine wirkten doch etwas kantharidenmäßig, und vermehrten in ihm die edle Wärme, welche bekanntermaßen der Hebel zu allen gro-

sten Thaten ist, die nicht blos gedacht, auch gethan werden. — Gabrielens Freundschaft und Feindschaft — denn hier war ein Drymel von beiden — blieb bei Worten nicht stehn; um dem Cousin seinen Feldzug zu erleichtern, machte sie mit der Mutter aus, daß Aarbergs — Theodoren mit eingeschlossen — nach Erlebach gebeten wurden. Alles war arrangirt; und die beiden Hauptpersonen, Baron Wilhelm und Gabriele, rüsteten sich aus allen Kräften, jener mit grossem Lärm, diese ganz heimlich, mit allen Waffen, die studirte Liebenswürdigkeit gewähren kann.

Als die Gesellschaft beisammen war, begann Baron Wilhelm seinen Angriff nach allen Regeln der Kunst, die vom Ovid bis Wieland aufgestellt worden sind, und sonderlich schwer konnte es ihm nicht werden, die gute Theodore bis auf einen gewissen Grad zu treiben. Zum innigen Vergnügen Gabrielens bezeugte die immer mehr versauern-

de Miene des Grafen, daß er die Fortschritte seines Gegners zur Genüge bemerkte. Theodore wurde endlich doch durch den Ungestüm ihres Helden beunruhigt, und zog sich zur alten Gräfin zurück. Aber böhmische Bergleute kamen, und spielten auf — das Wetter, im Mai, war nicht zu warm und nicht zu kühl — ein ausgesucht schöner Boulingrin bot sich grade vor dem Pavillon dar, wo die Gesellschaft Kaffee trank — kurz, es wurde ein Ball à l'improviste veranstaltet, aus drei Paaren bestehend — Walther mit Gabrielen, Baron Carl mit der alten Aarberg, und Baron Wilhelm mit Theodoren. Die Kleine tanzte so gern, wiewohl aus Mangel an Kunst und Uebung nicht vorzüglich, und Baron Wilhelm war ein so rascher, gewandter Tänzer! In ihr Vergnügen verloren dachte sie nur an sich und ihn, und wirbelte sich mit ihm umher, daß es eine Lust war. Die Mutter Aarberg wich als Veteranin bald vom Platze,

und Gabriele fand diesmal auch ihre Rechnung mehr beim Zuschauen. Folglich drehten sich Baron Wilhelm und Theodore allein im Kreise, zu großem Amüsement sämmtlicher Anwesenden, nur nicht des geplagten Grafen. Denn Theodore verstand von der feinen Gränzlinie des Schicklichen und Unschicklichen, wie sie der Hautgoût vornehmer Lebensart gezogen hat, noch zu wenig, um nicht in einigem Grade auffallend zu werden; und sie hing mit den großen, blitzenden Augen so selig begeistert an ihrem flinken Tanzmann, und lachte ihm bei jedem scherzenden Wort so aus voller Seele zu, daß der ganze Anblick für einen unglücklichen Pastor Fido, wie der Graf, wenig erbaulichen Anschein hatte; so geringe Gefahr auch vor der Hand wirklich zu besorgen war. — Leserinnen von einiger Erfahrung werden aus eignem Gefühl am besten beurtheilen können, ob eine funfzehnjährige Mädchenseele, unter dem lachenden Mai-

himmel, mit Blüthenduft getränkt, bei böhmischer Tanzmusik, von einem gewandten Tänzer umfaßt, nicht ohnfehlbar den Zügel schießen läßt, ohne darum, wie es vergeßlichen Matronen scheint, grade durchzugehn.

So schien es auch dem armen Grafen; und dieser Anschein spannte ihn auf alle Grade der Tortur. Gabriele versäumte nicht, mit dem angenehmsten Witz über die Tanzenden ihn zu unterhalten; aber selbst die schärfsten Pointen wollten ihm kein Lächeln abgewinnen — stumm, finster, seufzend saß er da, und ließ nur zuweilen eine verkehrte Antwort vernehmen. Er rang mit sich selbst, die Unbesonnene wegen ihrer Frechheit, wie er es nannte, in der Stille zu verachten — aber er hatte nichts als Angstschweiß von dieser Mühe; und ein einziger Rückblick auf Augenblicke, wo er bis auf den klaren Grund ihres engelreinen Herzens geschaut hatte, machte sie vergeb-

lich. Auf die Fieberhitze folgte Frost; er klapperte im Ernst mit den Zähnen, und zitterte an allen Gliedern, daß Gabriele ihn höchst mitleidig fragte, was ihm fehlte. Ein kleiner Fieberanfall, der bald vorübergehn würde — aber die ganze Gesellschaft wurde aufmerksam; der Tanz hörte auf; alle bedauerten ihn, und die besorgte Mutter schickte ihn nach Hause, weil er sie durchaus nicht der Gesellschaft rauben wollte.

Aber daheim faßten ihn sieben böse Geister, noch viel grimmiger, als der, welchem er durch seine Heimkehr entflohen zu seyn glaubte. — Mit den starken Tinten der Liebe trug er sich selbst das Gemählde von dem auf, was jetzt in Erlebach geschehn würde — sie war verloren — es war klar, daß sie ihm für immer verloren wäre — und in dieser herzzerreissenden Ueberzeugung rannte er einsam im Garten umher, wie ein Rasender; bis er vor Müdigkeit nicht mehr konnte, und in demselben Pavillon, wo

er sie das erstemal umarmt hatte, sich hin aufs Canapee streckte, und wie ein Sterbender seufzte.

19

In Erlebach war anfangs die Störung etwas merklich. Theodore hing den Kopf, weil ihrem lieben Grafen nicht wohl war, und die Mutter zeigte sich auch etwas bekümmert, nicht minder Gabriele. Die beiden Herrn sprachen indessen sehr nachdrücklich Trost. — Der Tanz wurde wieder angefangen, und in einer halben Stunde war alles wieder im alten Gleise. Doch ließ sich die Gräfin nicht durch den Mondschein halten, und fuhr Abends zeitig nach Hause.

Theodoren summten die hüpfenden Melodieen noch immer in den Ohren, und ihre Füße trippelten in ewiger Bewegung fort. Kaum hatte sie auf ihrem Zimmer ihr Staatskleid mit einem Negligé vertauscht, so hüpfe

te sie singend in den Garten, und sang und tanzte aus einem Gange in den andern. Ohne an den Grafen zu denken — denn nicht Er, Baron Wilhelm hatte ja mit ihr getanzt — näherte sie sich dem Pavillon, wo der unglücklichste aller Grafen und Liebhaber lag, und sich selbst, und die Welt verfluchte.

Sie wäre richtig vorbeigesprungen, denn ihr war es um freien Spielraum zu thun — aber der Graf hörte ihre Stimme; seine Wuth verdoppelte sich bei den lustigen Cadencen, welche sie trillerte; und blos, um den armen Wicht von Mädchen durch kalte Hohheit recht zu Boden zu drücken, stand er auf und trat an die Thür. —

Armer Graf! — er sah sie kaum, wie einen Schmetterling über Blumen schwebend, von Frohsinn belebt, und schöner geröthet, so wich der Zorn der alten Bezauberung; die kalte Hohheit verlor sich mit ihm, und nichts als ein Jammergesicht

gekränkter Liebe blieb übrig. Sie stuhte als sie ihn in der Entfernung von einigen Schritten gewahr ward — Ach! — rief sie aus, als sie ihn erkannte — Herr Graf, sind Sie wieder wohl? aber wird Ihnen die Abendluft nicht schaden? —

»Ich denke nicht« — antwortete er kalt; denn der Zorn ließ sich wieder spüren, und brachte einige Hohheit mit —

»Aber sagen Sie doch, was Ihnen fehlte? —«

»Mädchen, und Du fragst? —« rief er so laut und heftig, daß Theodore erschrocken die Hände faltete, und ihn mit stummen Erstaunen ansah. — In ihrer bittenden furchtsamen Miene lag soviel Aufrichtigkeit, daß es ihm wie Schuppen von den Augen fiel — er gab seinen Argwohn nicht auf, aber soviel begriff er endlich, daß er Theodoren nicht wie eine Geliebte von métier behandeln könnte; und so sagte er etwas sanfte

— »ich glaubte, Sie liebten mich, Theodore? —«

»Und ist das nicht wahr? —« fragte sie rasch und wehmüthig, und schnelle Thränen rollten über die lusterhitzten Wangen — »und ich hab' es Ihnen so oft gesagt! —«

»Wenn es wahr wäre, so würden Sie —« sagte er noch sanfter, und schon völlig entwaffnet, aber er schämte sich, seine Eifersucht zu verrathen, und blieb verstummend mit wehmüthig entzücktem Blick an dem lieblichen Mädchen hängen, das seinen innern Schmerz über den geäußerten Verdacht mit soviel Wahrheit zeigte. —

»Ich hab' es wohl gesehn — sagte sie nach einer Pause gutmüthig und zärtlich — daß Sie nicht zufrieden waren — die Augenbraunen hingen so tief, und hier —« indem sie ihn mit der flachen Hand über die Stirn strich — »war alles so faltig — aber ich habe gar nicht an mich gedacht; denn was habe ich Ihnen denn Uebels gethan? —«

Statt der Antwort nahm er ihre Hand, und drückte sie fest an seine Lippen, als wollt' er sich selbst den Mund verschließen, etwas zu sagen, was ihr weh thäte.

»Ich glaubte, fuhr sie fort, Sie ärgerten sich, daß die junge Gräfin mit Baron Carl so gut war; denn die Leute haben mir immer gesagt, sie wäre Ihre Braut — und da hat sie sehr unrecht gethan. — «

»Und wenn sie nun nicht meine Braut wäre? — wenn ich eine andre hätte? — Rathen Sie einmal, ob Sie sie herausfinden? — «

»Kenn' ich sie denn? — «

»Wie sich selbst — «

Theodore nannte alle Damen aus der Nachbarschaft — alles nichts. — »Nun so kenn' ich sie nicht « — sagte sie, als er zu allen Nahmen den Kopf schüttelte. —

»Sie haben eine vergessen, und grade die es ist — «

»Wahrhaftig? — « Sie zählte noch ein-

mal herum; es blieb beim Alten. »O, sagen Sie mir's, rief sie bittend, ich kenne weiter keine. —«

»Sie selbst,« sagte der Graf, bis in's Innerste gerührt, mit übergehenden Augen; denn in demselben Moment gelobte er ihr ewige Liebe und Treue — und zugleich zog er sie mit der einen Hand an sich, und streckte die andre aus, sie zu umfangen, und an sich zu drücken — aber mit schallendem Gelächter riß Theodore sich los, drehte sich auf Einem Fuße herum, und rief, indem sie lachend in die Hände klatschte — »wie haben Sie mich angeführt! —«

Ihr Lachen schlug allerdings wie ein Eishauch an das glühende Herz des Grafen, und schreckte seinen Arm zurück — aber nur auf einige Sekunden — Wild ergriff er das zarte Geschöpf, hob sie wie ein Kind in die Höhe, preßte die Erschrockne an seine Brust, und verschloß ihr mit heftigen Küssen den Mund, daß sie weder schreien noch etwas

ſagen konnte — und ſo folgte er halb bewußtlos dem innern Sturme des Gefühls, bis er, wie aus einem Traum, erwachte, und ſtatt der Geliebten eine Leiche im Arm hielt!

Wer ſchildert ſein Entſetzen? — Er trug ſie hinein, legte ſie auf's Kanapee, wollte laufen und Hülfe holen, fürchtete ſich, ſie entſeelt hier allein zu laſſen, fluchte, betete, weinte, und kam natürlich nicht von der Stelle, bis ſie von ſelbſt die Augen wieder aufſchlug. —

Theodore, von ihr fremden Gefühlen gleichſam im Sturm ergriffen, von ſeinen Armen krampfhaft zuſammengedrückt, hatte ihr Bewußtſeyn vor Schmerz und Angſt verloren, die ſeine ungeſtümen Lippen ihr nicht zu äußern erlaubten. — Die erſte Bewegung, als ſie erwachte und den Grafen als ein Bild der Verzweiflung vor ſich ſtehn ſah, war Schreck — ſie fuhr zuſammen, ſchüttelte ſich, und brach in Thränen aus, ohne ſelbſt zu wiſſen worüber? —

Ihre Betrübniß gab ihm ſeine Faſſung wieder — er kniete vor ihr hin, nahm ihre Hand, und küßte ſie zärtlich, aber beſcheiden — ſie litt alles, denn ſie fürchtete ihn ſeit der verfloßnen Minute — »Theodore, ſagte er ſanftflehend, liebe gute Theodore! — «

Der Accent der Liebe beſänftigte ihr Herz — ſie heftete die Augen wehmüthigzärtlich auf ihn — Wie ſchön war ſie in dieſem Blick der Liebe, der gebrochen durch Thränen hervorſchimmerte! —

Der Graf bat um Verzeihung — in ſeinem Tone lag jene rührende Gewalt, in ſeinen Worten jene ergreifende Beredtſamkeit, welche der innre Kampf mit einer an ſich tadelloſen, aber übermächtigen Leidenſchaft allemal gewährt. — Schmerz, Liebe, Hofnung ſprachen aus ihm, wie himmliſche Harmonieen — er gab ſich knieend hin, mit allem äußern Glanz, den er beſaß, mit aller Fülle des edelſten und zärtlichſten Herzens, das über ſeine Lippen floß. —

Theodore schwieg — es war ihr zu neu, was sie hörte, was sie empfand — aber allmählig vertrockneten ihre Thränen — das kindische Lächeln der Unschuld auf ihrem Gesichte wich einer höhern Begeisterung — in träumerisches Entzücken verloren hingen ihre leuchtenden Augen an dem Geliebten — zuweilen regte sie sanftlächelnd die Lippen, als wollte sie sprechen; doch stahl sich kein Wörtchen hervor, denn die Sprache hatte keins für ihr Herz — und plötzlich, ohne ein Wort zu sagen, richtete sie sich auf, legte die weichen Arme sanft um den Nacken des Grafen, und drückte die glühende Wange zart an die seinige. —

Da stieg mit himmlischer Freude der Genius beider von oben herab, und segnete sie, daß sie sich ewig, und durch alle Prüfungen der Zeit immer reiner und fester lieben sollten! — —

20.

Vergebliche Mühe, eine Sprache nachreden oder schreiben zu wollen, die, als das grade Gegentheil der Chinesischen, mit Einem Laut eine unendliche Reihe von Empfindungen und Begriffen bezeichnet; jedem unverständlich, bis Eine Minute, wie durch einen Zauberschlag, das Band seiner Zunge, und die Fessel seines Geistes löset, und er so vollkommen versteht, als er verstanden wird! —

Eine Stunde flog hin, wie ein Gedanke, und der Graf, so berauscht von Entzücken, als er war, bedachte dennoch, daß sie sich trennen müßten. Wie oft hieß er sie gehn, um sie bittend wieder zurückzurufen — wie oft fragte er sie zweifelnd wieder, nur um den Glockenton ihrer Stimme, nur um das süße Wort der Liebe zu vernehmen — wie hielt er sie, ohne es zu wissen, so fest, als er das letzte Lebewohl aussprach! —

Sie ging endlich, in heitrer Stille; denn

ihr reines kindliches Herz fühlte nur die Luft zu lieben, und keinen Wunsch als den, welchen ihr das Schicksal heute als die holdeste Gabe erfüllt hatte; himmlische Träume flatterten um ihre leichtgehobene Brust, und geleiteten sie zu ihrem Lager, wo sie, von Tanz und Liebe ermüdet, bald einschlief; und schlummernd sah sie noch immer in das freundliche Auge des Geliebten, und hörte den süßen Ton seiner Stimme!

Gutes Mädchen! wandle durch das Elysium deiner Träume; denn während du schlummerst, wacht der Neid, und sinnt, wie er es zerstöre — und bald wird der Stern der Liebe, der im milden Schimmer für dich aufging, in Gewitterwolken wieder untergehn! — Amelie, blassen Angedenkens, hatte in Abwesenheit ihrer Herrschaft, dem homme de chambre Mr. Faron in den Garten bestellt, um sich mit ihm — über wichtige Angelegenheiten zu besprechen. Sie hatte den Platz des Stelldichein an das äu-

ferſte Ende des Luſtwäldchens verlegt, um nicht behorcht zu werden, und weil der Raſen dort ſo weich, und alles ſo hübſch kühl und ſchattig war. Die Rückkunft des Grafen, welcher ritt, war beiden im Eifer der Unterhaltung unbemerkt geblieben; die der Gräfin kündigte ſich aber ſehr vernehmlich durch das Raſſeln der Kutſche auf dem Steinwege, und das Peitſchknallen des Kutſchers an. Amelie eilte alſo zu ihrer Dame zu kommen; aber weil ſie Mr. Faron grade äuſſerſt intereſſant unterhielt, ſo konnte ſie bei der höchſten Eilfertigkeit unter einer halben Viertelſtunde nicht vom Stapel laufen. Endlich ſchlich ſie leiſe und ſcheu durch den Garten, um unbemerkt ins Schloß zu gelangen. Grade als ſie an ein mit Weinlaub verhülltes Fenſter des Pavillons trat, hörte ſie dem Grafen die bekannten Worte ausſtoßen — »Mädchen, und du frägſt? — « — Keine irdiſche Gewalt hätte ſie jetzt von der Stelle zu bringen vermocht, und ſie wartete in der

That alle Akte des Schauspiels ab; nur der letzte war ihr zu einförmig, und zu langweilig, und sie kam völlig ungesehn ins Schloß, wo die Gräfin schon ausgezogen war.

Sie konnte den Sturm voraus sehn, der ihr am Morgen bevorstand — ein Stubenmädchen hatte ihre Stelle vertreten, und so ungeschickt, daß die Dame die meisten Nadeln selbst hatte ausziehn, und wieder stecken müssen. — Um so weniger Bedenken trug sie, die skandalöse Anekdote von der nächtlichen Zusammenkunft ihres Sohnes mit Fräulein Caroline der Gräfin als einen lindernden Versöhnungstrank bereit zu halten. Gesagt, gethan — Die alte Dame ließ sich ziemlich zornig aus, kam aber um so früher zur Ruhe, da Amelie auch nicht ein Wörtchen erwiderte, als daß sie sich auf der Promenade verspätet hätte — und an diese Entschuldigung knüpfte sich auf die natürlichste Weise von der Welt die Erzählung von dem Abenteuer beim Pavillon.

Amelie übertrieb wenig, denn sie war überzeugt, daß die Wahrheit hier hinlänglichen Eindruck machte, und kannte das Zutrauen der Gräfin zu ihrem Sohne, und zu Theodoren so weit, um boßhafte Bemerkungen zu unterdrücken. Diese sagte kein Wort dazu, hörte aber aufmerksam bis ans Ende, und verbot ihr, irgend jemand etwas sagen. Amelie konnte das mit gutem Gewissen versprechen; denn sie hatte ihre Lust zu sprechen schon so gebüßt, daß das ganze Haus eher als die Gräfin davon unterrichtet war.

Diese überlegte in der kurzen Stunde welche ihr übrig blieb — denn Sassens und die Wartenbergs aßen heute wieder bei ihr — mit schwerem Herzen, was sie thun sollte. Zweifeln konnte sie kaum an der Wahrheit — denn wie viel Beweise hatte sie selbst früher gefunden? Doch daß es dahin kommen könnte, hatte sie nie geglaubt, sie hatte auf ihres Sohnes Verstand und Theodorens Unbefangenheit gebaut. Sie

durfte allerdings von ihrem Sohne, so frei als er war, einen gewissen Grad Nachgiebigkeit erwarten — aber wenn er nun auf seinem Sinn bestand! — Der reiche Aarberg, mit so manchem fürstlichen Hause verwandt, der Erbe einer halben Million und drüber, verbunden mit einem armen Mädchen, der Tochter eines simpeln Edelmanns, eines pensionirten Hauptmanns! — So zärtlich sie Theodoren wirklich liebte, so wäre sie doch fähig gewesen, sie nur um dieser Vorstellung willen zu [illegible] und sie beschloß unwiderruflich sie zu entfernen. Doch wollte sie erst durch eigne Beobachtung ihrer Sache gewiß seyn, und dann Theodoren selbst zu dem Entschlusse vermögen, den sie für nothwendig erkennen mußte.

Es fiel ihr nicht schwer, auszufinden, was sie schon wußte. Wie hätten beide ohne jenen verklärenden Schimmer der Liebe seyn können, der, wie jeder Lichtglanz, verschönert, aber auch verräth? An ihrem Soh-

ne keine Spur jenes Trübſinns, der geſtern ſeine Züge entſtellte. — Noch nie hatte ſein Auge unter der offnen Stirn ſo keck und fröhlich hervorgeſtrahlt, noch nie war er ſo reich an Witz, ſo unterhaltend, ſo liebenswürdig geweſen. Theodore im Gegentheil, die ſonſt ſo leichtſinnig alles ausplaudernde Theodore, die ſchlechterdings keinen Gedanken anders zu laſſen wußte, als auf der Zunge, war ſtill, freundlich-ernſt, ſchwermüthig weich und gut; ſie lebte augenſcheinlich nur für ihren theuern Grafen; an ihm hingen ihre frohleuchtenden Blicke, und ſchienen jedes Wort von ſeinem Munde wegbaſchen zu wollen.

Was die alte beſorgte Mutter ſah, ſah die lauernde Gabriele auch, und vergebens ſuchte ſie ſich durch ſarkaſtiſchen Spott für das, was ſie ſah, zu rächen. Die gutmüthige Theodore war zu zerſtreut, und zu arglos, um ſich getroffen zu fühlen; und der Genius des Grafen hatte durch das Gefühl

beglückter Liebe soviel Schwungkraft bekommen, daß er die Perfiflage Gabrielens mit einer Einheit und Bosheit zu vergelten fähig war, die sie bis zur innern verzweifelnden Wuth trieb. Die Reihe war heute an ihr, gequält zu werden, wie sie den Grafen gequält hatte; und nach einem in langweiliger Spannung verlebten Nachmittage brachen alle Gäste unter einem unbedeutenden Vorwand auf.

Als sie fort waren, fand der Graf Gelegenheit, Theodoren [illegible] bitten, daß sie wieder zum Pavillon kommen möchte, und sie versprach es ihm so froh, so gern! Nach dem Abendessen beurlaubte er sich, um spazieren zu gehn, und Theodoren behielt die Gräfin da, um ihr noch ein halbes Stündchen vorzulesen. Sie nahm sie mit sich in ein entferntes Zimmer, und nöthigte sie mit gütigem Ernst, sich neben sie auf das Sopha zu setzen.

„Liebe Tochter — redete sie sie an, und

ſie war gewohnt, ihr dieſen Nahmen zu geben — Sie wiſſen, daß ich Sie vom erſten Tage Ihres Hierſeyns an mit mütterlicher Zärtlichkeit behandelt habe —«

Theodore küßte ihr dankbar die Hand —

»Ich muß Ihnen zeugen, daß Sie mir bis jetzt keine Veranlaſſung gegeben haben, die Liebe, die ich an Sie wendete, zu bereuen — Sie waren immer dankbar, folgſam, und hörten auf meine Worte, als wäre ich wirklich Ihre Mutter — — um ſo zuverſichtlicher darf ich von Ihnen fodern und hoffen, daß Sie mir in einer für uns beide höchſt wichtigen Sache die Wahrheit ſagen werden —«

Theodore, durch dieſe Güte erweicht, und mit frohen Ahnungen erfüllt, gab die ſtärkſte Verſicherung —

»Sagen Sie mir, wie ſtehen Sie mit meinem Sohne? —«

Die Gräfin faßte bei dieſer Frage die Delinquentin ſcharf ins Auge — ſie ſetzte

voraus, die in solchen Fällen gewöhnliche Verwirrung zu bemerken — aber zu ihrem grossen Erstaunen zeigte sich an Theodoren durchaus keine Veränderung, als daß sie mit frohverleuchtendem Antlitz der Gräfin offen ins Auge blickte — ohne zu antworten, denn sie hatte den Sinn ihrer Frage nicht gefaßt —

»Er liebt Sie, wie ich glaube« — fuhr die Gräfin fort —

»Er hat es mir gesagt, hundertmal, unzähligemal — sagte Theodore lebhaft — und er ist so unendlich gut, daß er einem Kinde wie mir, gewiß die Wahrheit gesagt hat —«

»Und Sie lieben ihn doch wohl auch? —«

»Darf ich Ihnen das erst sagen, Frau Gräfin? — antwortete sie noch feuriger — Sie wissen es ja selbst, Sie haben uns ja immer gesehn —«

»Immer? —« wiederhohlte die Gräfin scharf; denn ganz kannte sie dieses Herz

noch nicht, und konnte es wohl niemals ganz verstehn — »auch gestern Abend im Pavillon? —«

Warum erröthetete doch Theodore? — »Da freilich nicht — ich traf den Herrn Grafen von ohngefähr — und — und —«

Sie stockte mit vieler Verlegenheit, blos darum, weil sie nichts zu erzählen wußte — denn vollkommen bewußt war sie sich der dort empfundnen Seligkeit, aber wie sie entstanden, und woran sie geknüpft war, hatte sie noch nicht bedacht —

»Wollen Sie mir nicht erzählen, was mein Sohn Ihnen gesagt hat? —«

Theodore begann gehorsam zu erzählen, — ach, was mußte die alte Gräfin hören? — und was mußte sie sehn? —

Diese holde Mischung von Unschuld und Liebe, diese treue Schilderung der stärksten Leidenschaft, die von sich selbst nichts wußte, dieses rührende Gemählde einer Seligkeit, die sie aus Liebe zu einem Vorurtheil zu

vernichten im Begriff ſtand, entwaffnete auf einige Minuten die Weisheit der Mutter; ſie beugte ſich ſanft zu der begeiſterten Theodore, und küßte ſie mit ſtillen Thränen. —

»Und was glauben Sie, — fragte ſie nach einer Pauſe ſehr ſanft, — was das Ende davon ſeyn ſoll? —«

Theodore ſah ſie groß an, und antwortete nichts, denn in der That, ſie lebte ſo mit ganzer Seele [illegible], daß ſie an das Ende noch nicht gedacht hatte —

»[illegible] Sie heirathen wird? —«

»Heirathen? —« wiederhohlte Theodore wie vorhin — denn von ewiger, unbegränzter Liebe hatte der Graf wohl geſprochen, und daß er ganz, und mit allem, was er hätte, der ihrige wäre, aber [illegible] Heirathen nicht; und eine gleiche Liebe fühlte ſie gegen ihn, aber dieſe Liebe war zu edler und reiner Natur, um ſich nicht ſelbſt zu genügen — »heirathen? —« wiederhohlte ſie

noch einmal lächelnd — denn ſie begriff eben, daß es doch wohl ſo übel nicht ſeyn möchte — ſie dachte ſich ihren Vater, und ihre Mutter, die in ſo erfreulicher Eintracht lebten — und — denn warum ſollte ſie nicht? — ſich ſelbſt als Gräfin von Aarberg, ſchimmernd und reich; und dieſe Ausſicht führte ihr ein ſo zahl- und regelloſes Heer von erfreulichen Bildern vor, daß ſie träumeriſch in ſich ſelbſt verloren kein Wort weiter ſagte —

»Glauben Sie das im Ernſt? —«

»Ich weiß es wahrhaftig nicht, Frau Gräfin! Wenn Er will, ich wäre es wohl auch zufrieden —«

»Wahrhaftig? — ſagte die alte Gräfin empfindlich — aber ſie beſann ſich wieder und fragte halb im Scherz — »und meine Einwilligung würden Sie wohl auch vorausſetzen?

»Gewiß — erwiederte Theodore arg-

los — Sie sind ja so gut, und haben mich so lieb —«

»Ja ich liebe Sie, gutes Kind — sagte der Graf sehr ernst — und eben darum muß ich Sie einer Täuschung entreissen, die, wie ich sehe, Ihnen schon so gefährlich geworden ist — es kränkt mich tief von meinem Sohne, daß er eine Unschuld, wie die Ihrige, zu hintergehen fähig war —«

[redacted]

»Ich will Ihnen sagen, was das Ende dieser Zuneigung [redacted] Sie werden eine Zeitlang so entzückt, wie gegenwärtig, fortträumen. Vielleicht mein Sohn, vielleicht Ihr eignes Herz wird Sie aus dieser unnatürlichen Ruhe reissen, und Sie werden durch Wünsche empört werden, welche früher oder später das Gefolge der Liebe sind. Hat mein Sohn dann noch soviel Edelmuth, Sie soviel Besonnenheit, dann werden Sie fliehn, und der Friede des Lebens wird auf ewig aus Ihrem Herzen gewichen seyn; Sie werden

das Bild Ihrer eingebildeten Glückseligkeit festhalten, und darüber Ihr wahres Glück verlieren. Sie werden, von Leidenschaft abgespannt, sich eben so unfähig zu den unschuldigen Freuden des Lebens, als zu Erfüllung Ihrer Pflichten fühlen. Oder die Leidenschaft raubt meinem Sohne den Rest edler Gesinnung, Ihnen den Ihrer Besonnenheit — und er, froh über Ihre Schwäche, entreißt Ihnen Ihren einzigen Reichthum, und den höchsten jedes Mädchens, Ihre Unschuld — wiegt Sie in den Taumel verbrecherischer Genüsse, um Sie, wenn er gesättigt ist, erbarmungslos Ihrer Reue, dem Spotte der Welt, und der Verachtung und dem Zorne Ihrer nächsten und liebsten Freunde zu überlassen ——«

»Das wird er nie, nie, nie!« — rief Theodore lebhaft —

»Sie zweifeln daran — Sie schmeicheln sich mit der Aussicht, seine Gemahlin zu werden — gut, ich will ihn dieser Selbst-

vergessenheit für fähig halten — welches Glück werden Sie gewonnen haben? — Das, der Spott einer Familie zu seyn, die Sie mit Ihrem Gemahl entzweit hätten, der Abscheu einer Mutter, der Sie ihren Sohn entrissen hätten, die ihn aufs zärtlichste liebt, und dann nicht mehr lieben könnte —«

»O guter Gott! —« rief Theodore weinend, und hob beide Hände flehend empor — »und würden Sie ihn dann nicht mehr lieben? —«

»Ich wünschte —« sagte die Gräfin hart, denn sie wurde empfindlich, und eilte darum rascher zum Zweck — daß Sie Klugheit genug besäßen, um selbst einzusehn, daß Sie an Stand und Vermögen zu weit unter meinem Sohne stehn, um je an ihn denken zu können. —«

»Aber — würde er denn aufhören ein Graf zu seyn, wenn er mich heirathete? und ist er nicht reich genug? —«

»Hab' ich eine Schlange in meinem Bu-
ſen erzogen? —« ſagte die aufgebrachte
Gräfin ſo heftig, daß die zitternde Theodore
ie nicht mehr anzuſehen wagte — »Haben
Sie vergeſſen, wie Sie in dieſes Haus ka-
nen, welche Schonung, welche wohlthätige
iebe, und mütterliche Aufmerkſamkeit Ih-
en hier zu Theil geworden iſt? — Ich
ollte denken, die Armuth Ihrer Eltern hätte
hnen die Tugenden der Beſcheidenheit und
demuth ſchärfer einprägen müſſen, als ich
nde. — Sie haben mich immer gütig ge-
nden, aber Sie können darauf rechnen,
aß ſich meine Güte in unverſöhnlichen Un-
illen verwandeln wird, wenn Sie die Kühn-
it haben, auf Ihre kindiſchen Gefühle un-
erlegte Anſprüche gründen zu wollen. —«

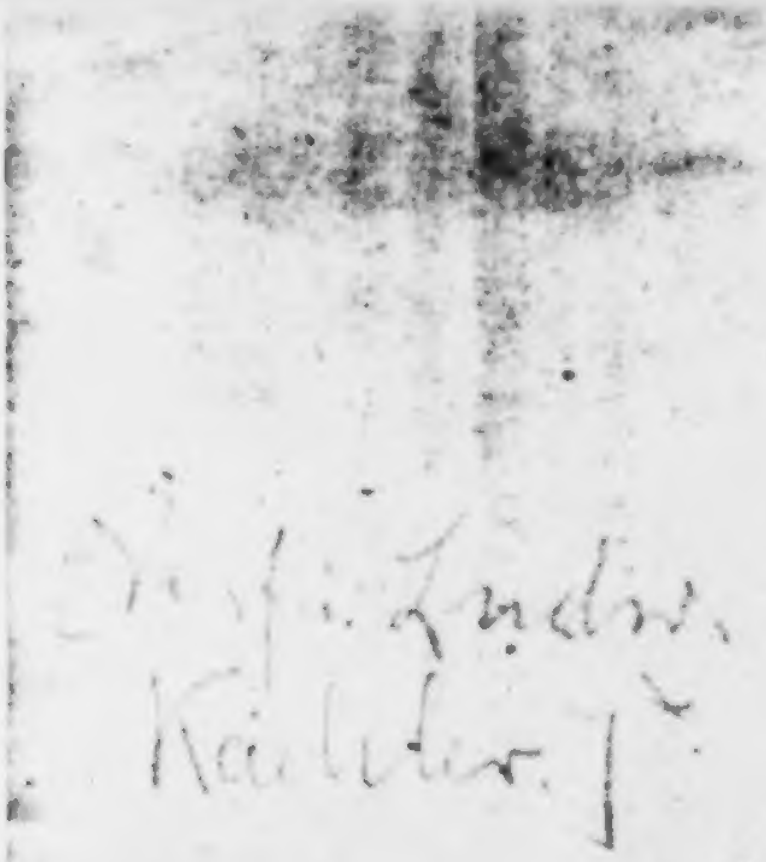
Das unglückliche Mädchen war zerſchmet-
t — ihre Thränen ſtrömten, und ſie
tte im Gefühl ihrer vermeinten Schuld

nicht mehr den Muth, die zürnende Gräfin um Verzeihung zu bitten. —

»Gehn Sie, — fuhr diese etwas gemildert fort — erwägen Sie, was ich Ihnen gesagt habe, und wozu Sie sich entschließen müssen. Sie sind mir als Gesellschafterin und Freundin in meinem Hause willkommen gewesen; als Geliebte meines Sohnes könnten Sie es nicht seyn — und Sie könnten sich meine Einwilligung dazu nur durch eine Gewalt erkämpfen, deren Rechtmäßigkeit ich Ihrem eignen Gefühl zu beurtheilen überlasse. — «

Sie stand auf, mit aller vornehmen Majestät ihres Standes, und gab dadurch der armen Theodore die Weisung, sich zu entfernen. Ach wie lechzte dieses mit Liebe gerührte, und in Liebe lebende Herz nach Einem freundlichen, verzeihenden Blick! Aber die stolze, zürnende Gräfin sah mit halbzu-

gewandtem Rücken im Fenster, und blickte finster hinaus. — Einige Minuten bat Theodore mit stummen Blicken, welche die Dame nicht bemerkte, oder nicht bemerken wollte — dann schlüpfte sie rasch hinaus; denn der Schmerz wurde ihr zu stark, und sie scheute sich vor der Gräfin in laute Klagen auszubrechen.



1920 3040

Theodore von Manstein.

Von dem Verfasser

des

Hermann von Löbeneck.

Zweites Bändchen.

Leipzig

bei Karl Tauchnitz

1808.

Aber
mocht,
Zimme
hunder
schärfer
klang!
hin sie
ihr Wi
Gefühl
fühlte
genen

We
fen zu
Unzähli
gespräch
eben so

II.

C. F. WINTER
HEIDELBERG

r wie hätte sie sie zu unterdrücken ver-
die Klagen, als sie nun allein auf ihrem
r war, und jedes harte Wort zehnmal,
tmal, mit immer neuen, und immer
ren Stacheln in ihren Ohren wieder-
Von allen Himmeln herabgestürzt, wo-
die Liebe ohne ihren Willen, ja ohne
sen erhoben hatte, durch das harte
der Abhängigkeit überall beengt,
ie jetzt erst den Werth der letztvergan-
Zeit, die nun auf immer dahin war!

as sollte sie thun? Aufhören, den Ge-
lieben? — Es war unmöglich. —
gemal faßte sie unter lautem Selbst-
weinend den heroischen Entschluß,
oft wider sie ihn, und bekannte

sich selbst die Schwäche ihres nur ihm ergebenen Herzens. Sterben wollte sie gern — o so gern ihr junges Leben vor seinen Augen aushauchen, wenn ihr sinkendes Haupt nur im letzten Augenblick an seiner Brust ruhte, wo sie so selig gewesen war, wenn ihre sich verdunkelnden Augen nur sein geliebtes Bild als den letzten Gegenstand festhielten! Noch vor wenig Stunden so jugendlichfrisch und froh, so mit Wohlgefallen lebend im Leben, schaute sie jetzt zum erstenmal mit kränkelnder Empfindsamkeit, mit schwärmerischer Sehnsucht hinüber nach dem Kirchhof, dessen Anblick ihr immer so zuwider gewesen war; und wünschte dort zu ruhn, und träumte mit immer häufiger fließenden Thränen, wie sie tief in der Gruft sich freuen werde, wenn Walther zu ihrem Grabe wandelte, und zärtlich über der Entschlafenen klagte! —

Doch sie lebte — und wie konnte sie leben ohne ihn? Nein — sie wollte die seinige

seyn — der Gräfin, aller Welt zum Trotz wollte sie es seyn. War sie nicht seiner Liebe gewiß? Wie oft hatte er mit den heiligsten Schwüren versichert, sie wäre das Kleinod, das Leben seiner Seele, die Welt ihm ohne sie eine Wüste, die ihn mit Abscheu erfüllte? Konnte sie sich von ihm losreißen, ohne ihn selbst zu verderben? So treulos, so undankbar sollte sie seine Zärtlichkeit vergelten? und warum? — weil eine stolze herrische Mutter sie mißbilligte? —

Doch diese Mutter — war sie nicht ihre Wohlthäterin, ihre Mutter auch durch Zärtlichkeit und Fürsorge? Schon hatte sie ihr harte Worte abgepreßt, schon sie zum Zorne gereizt, die immer so gütig war! — »Habe ich eine Schlange in meinem Busen erzogen? —« so hatte sie gesagt. — Ein Schauer überlief sie, und brennende Thränen entstürzten ihren Augen, so oft ihr diese Worte einfielen — kein Glück, keine Seligkeit der Liebe konnte den Fluch

dieſer Undankbarkeit überwiegen, kein noch ſo glänzendes Loos den Schimpf auslöſchen, der auf ihr ruhte! —

So kämpfte in der Unglücklichen Leidenſchaft und das edelſte Gemüth. Unzähligemal ſprang ſie auf, um in das Zimmer der Gräfin zu fliegen, und knieend ihr zu verſprechen, daß ſie ihrem Sohn für immer entſagen wollte — aber ſchnell gelähmt ſtand ſie wieder; denn unwillkührlich drängte ſich vor ihre geängſtete Seele das fremde Bild der ſonſt ſo gütigen Frau, die ſie jetzt als ſtolze, zürnende, verachtende Herrin zum erſtenmale geſehen hatte. Und wenn ſie's verſprach, konnte ſie es halten? Konnte ſie ihn täglich ſehen, und nicht bei jedem Blick, den er auf ſie warf, zur Verrätherin an ſich ſelbſt werden? Und wenn ſie ihn ſprechen hörte, mit jener Gewalt, jener bezaubernden Innigkeit, die ſie ſo tief empfunden hatte — — o daß ſie daheim wäre, und in den Armen der Mutter, in

ihren theilnehmenden Thränen Troſt und Ruhe finden könnte! —

Und warum nicht? — Mit Ungeſtüm verfolgte ſie den Gedanken, der alles zu löſen ſchien. Ja dort, wo ſie alle liebten, wo ſie nicht ein Kind der Gnade, ſondern der innigſten Zärtlichkeit war, dort allein konnte ſie herzzerreiſſende Gelübde halten! Raſch war es beſchloſſen, ſie wollte fliehn; heute noch, in dieſer Stunde noch wollte ſie fliehn — nichts wollte ſie mitnehmen, als was ſie mit hergebracht hatte — ſie zitterte vor Freude, vor Verlangen. — Raſch warf ſie die Kleider weg, die ſie trug, ſuchte den leinwandnen Anzug wieder, ſuchte alles, was jenes Paquet bei ihrer Ankunft enthalten, und ſie als ein Heiligthum bewahrt hatte; und in einer Viertelſtunde ſtand ſie reiſefertig am Fenſter, durch welches der Mond ſchien, und betrachtete mit klopfendem Herzen, welchen Weg ſie nehmen müß-

te, um zu ihren theuren Eltern, zu ihrer Mariane, zu ihrer Ernestine zu gelangen. —

Da trafen ihre umherirrenden Blicke den Pavillon, von dessen silbergrauem Dache die Mondstrahlen zurückprallten. — Dort war Er, und wartete ihrer, und im Gebüsch glaubte ihre erhitzte Phantasie ihn wahrzunehmen, wie er unruhig harrend, über ihr Ausbleiben zürnend, hinauf zu ihren Fenstern blickte. — Weg war ihr Heldenmuth, und der schmerzliche Kampf begann von neuem. —

Doch auch diesmal siegte das kindlich-fromme Herz, und behauptete den Entschluß zu fliehn. Nur sehn wollte sie ihn noch einmal, nur nicht zur Lügnerin an ihm werden, nur auf irgend eine Weise — sie wußte selbst nicht wie? — ihm sagen, daß sie ihn ewig lieben würde, aber doch ihm auf ewig entsagte — und zitternd, mit pochender Brust, von tausend Vorstellungen aufgeregt, deren keine sie prüfend

fest halten konnte, schlüpfte sie die Treppe hinab, in den Garten, und flog auf den Pavillon zu.

Unwillkührlich ging sie immer langsamer, trat immer leiser, je näher sie kam — es stürmte in ihrer Brust, es schüttelte sie, daß sie sich kaum aufrecht erhalten konnte — Unhörbar näherte sie sich der Thür — da saß er, vom Mond erleuchtet, in sich gekehrt, das Haupt sorgenvoll auf die Hand gestützt, finstersinnend, und bemerkte sie nicht — sie schleicht heran, sie steht dicht bei ihm, er sieht sie nicht — sie will ihn rufen, aber ihre Zunge ist gelähmt, sie will ihn anfassen, aber ihre Hand regt sich nicht.—

Da blickt er auf, von glühendem Hauch der Geliebten angeweht, und helles Entzücken überstrahlt sein Gesicht; er springt auf, er schließt mit einem Laut der Freude die Langerwartete, Heißersehnte in seine Arme — Stürmisch rollt das Blut in seinen Adern — unersättlich heften sich seine brennenden

Lippen an die ihrigen — ach, hin iſt die Kraft, ihn zu fliehn, und mit zauberiſcher Macht erſteht die niedergekämpfte Liebe in Theodorens Seele — ſie umſchließt ihn feſt, wie er ſie — ſie hängt an ihm und vor ihrem Bewußtſeyn ſchwindet die ganze Welt, ſteht nur der Mann ihres Herzens, doppelt theuer, weil ſie ihn verlieren ſoll. — —

Unglückliche! beſinne dich! — — Vergebens — von langem Kampf ermattet erliegt ihre Seele ohne Widerſtand dem Einen, übermächtigen Gefühl. — O höre du, den die Unſchuldige liebt, höre du die Stimme der Vernunft, der edleren Liebe, der Barmherzigkeit! — Auch ſeine Sinne umfängt der taumelerregende Zauber. — O weinet, weinet, all' ihr ſchützenden Engel der beſſern Menſchheit, daß ihr die holde Schweſter in dem Augenblick verließet, wo ſie in ſich ſelbſt keinen Beiſtand, als ihre Schwachheit hatte! —

22.

Ach, die Furien der Reue folgten der Luft, ihr Schlangenheer ſchüttelnd, und peitſchten die Seele des Verführers, wie der Verführten mit innerm heimlichen Grauen. Bleich, mit gebrochnen Händen, wilde Verzweiflung im brennenden Auge, ſtand der Graf, und betrachtete das Opfer ſeiner Unbeſonnenheit. — Wohl gelobte er bei ſich ſelbſt mit den heiligſten Schwüren, jede Sühne zu bringen, welche die Unſchuldige fodern konnte, die nur das kindlichſte Zutrauen, nur ihr argloſes Gemüth verderbte — dennoch fühlte er tief, ſeine Schuld ſey unverzeihlich, und nur die alles tilgende Zeit könne ſie mildern. Er wagte nicht ihre hingeſunkne Hand zu ergreifen — angſtvoll heftete er ſeine Augen auf die ihrigen, die halbgeſchloſſen am Boden hingen, und fürchtete doch den Augenblick, wo ſie ſich zu ihm erheben würden.

Und sie, die Arme, wie martierte sie das fremde Gefühl der Schuld, der ersten ihres Lebens! Auf einige Minuten vergaß sie, in welcher Absicht sie hergekommen war; alle Schrecken der Zukunft verloren sich in dem Entsetzen der Gegenwart. Allmählig besann sie sich wieder — und mit welcher vernichtenden Gewalt ergriff sie der Gedanke, jetzt tausendfach ärmer von hier zu scheiden, als sie gekommen war! Stumm stand sie auf, um zu gehn. — Walcher hielt sie zurück — seine Augen sprachen die Bitte aus, die seine Lippen zu reden sich nicht erkühnten, die Bitte um Verzeihung — er kniete vor ihr hin, ergriff ihre Hand, bedeckte sie mit seinen Küssen, benetzte sie mit seinen Thränen — Ach! er war ihr so werth! — Wehmüthig-ernst betrachtete sie ihn — was hätte sie nicht für ihn gethan, geopfert? — wie hatte sie ihn nicht verehrt, geliebt! — und jetzt! — —Schnell beugte sie sich zu ihm herab, küßte seine Stirn, riß sich aus seinen Armen

mit einer Gewalt, der er nicht zu widerſtehen wagte, und floh hinweg.

Auf ihrem Zimmer wollte ſie beten — zum erſtenmal ſchreckte ſie der Blick in die dunkle Tiefe des ſternbeſäten Himmels, in welchem ſich ihre Augen ſo oft andächtig-fromm verloren, ſo lange er noch das Bild ihres eignen Herzens war. Unnennbare Angſt ergriff ſie — ſchüchtern horchte ſie in der Stille der Nacht, wo kein Laut ſich regte, als das ſtürmiſche Pochen ihres Buſens — ſcheu flogen ihre Blicke umher, und ſuchten in den Schatten, welche ſie umgaben, die Geſpenſter, die in ihrer Seele wohnten — ein öder, grauenvoller Kerker ſchien ihr das Zimmer, eine drohende Hölle das Haus — und von Furcht beflügelt, ergriff ſie ihr Paquet, und eilte hinaus, um zu entfliehn. Wohin? — ſo fragte ſie ſich ſelbſt, als ſie im Freien ſtand, und hell vom Mond erleuchtet ſich ihr verſchiedne Wege boten. Da ging durch das heilige Dunkel himmelhoher Pappeln die

Straße, welche sie zur Heimath führte — O so oft hatte sie sie zum Spaziergange gewählt, und sich in die fröhlichen Stunden geträumt, die sie weiter, und immer weiter in die Arme ihrer harrenden Lieben bringen würden! Jeden Wagen, der daraus rollte, betrachtete sie dann aufmerksamer, jeden Reisenden grüßte sie freundlicher — denn hatten nicht auf ihnen vielleicht auch die theilnehmenden Blicke ihrer Geliebten geruht? Aber zagend stand sie jetzt — denn wie sollte sie ihre Augen zu den theuern Eltern erheben, wie ihre Arme kindlich-vertrauend, wie sonst, um sie schlingen? Durfte sie vor ihnen erscheinen, und für soviel getäuschte Hoffnungen nichts wiederbringen, als ein schuldgebeugtes Herz? —

Unentschlossen zauderte sie lange — mit schmerzlichen Thränen entsagte sie endlich Eltern, Geschwistern und Freunden, und eilte, losgerissen und verlassen von der ganzen Welt, auf einem andern Wege weiter. Ei-

nige Zeit trug ſie die Kraft des bewegten Gemüths auf unbekannter Bahn, ohne die Schrecken nächtlicher Einſamkeit zu achten; ermüdet ſank ſie endlich unter einen Baum, grade als der Mond in Weſten hinabſtieg, und dichteres Dunkel ſich auf die ſchlummernden Fluren lagerte. Eine Stunde ſchlummerte ſie, von furchtbaren Träumen geängſtigt; da weckte ſie der werdende Tag, und das neue freundliche Licht des Morgens ſtärkte ihre Seele. Kaum glaubte, kaum wußte ſie mehr, was geſchehen war — und doch war ſie hier in einſamer Wildniß, verlaſſen, fremd — [redacted] ängſtliches Geſicht, die Wirkung dicken, unruhigen Bluts, es war nur zu wahr, was ſie ſich ſelbſt nicht glauben wollte! »Wie wenn ſie dich verfolgten, dich hier fänden! was könnteſt du der Gräfin ſagen? wie ſeinen Anblick aushalten? —« Sie erſchrak über dieſe Möglichkeit und eilte haſtig weiter. Es ging bis zu Mittag leidlich. Ihr geſunder, von

Kindheit an Erduldung ſaurer Arbeit gewöhnter Körper hatte in dem einjährigen Zeitraume ihres vornehmen Lebens ſeine gemeine Kraft noch nicht gegen vornehme Kraftloſigkeit vertauſcht. Sie legte vier Meilen zurück, ohne außerordentlich erſchöpft zu ſeyn — aber, ſo leid es mir thut, nach Sitte Vater Homers, über die Mahlzeiten meiner Heldin ſprechen zu müſſen; hungrig war ſie, wie nur ein geſunder Menſch nach einem Marſch von vier Meilen ſeyn kann; denn ſie hatte nichts genoſſen, als etwas Brod und Milch zum Frühſtück, [illegible] die Gaſtfreiheit einer Bäurin gewährt hatte. Schüchtern trat ſie in ein Haus, deſſen Schild ihr Bedürfniß zu befriedigen verhieß, und foderte zu eſſen. Sie erhielt, und wurde ſatt — aber Gott weiß, ob dieſe Gegend auf der Route lag, auf welcher Herr von Benkowitz nach Italien gereiſt iſt, und die ihm Stoff zu einigen Bogen voll Klagen über raubgierige Wirthe gegeben hat —

genug, als sie nach ihrer Schuld fragte, forderte ihr Wirth die sündliche Summe von acht Groschen. Theodore langte erröthend zwei Viergroschenstücke aus ihrer Tasche, gab sie hin, und ging eilig weiter.

So unbedeutend dieses Abentheuer scheinen mag, so wichtigen Einfluß hatte es auf unsern Flüchtling. Sie hatte im Feuer ihres edelmüthigen Entschlusses beschlossen, nichts mitzunehmen, als was sie nach Aarberg gebracht hatte, folglich eine kleine von ihrem Taschengeld ersparte Summe Geldes großmüthig zu den von der Gräfin empfangenen Kleidern gelegt. Zwei Viergroschenstück hatte sie von ihren Eltern beim Abschied erhalten, um sich unterweges eine Güte zu thun. Das war nicht geschehn, weil sie die Gabe ihrer Eltern zu werth hielt, und aus demselben Grunde hatte sie sie bis jetzt bewahrt. Diese Summe war alles, was sie zu sich steckte — nicht als Reisegeld, denn noch hatte sie genug von jener mit Unrecht ver-

lachten Einfalt, in welcher der Mensch die Kosten nicht berechnet, die darauf alles Große und Gute so leicht machen, als so fröhlichen Muthes unternimmt! Aber freilich wurde es ihr jetzt klar, als ihr ganzes Vermögen auf Eine Mahlzeit gegangen war, daß sie etwas sehr wichtiges zu bedenken vergessen hatte; und von drückender Sorge beengt, von marternder Ungewißheit über ihr Schicksal beunruhigt, wanderte sie muthlos auf unbekannter Straße fort, ohne zu wissen wohin, und in welcher Absicht?

Die Sonne senkte sich, die Schatten wurden lang, ihre Kräfte nahmen ab, und in ihrer gequälten Seele wurde es immer dunkler, wie in der sich in Dämmerung hüllenden Welt. Unfähig weiter zu gehn, setzte sie sich auf eine steinerne Bank, welche etwa zweihundert Schritt vom Wege abwärts am Eingange eines Gebüsches angebracht war. Seitwärts lag ein Dorf, dessen Häuser sich zum Theil hinter dieses Gebüsch versteckten.

Was sollte sie beginnen? Ach ihr heroischer Muth war verflogen! Gern, gern hätte sie jetzt mit brennender Schamröthe vor der beleidigten Gräfin gekniet; lieber noch in den Armen ihrer Eltern Thränen der Reue geweint! Aber wie konnte sie ihre Unbesonnenheit wieder gut machen? Sollte sie in jene Hütten gehn, um Brod, um Lager flehen? Sollte sie unbeschützt, eine Beute jedes harten Schicksals, ohne Erquickung, hier bis zum Anbruch eines Tages harren, von welchem sie nichts zu hoffen, und alles zu fürchten hatte? Ach je weiter sie dachte, desto mehr [illegible], desto entschiedner ihr Elend, und übermannt von Schmerz verbarg sie ihr Gesicht in ihren Händen, weinte laut, und rief unaufhörlich den Nahmen der geliebten Mutter! —

23.

»Was will Sie hier?« erklang dicht hinter ihr eine rauhe Baßstimme. — Erschrocken

sprang sie auf, und sah sich um. — Schier hätte sie die Furcht hie ein aufgescheuchtes Reh weiter getrieben; aber sie war zu hülfe-los, um nicht jeden Schatten, jede Hoffnung menschlicher Theilnahme begierig auf-zufassen.

Neben ihr standen zwei lange Männer — der zunächst, von welchem die Stimme gekommen war, schwarz, grauhärig, mit buschigen Augenbraunen, finster im Gesicht, an Körper vierschrötig, in Livrée gekleidet; der andre blaß und hager, antik frisirt, und in einem Mantelgehäng — Beide hatten In-strumente der unthierischer Natur in der Hand, vor denen sich aber die angstvoll-zit-ternde Theodore doch in der ersten Minute entsetzte, nehmlich Klappen, um Nachtvögel damit zu fangen. — —

»Ich bitte, ich bitte —« stammelte die Erschrockne; aber sie vermochte die Bitte um Brod und Herberge nicht zu vollenden. —

»Hier ist nichts zu bitten, und nichts zu

ſuchen —« rief der Graukopf noch rauher als vorher, und ergriff ſie unſanft genug beim Arm; aber ein Blick des andern hemmte ſeinen Eifer, und er ließ ſie wieder gehn.

»Wer iſt Sie?« fragte dieſer. — Die ſanftere Stimme gab ihr wieder Muth; und fürwahr das geringſte Kind bedurfte deſſen, denn ſie war der Ohnmacht nahe. —

»Ein armes, unglückliches Mädchen, —« rief ſie, und brach in Thränen aus. —

»Ich will Ihren Nahmen wiſſen —«

»Ich heiße Theodore —«

»Und wie weiter? —«

»Von Manſtein«, ſagte ſie unbeſonnen hin; denn ſie hatte ihren Nahmen verläugnen wollen, auch bis jetzt verläugnet; aber der Muth fehlte ihr jetzt, es zu thun. —

»Theodore von Manſtein?« — wiederhohlte der Mann, und ſein ohnedem etwas trübes Geſicht verdunkelte ſich noch mehr. Starr und zornig, wie ſie glaubte, blikte er ſie an, und mit klopfendem Herzen erwartete

ſie, daß er ſie ſeinem harten Begleiter wieder übergeben würde. —

»Wo ſind Sie her? — wer iſt Ihr Vater? —« fragte er mit einiger Heftigkeit. — Sie beantwortete alles ehrlich. — Immer finſterer blickend wandte der Mann endlich ſeine Augen ganz von ihr ab, und ſtarrte einige Minuten ſtumm und tiefſinnig gen Himmel. —

»Wie kommen Sie hierher? —« fragte er wieder, milder, aber ſehr ernſt — Theodore ſchwieg, denn was ſollte ſie erwiedern?

»Ich habe mich verirrt —« ſagte ſie endlich, und weinte aufs neue, denn die Wahrheit deſſen, was ſie ſagte, fiel ihr aufs Herz —

»Und wo wollen Sie hin? —«

»Zu meinen Eltern« rief ſie mit aufrichtigem Eifer. —

Ihre ganze Seele füllte Sehnſucht nach denen, die ihr Schutz, Verzeihung, Hülfe, gewiß gewähren würden. —

Der Herr wandte ſich jetzt an den Graukopf, und fragte ihn franzöſiſch, was er zu

dieſem Abentheuer dächte? Der Alte ſchimpfte gewaltig, und beſtand darauf, ſie auf die Straße zu führen, und zu nöthigen, daß ſie ihren Weg weiter fortſetzte. Der andre nahm ſich ihrer an, und ſprach anfangs von der Pflicht der Barmherzigkeit. —

„Quoi? rief jener — misericorde, pitié? — pitié avec une femme? et qui pis est, avec une fille? — ah, Monseigneur, quand ce n'est pas pour l'abuser, je ne vois —“

Der Herr gebot ihm unwillig Schweigen, und ſagte ihm zu ihrem großen Troſt, daß er beſtimmt Willens wäre, ſich der Verlaſſnen anzunehmen — und ohne ſich weiter an das verdrüßliche Murmeln des Graukopfs zu kehren, wändte er ſich an ſie ſelbſt, und erſuchte ſie höflich ihm zu folgen. Der Weg ging durchs Gebüſch, einen ſchmalen Fußſteig — vorn der Herr, in der Mitte Theodore, zuletzt der Diener. Niemand ſprach ein Wort; nur der letzte ließ manchmal ein

halblautes Peste! diable! als eine Fermate nicht erfreulicher Gedankenreihen hören: — und so oft es geschah, überfiel die zagende Theodore ein neuer Schauer; denn hier auf einsamdunkeln Pfaden, zwischen zwey fremden Männern, ohne zu wissen, wohin sie geführt wurde, konnte sie wenig Grund zu neuer Zuversicht finden. Endlich wurde es heller; sie traten aus dem Gebüsch, und mit lebendiger Freude sah Theodore im Mondschein einen Garten, und ein ansehnliches Gebäude in geringer Entfernung liegen. Darauf zu ging der Zug in feierlicher Stille; und als sie beim Hause waren, pochte der Herr mit dem messingnen Klopfer an die Thür. Ein Fenster im Oberstock öffnete sich, und ein Mannskopf fuhr heraus und fragte, wer da wäre? Ich bin's, sagte der Herr. Der Kopf fuhr hinein, und man hörte einige Mannsstimmen. — Zwei Köpfe erschienen wieder, und verschwanden bald — inwendig entstand ein Lärm von vielen Tritten, von

auf- und zugehenden Thüren, von heulenden und bellenden Hunden. — Fünf bis sechs Mannsköpfe fuhren aufs neue oben zu den Fenstern heraus, und blickten auf die Wartenden nieder. Der Herr schalt, und der Graukopf fluchte vernehmlich. — Endlich stolperte dem Klange nach ein ganzes Heer von Stiefeln die Treppe herunter. Die Thür wurde aufgemacht, und der Herr nöthigte Theodoren hineinzugehn; aber kaum hatte sie sich der Schwelle genähert, so sprang sie mit Entsetzen zurück, denn vier Ungeheuer stürzten ihr wüthend entgegen. — Die Thür flog krachend zu, und Theodore fiel ohnmächtig an den Graukopf, der doch soviel Menschlichkeit hatte, sie nicht fallen zu lassen.

Die beiden Männer draussen fluchten und schimpften um die Wette, und fragten die drinnen, was es gäbe? — »Wir können die Hunde nicht bändigen, wir müssen sie anlegen,« — war die Antwort. Theodore erhohlte sich wieder, und wand sich aus

den Armen des Alten, der, indem er sie hielt, ein Gesicht zog, wie ein Kind, das Medicin nimmt; sie hieß sie ruhig seyn, nahm sie bei der Hand, und führte sie selbst hinein zu der wieder geöffneten Thür. Wenig fehlte, sie wäre aufs neue ohnmächtig geworden; denn bei dem hellen dunkeln Schein einer Laterne trat sie in einen Kreis von sechs finstern, alten, und grundhäßlichen Männern, deren vier mit angestrengten Kräften eben soviel große Hunde hielten; die Männer blickten sie mit wilder Befremdung an, und die Hunde schäumten vor Wuth, sie anzufallen. War sie in einer Räuberhöhle? — Ringsum, in dem weitläuftigen Hausflur, sah sie eine Menge von Spießen, Rädern, und unbekannten Maschinen; alle grausenvollen Erzählungen der alten Margreth fielen ihr ein, und sie glaubte eines Martwerkzeuge zu erblicken. Ihr Führer verwies zu ihrer Beruhigung seinen versammelten Dienern mit

steler Heftigkeit ihr sonderbares Betragen, und gebot ihnen augenblickliche Entfernung. Der Graukopf öffnete seitwärts eine Thür, durch welche sie jener bei der Hand in ein stockfinstres Gemach nach sich zog. Auf ein nicht zu starkes Rasseln, wie man eine Feder aufgezogen würde, strömte Licht in dicken Strahlen aus wenigstens zwanzig Punkten; und diese Erleuchtung gewährte Theodoren einen so grauenerregenden Anblick, daß sie einen lauten Schrei ausstieß, und sich fest an ihren Führer klammerte, der trotz seiner finstersinnenden Miene sich des Lächelns nicht erwehren konnte.

Sie befand sich in einem weiten Saal, dessen Wände ringsum Glasschränke bekleideten, die theils mit Büchern, theils mit Schmetterlingen, kleinen Vögeln, und Mineralien angefüllt waren. Oben auf den Simsen standen Adler, Papageie, wilde Katzen, Füchse von verschiednen Farben,

Hamster, ausländische Ratten und dergleichen in feierlicher Stille und Ordnung. Zehn Fenster linker, [illegible] soviel gemauerte Blenden rechter [illegible] die Reihe dieser [illegible] Dinge. In jenen erblickte das schreckvollstaunende Mädchen reissende Thiere, Löwen, Tiger, Crocodille, Hyänen, Wölfe, Bären in natürlicher Farbe und Gestalt; auf jedem einen Reuter von sonderbarer Tracht und Bildung, Neger, [illegible], und andre Nationen mehr. In den Blenden standen [illegible], denen das plötzliche Licht, und die eigenthümliche Umgebung etwas gespensterähnliches verlieh; in der Ecke, rechter Hand von der Thür, ein nackter, ungeheurer Mann, der knieend mit beiden Händen in der Höhe eine Kugel trug. In der Mitte war eine lange Tafel, angefüllt mit Papieren, Gefäßen, Instrumenten, Bildern, Landkarten, Haaren, Federn, Fellen; und dergleichen lag in unor-

sentlichen Haufen auf dem geräumigen Bo-
den umher.

Es ist nicht meine Schuld, wenn diese Beschreibung nicht halb so furchtbar aus-fällt, als Theodoren der wirkliche Anblick war; meine Leser und Leserinnen kennen Wagners Gespenster zu gut, um an das Uebernatürliche zu glauben, und haben längst errathen, daß die Marterwerkzeuge Nobelle, und mathematische Instrumente waren, das Licht durch mehrere verborgene Lichtmaschinen hervorbrach, das Ganze das Museum eines sehr gelehrten Mannes, und der knieende Riese in der Ecke der Form nach einen himmeltragenden Atlas, dem Zweck nach einen Ofen vorstellte. Theodore kannte natürlicherweise von dem allen nichts; daheim konnte ihr dergleichen nicht vorkommen, und in Aarberg hatte sie, so wie in den umliegenden Schlössern, nur altritterliche Pracht, eiserne Oefen, schlechte Gemählde mit goldnen Leisten, zierlich gearbeitete

Möbeln, und allenfalls im Garten Bouffons und Posaunenengel, gräßlich genug aus grobem Sandstein gehauen, gesehn. Die Gräfin lebte überhaupt mehr in der Hof- und vornehm-weiblichen, als in irgend einer wissenschaftlichen Sphäre, und ließ aus Oekonomie auf ihrem Landsitze alles beim Alten, wenn sie auch in der Residenz, wohin Theodore mit ihr nicht gekommen war, alle Moden der Zeit, folglich auch Kunstgeschmack und dem Ähnliches mitmachte. Sehr bedurfte daher das arme Mädchen des Stuhls, welchen ihr der frisirte Herr reichte, um sich zu erhohlen; und doch war sie wenig gebessert, — denn jener ging langsam und tiefdenkend umher, und warf nur zuweilen einen ungewissen Blick auf seinen zitternden Gast; der andre aber stand gleichstumm an der Thür, und musterte sie mit flämischen Blicken von oben bis unten.

»Zeige das Fräulein in meiner Schwester Zimmer« — sagte endlich der erste.

Der mürrische Graukopf zündete ein Licht an, und winkte ihr zu gehn — sie stand auf, wünschte kaum hörbar eine gute Nacht, und folgte mit Herzklopfen ihrem Führer.

24.

Der Alte ging einen so derben Schritt voran, daß Theodore kaum nachfolgen konnte — übrigens blieb er stumm, wie ein Kerkermeister, und ihr war nicht besser, wie einer Gefangenen. Doch wie angenehm verlor sich ihre Furcht, als er eine Thür aufschloß, und bei dem Schein der Kerze ein höchst elegantes Zimmer vor ihren staunenden Augen erschien! Ihr war nach den ängstlichen Minuten in dem Museum unten zu Sinn, wie einem Fisch, oder einem Matrosen, der nach einem peinlichen Aufenthalt auf dem Lande wieder in See geht — sie begnügte sich nicht ihre Augen zu weiden — Ohne sich weiter um den Alten zu bekümmern, welcher zwei Wachslichter

anſteckte, hinausging, und die Thür von auſſen verriegelte, ging ſie rund herum in ihrer neuen Wohnung, und konnte ſich an den zierlichen Möbeln, den englischen Stichen an der Wand, den hohen Spiegeln, den reich und ſchön gearbeiteten Taſſen und Gläſern nicht ſatt ſehn, und fühlen. — Das feſtliche Gemach der alten Gräfin zu Aarberg war nicht ſchöner, wie dieſes! Leſerinnen werden der Nachricht, daß ſie, nach Abmerſch[illegible] alle Fächer prüfend öffnete, [illegible]. — Wie ergötzte ſie [illegible] Stickſeide und Seide, von Tambourinnadeln, von einigen meiſterhaft geſchickten Landſchaften, Vögeln, und Schmetterlingen, von wunderzierlichen Nähkäſtchen, die aber leider verſchloſſen waren, und von andrer weiblichen Rüſtung mehr, die ſich hier [illegible]! So war ihr ſo wohl, aus dem ſchreckenden Männerkreiſe wieder einmal in eine weibliche Atmoſphäre gekommen zu ſeyn, wo weiblicher Geiſt mit

zarter Geschäftigkeit wirksam und gegenwärtig erschien; und sie betrachtete die Spuren dieses Geistes mit so zärtlichen Interessen, wie ein Jüngling den Ort, wo seine Geliebte geruht, die Blumen, welche sie gepflückt, die Kleider, welche sie getragen hat — —

Da klirrte der Riegel, und zu der geöffneten Thür herein trat abermals der bekannte Grau- und Murrkopf, in beiden Händen ein servirtes Tischchen vor sich tragend gewiß ein höchst interessanter Anblick für die hungernde Theodore; doch erschrack sie so, daß ihr ein Strickkörbchen von geschlagenem Silber aus der Hand fiel. — Der Alte zog ein Gesicht zum Fürchten, setzte das Tischchen hin, fuhr murrend auf Theodoren los, die auf die Seite sprang, griff das Körbchen auf, warf es unwillig in das Fach, und schloß dieses werfend zu, mit wüthenden Seitenblicken auf die zitternde Sünderin. — Dann hohlte er das Tischchen wieder, und in zwei Minuten war es mit allem an-

gefüllt, was ein hungriger Magen bedurfte. — Sehr verdrüßlich ging er dann unter drohendem Murmeln fort, und riegelte die Thür von aussen wieder zu.

Theodore begriff, daß diese stumme Fürsorge so gut für sie berechnet war, als in irgend einem Feenschlosse der Welt, und die unzähmbare Wildheit des Alten verlor dadurch allmählig ihre Schrecken. Sie langte mit Wohlgefallen zu, und vertrieb sich die Zeit, als sie satt war, damit, die Kupferstiche an der Wand noch einmal schärfer zu [illegible]. Da war so manche Scene beglückter oder getrennter Liebe, wo sich ihr Busen beklommen von Empfindungen hob, die sie erst seit wenig Tagen in ihrer Brust, aber auch in ihren angreifendsten Schmerzen kennen gelernt hatte — Ach sie faßte jetzt das Gefühl, mit welchem Amanda vom Bord des Schiffs ihren Huon mit den Wellen kämpfen sieht; sie breitete mit ihr die Arme aus, ihm nachzufliegen, sie war in

Gedanken ſchon unten in der grauſen Tiefe und umſchlang den Geliebten, um ihn zu retten, oder mit ihm zu ſterben. — Ihre Augen hafteten thränenvoll auf dem ſchönen jungen Mann, und während ſie ihn bedauerte, trug ſie ihre Phantaſie zu einem Pavillon hin, wo ein nicht minder ſchöner Mann — — — ach, welcher Streit in der pochenden Bruſt! — welcher Wechſel von Furcht und Liebe, von Grauen und Sehnſucht, von bittrer, herzzerreiſſender Reue, und lockenden ewig theuren Erinnerungen! — —

Die Bilder an der Wand verloren ſich vor den überfließenden Augen in formloſe Schatten; aber mit täuſchendem Leben regten ſich die Bilder der innern Welt vor ihrer Seele. Ach wer war unglücklicher, als ſie? — Es wurde ihr ſo angſt, ſo weh, im fremden glanzvollen Zimmer, beim nächtlichen Schein der immer dunkler brennenden Kerzen, ſo verlaſſen, ſo verriegelt! Sie

streckte die Arme sehnend aus, und rief leise geliebte Nahmen. — Es war ihr jeden Augenblick als müßte eine Nebenthür aufgehn, und ihre Mutter, oder ihre Schwester hereinkommen. Sie sprang auf, und horchte, ob nicht Fußtritte erklängen — Alles still, wie die Nacht — sie trat ans Fenster, da breitete sich in der Tiefe weit, unübersehbar, im Glanz des Mondes, eine tiefschlummernde Flur vor ihren Augen aus — sie drehte leise am Riegel der Thür; sie war fest verschlossen — sie ging an eine Nebenthür; auch diese hielt zu — ihr eigner Fußtritt, ihr ungestümer Athem, ihr Schatten füllte sie mit Schrecken — bis die ermüdete Natur unterlag, die wachende Furcht in quälende Träume überging, und das unglückliche Mädchen auf dem Sopha entschlummerte.

Ihr träumte, sie lustwandelte im Garten von Aarberg, und eine süße Stimme neckte sie rufend. — Sie durchstreifte alle Hecken, alle Gebüsche; immer derselbe melodi-

sche Ton, und nirgends ein Wesen, das ihm zugehörte. — Endlich unterscheidet sie deutlich die Stimme ihrer Mutter; sie sieht durch die Zweige einer Hecke sie in geringer Entfernung stehn, und eilt schneller einen Durchgang zu suchen — da steht der Graf, hält sie zurück, und fragt sie, wohin sie wollte — sie sagt es, und er verspricht mit ihr zu suchen — seine Augen ruhen so traurig auf ihr, seine Lippen zittern, als wollten sie sprechen, und ihr selbst ist so beklommen — er führt sie weit, über Berg und Thal, durch Büsche und Wiesen, und sagt nicht, und sie frägt nicht, wohin? — Aengstlich suchen seine Blicke umher, sie fragt ihn was? und er schüttelt blos den Kopf — Endlich auf einer Wiese erglänzt in der Ferne ein Weich; da zieht er sie hin, und seine Miene sagt, er habe gefunden, was er suchte. — Nun steht sie am Rande, und sieht hinab ins klare blaue Bett — in der Tiefe schwebt ihre Mutter, und breitet mit

klagender [illegible] nach ihr aus — sie staunt, sie [illegible] — sie fragt mit einem Blick den Grafen, aber sie findet ihn nicht mehr — hinter ihr schallen Tritte, sie sieht sich um — es ist die Gräfin, mit zürnender, drohender Miene, die auf sie zueilt. — Laut schreit sie auf, und stürzt sich hinab in die Tiefe des Wassers, und kalte Schauer zucken durch ihre Glieder, um ihre Ohren donnert die brausende Flut, und ihre Augen umhüllt [illegible] Nacht. — — —

[illegible]

[illegible] 95.

Plötzlich verwandelt sich die Nacht in ein überirdisches Licht. — Geblendet sucht sie in den Lichtwolken, die sie umkreisen, und allmählig bildet sich aus leuchtendem Nebel eine Gestalt schön, freundlich, mild, wie ein himmlischer Schutzgeist — seine Augen haften gütig auf ihr, und um seine Lippen schwebt das Lächeln der Liebe. — Trunken vor Entzücken hängt Theodore an dem hol-

den Wesen mit unverwandten Blicken — streckt die Hand nach ihr aus — sie ergreift sie, und drückt sie mit stummer Inbrunst an ihren Mund — hat sie ihre verklärte Mutter im Lande der Seligen gefunden? —

»Armes Kind! —« so fließen melodische Worte über die Lippen des unbekannten Wesens — »Sie haben schwer geträumt —«

Und erst jetzt schwindet die Täuschung des Traums, und stumm vor Verwunderung blickt Theodore die Fragende genauer an. — Eine Dame in Reisekleidern steht vor ihr, schön wie ihre Mutter, und eben so freundlich; aber etwas ist über ihre Züge gebreitet, was tiefe Verehrung gebietet — neben ihr steht ein jüngeres Frauenzimmer, und hält eine Kerze, und betrachtet sie lächelnd, aber mit gutmüthiger Freude. —

»Wollen Sie sich nicht ins Bett legen, gutes Kind? —« fragt die Dame. — Theodore küßt immer stumm ihre Hand, springt auf, um ihr zu folgen, und wird von ihr in

ein Nebenzimmer geführt, wo alles prächtig wie dein ist, und zwei Betten stehn. —

»Sie scheuen sich doch nicht mit meiner Julie zusammen zu schlafen, meine Gute?« — fragte die Dame abermals mit so inniger Güte, daß man sah, sie würde gern das ihrige abtreten, wenn Theodore das mindeste Mißfallen äußerte; aber diese reichte statt der Antwort Julien die Hand, und sagte — »und Sie wollen wirklich so gütig seyn, mir ein Plätzchen einzuräumen? —«

»Wir werden uns schon vertragen —« erwiederte Julie freundlich. —

»— die Schwestern« rief Theodore, und hing im Augenblick an ihrem Halse, und küßte sie mit der ihr eignen Zärtlichkeit. —

»Ich kann es den Göttern nicht verdenken« — sagte die Dame, und heftete sinnend ihre leuchtenden Blicke auf Theodoren — »was ihr Liebling *) von ihnen sagt —

*) Schiller.

— sie lieben der grünenden Jugend
Lockigte Scheitel — —
aber laßt uns schlafen gehn, — wir bedürfen's alle. — "

Rasch wurden die Nadeln ausgezogen, und entflogen die Gewänder, und als sie nun standen, wie drei Huldgöttinnen in arglosser Enthüllung, warf die Dame Theodoren einen Kuß zu, und sprang ins Bett — Die flinke Julie löschte das Licht aus, und zog Theodoren nach sich in das ihrige. — Zärtlich umschlangen sich die beiden Mädchen; und nach einigem freundlichen Hin- und Herwispern, sinkte der taumelnde Schlaf seinen Strauß von Mohnblüten über alle drei, und rief die jüngsten seiner phantasiereichen Kinder herbei, um die Schlafenden mit ihren Spielen zu ergötzen.

Als Theodore erwachte, schien die Sonne muthwillig hell ins Zimmer, und goß über alles, was da war, verschönernde Klarheit — sie sah sich nach ihrer Gefähr-

tin um; sie war verschwunden — sie sah hinüber nach dem Bett der Dame, auch das war leer — und mit einem leichten Seufzer des Behagens mehr, als ängstlicher Erinnerung lehnte sie sich wieder zurück, und kann die Augen dem freundlichen Tage, der zu den Fenstern hereinschien, zugewendet, über das nach, was ihr begegnet war. — —

»Wer waren die Fremden? — — Zwar die Dame mußte wohl [illegible], wofür sie ihn jetzt, [illegible] Schwester seyn; denn er hatte gestern [illegible] Schwester Zimmer — —« und so finster er und so freundlich sie war, so hatten doch ihre Züge einige Verwandtschaft — aber wer war der Mann selbst? — und was sollte endlich aus ihr werden? — —«

Ihr Sinnen unterbrach eine Stimme im Nebenzimmer, die sie sogleich für die ihrer neuen Beschützerin erkannte.

»Unser Gast schläft lange — sagte sie —

ich sehne mich recht, das liebliche Mädchen sprechen zu hören —«

»Ich will sie wecken —« sagte Julie —

»O nein, nein! — Mir traten Thränen in die Augen, als ich aufstand, und sie zum Mahlen schön, so ruhig, mit solchem Ausdruck kindlicher Güte schlummern sah, und erwog, welche Angst das zarte, unerfahrne Herz mag erschüttert haben, eh' sie mein Bruder fand —«

»Und auch nachher, glaub' ich — sagte Julie — denn hier ist alles zum Erschrecken, eh' man sich gewöhnt, darüber zu lachen —«

»Wie gut, daß ich gestern noch ankam! — Der alberne Rosenbusch — das zitternde Kind gar einzuriegeln —«

»Er sollte Dornstrauch heissen« — sagte Julie — »ich weiß nicht, wie er zu dem Nahmen gekommen ist —«

»Wie der Dornstrauch zur Rose — aber still, wir werden zu laut —«

Theodore hüpfte [illegible] aus dem Bett, um die Drinnen zu überraschen — aber vorher wurde sie selbst überrascht, denn als sie nach ihren Kleidern greifen wollte, waren sie [illegible] einfacher, aber sehr eleganter [illegible] an ihrer Stelle. Die Wahrheit zu gestehn, das Leinenkleid des guten Mädchens, an und für sich sehr gering, war durch den Marsch so zugerichtet worden, daß sehr wenig weibliche Aufmerksamkeit dazu gehörte, um es zu bemerken, und ein nicht viel [illegible] weiblicher Blick, um dem Manne [illegible] Größe [illegible] als ihre Verwunderung, war Theodorens Freude über diesen Wechsel. — Wir wollen es nicht läugnen, sie putzte sich gern, und besaß viel Geschicklichkeit, ein Band so zu heften, eine Blume so zu stecken, eine Farbe mit der andern so zu ordnen, daß alles ein angenehmeres, piquanteres Ansehn hatte, und wurde deßhalb von der Gräfin Farberg ihre kleine Pariser Puppe genannt. — Als sie

beim Abſchiede von Aarberg ſoviel zierliche, theils auch glänzende Kleidungsſtücken bei Seite, und ihren leinenen Anzug anlegte, hatte ſie ſich einiger bittern Thränen nicht erwehren können — und wenn eine ihrer ſtrengeren Geſchlechtsverwandtinnen ſie im Herzen deshalb ſchelten ſollte, ſo kann ſie ihr doch ihre Bewunderung nicht verſagen, daß ſie bei dieſer Liebe zu ſchönen Kleidern den Heroismus hatte, ſie alle zurück zu laſſen. — —

Theodore zog ſich eilig, aber ſo ſtill als möglich an, und als ſie fertig war, ſchlich ſie zuerſt auf den [illegible] Spiegel, — es war alles gut, und allerliebſt. — Hocherglühend von innrer Befriedigung ging ſie nun, öffnete leiſe die Thür, und ſteckte lächelnd das Köpfchen hinein, um zu ſehn, was die drinnen machten. —

Die Dame hat oft nachher geſagt, es habe ſie nie etwas ſo angenehm überraſcht und ſo lebhaft entzückt, als dieſer Augenblick,

wo sie, durch ein fast unhörbares Knarren der Thür bewogen, von ihrer Arbeit aufzuschaun, einen Engelskopf ohne Körper voll der liebenswürdigsten Schelmerei, und doch so unbeschreiblicher Gutmüthigkeit, an der Thür gleichsam schwebe, und seine vor Freude glänzende Augen auf sich geheftet sah; und Theodore hätte von diesem Augenblick an ihre zärtlichste Liebe unverlierbar gewonnen. »Ach, sind Sie wach? ..... rief sie, und breitete ihr frohlächelnd die Arme entgegen — Theodore flog hinein und küßte sie, wie jemals ihre [illegible] und umhalste sie eben so zärtlich. —

Sie waren eins, und plauderten bald munter, zart, angenehm, und doch ohne bedeutende Beziehung, wie diese Kinder der Liebe und der Grazien pflegen, wenn die irdische Fessel sie nicht zu hart drückt. — Ein vierter hätte schwören müssen, sie wären seit Jahren vertraut, und doch wußte keines recht, wie es zu dem andern gekommen war.

Denn als Frau von Siebenthal (ſo hiess die Dame), geſtern um Mitternacht angekommen war, hatte ihr ihr Bruder, der düſtre Herr vom Hauſe, allerdings geſagt, daß ſie eine Geſellſchafterin im Zimmer treffen würde, auch im Allgemeinen, was er ſelbſt wußte, erzählt; aber das war ſehr wenig, weil er nicht wollte geſagt hatte. Theodoren waren ihre neuen Freundinnen völlig unbekannt. Der alte Rath unterbrach ihre Unterhaltung, und gab Gelegenheit zu gegenſeitiger Mittheilung. Er brachte das Frühſtück ſchweigend, wie er alles zu thun gewohnt war, und konnte nicht laſſen, die ſoviel beſſer als geſtern gekleidete Theodore mit einem ſcharfprüfenden grimmigen Blick zu beleuchten.

„Stoßen Sie ſich nicht an den alten Türkenkopf, — ſagte Frau von Siebenthal, als er hinaus war — er hat ſo ſeine Manier, wie jeder Menſch, und jeder hat nicht die beſte; doch iſt er ein durchaus treuer Diener.

Ich kann mir vorſtellen, wie Sie geſtern vor ihm mögen gezittert haben. —

Es folgte zur Antwort eine mahleriſche Beſchreibung, welche der Frau von Siebenthal die natürlichſte Veranlaſſung gab, Theodoren weiter zu fragen, wie ſie eigentlich in dieſe Einſamkeit gekommen wäre. Sie zagte ein wenig, auch darauf zu antworten — nicht als wenn ſie überhaupt ſich nicht hätte mittheilen mögen — wiewohl ſie, bei aller neuſchweſterlichen Zuneigung die neugierig ſcheinen Julien, [illegible] empfand, ſo hätte ſie doch ihrer gütigen Beſchützerin unbedenklich jede geheimſte Falte ihres Herzens geöffnet, ſo mütterlich zärtlich, und vertraulich foderte ſie ſie dazu auf — aber ſie wußte nicht recht, wo ſie anfangen ſollte, und indem ſie darüber nachdachte, riß ſie eine Wunde nach der andern wieder auf, und ſank aus der ſüßen Vergeſſenheit, in welcher ſie dieſen Morgen bis jetzt verlebt hatte,

plötzlich zurück in jenen tiefbeugenden Gram, der ſie geſtern peinigte.

Sie erzählte endlich, und mit eben ſoviel Treue als Naivetät — nur eine Viertelſtunde ausgenommen, die ſie trotz ihrer Wichtigkeit übergieng, und nur durch einen vieldeutigen Seufzer bemerkte, wie die Algebra durch a — jede unbekannte denkbare Größe — und Frau von Siebenthal mußte in dieſer Herzens-Algebra guten Beſcheid wiſſen, denn ſie blickte die Erzählerin bei dieſem Seufzer zwar mild und theilnehmend, aber doch ſo durchdringend an, daß ſie hoch erröthete und in helle Thränen ausbrach. Sie waren hier ſo natürlich, und die zuhörende Julie vergoß über Theodorens Schickſale ſelbſt ſo reichlich ſympathetiſche Zähren, daß es weiter keiner Erklärung bedurfte, die auch nicht verlangt wurde. Die Reiſeabentheuer, ſo erſchrecklich ſie für die arme Pilgerin in der Wirklichkeit geweſen waren, erhielten durch die eingeflochtnen Bemerkun-

gen der beiden andern eine komische Wendung — diese waren an Reisen und Menschen gewöhnt, und fanden alles, was Theodoren begegnet war, recht herzlich lächerlich — als sie weiter erzählte, wie sie der Herr vom Hause und Rosenbusch gefunden, und hier ins Haus geführt hatten, so wurde die Lustigkeit der beiden Frauenzimmer so groß, daß sie sich vor Lachen die Seiten hielten, und Theodore selbst allen nur eben empfundenen Kummer in wetteifernden Gelächter [illegible].

26.

Diese Stimmung dauerte fort, bis Frau von Siebenthal hinunterging, um ihren Bruder die Morgenvisite zu machen, und die beiden Mädchen allein ließ. Weder sie hatte gefragt, was Theodore weiter zu thun gedachte, noch fragte jetzt Julie — und für Leserinnen ist der Wink unnöthig, daß sie es darum unterließen, damit Theodore nicht

gestorben möchte, sie wünschten ihre Entfernung. Mädchen sprechen gern, und wenn es weder ein zärtliches Verständniß, noch ein Stück Putz — allenfalls auch nach Verhältniß der Bildung ein Sonnet, ein Trauerspiel, oder einen Roman betrifft, am liebsten von andern — sie nennen das sich genießen. Auch unsre beiden Freundinnen wußten sich soviel von den für beide merkwürdigsten Personen zu erzählen — von Seiten Theodorens nur mit Ausnahme des Grafen, dessen sie nur scheu und einsylbig erwähnte — daß sie am Ende so ziemlich ihre ganze Bekanntschaft portraitirt hatten, ohne sich gegenseitig darum besser, als von außen zu kennen. Der Herr vom Hause — dessen nähere Verhältnisse sich bald zeigen werden — pflegte das in seiner saurn Manier den weiblichen Schlangeninstinkt zu nennen; — bessergesinnte Männer suchen darin nur die Bescheidenheit, das Zartgefühl, und die großmüthige Selbstvergessenheit, deren sich

unläugbar die Tüchtigkeit in vorzüglichem Grade rühmen.

Sie wurden im Strome ihrer Mittheilungen durch die Ankunft der Frau von Siebenthal unterbrochen, die mit einigem Ernst Julien einen Wink gab, sich zu entfernen.

„Sie haben, meine gute Manstein — sagte sie zu der etwas betretenen Theodore, nachdem sie sie bei der Hand sanft zu sich auf das Sopha gezogen hatte — mich vorhin Ihres Vertrauens würdig geachtet, und mir dadurch ein Recht gegeben, ferner Ansprüche darauf zu machen. Stoßen Sie sich nicht an die scheinbare Zudringlichkeit und Unbescheidenheit der Frage — was denken Sie jetzt zu thun? Zu wem wollen Sie? Wie denken Sie weiter zu kommen? —“

Da war leichter fragen, als antworten. — So gütig, ja so zärtlich der Ton war, welchen Frau von Siebenthal in ihre Worte legte, so fühlte sich doch Theodore dadurch in alle Schrecken ihrer Lage aufs neue versetzt;

ſie ſchwieg, und ihre Augen wurden voll Thränen. —

»Betrüben Sie ſich nicht, gutes Kind — fuhr ſie fort, und küßte ſie ſanft — Sie ſehn in mir eine Freundin, die Ihnen zu allem, was Ihr Glück betrifft, mit Rath und That zu Dienſt ſteht, und wenn Sie ihr ſonſt ein Tochterherz zuwenden wollen, ein mütterliches Herz für Sie bereit hat — und nur ſolche Gründe bewegen mich, Ihnen jene Fragen vorzulegen. —«

Theodore küßte ihr dankbar die Hand, aber ſie wußte noch keine Antwort, und ihre Thränen floſſen —

»Gut, ich will anders verfahren — wollen Sie zurück zur Gräfin Aarberg? —«

»O nein! — rief Theodore heftig, und faltete flehend beide Hände empor — um keinen Preis! —«

»Auch dann nicht, wenn der junge Graf —«

»O ſchonen Sie meiner — unterbrach

sie Theodore außer sich vor Schmerz — Sie wissen nicht, wie tief Sie mich verwunden! —«

»Wenn er — fuhr Graf von Sie- beständig fort, ohne diese Bitte zu achten — Sie mit allem Feuer der Liebe sucht, und suchen läßt; wenn er sein halbes Vermögen ausbietet, um Sie wieder zu erhalten; wenn seine Mutter, um die Ruhe ihres Sohnes wieder herzustellen, in alles willigt, was er wünschen kann — wenn Sie nicht schamvoll als Mädchen, sondern als Braut, stolz und freudig [illegible] Ihnen —«

»Auch dann nicht, auch dann nicht —« rief Theodore, und wehrte mit beiden Händen. —

»Ihre Abneigung ist groß — werden Sie ruhiger, mein Kind — geben Sie mir Ihre Hand — Sie zittern — bedenken Sie, daß wir nur über Möglichkeiten sprechen — und was flößt Ihnen so gewaltigen Abscheu ein? — Lieben Sie den Grafen nicht mehr? —«

Statt ihrer Antwort warf sich das gequälte Mädchen an ihre Brust, und verbarg ihr glühendes Gesicht. —

»So sagen Sie mir andre Gründe, denn gewiß, Sie haben welche — fürchten Sie die Mutter —«

»Nein —« sagte Theodore mit plötzlich aufflebendem Muthe, und richtete sich in die Höhe — ich fürchte sie nicht, und ich liebe ihren Sohn — aber ich ehre und liebe die Mutter, die mich armes Mädchen mit wohlthätiger Güte in ihrem Hause aufgenommen, und mit zarter Fürsorge behandelt hat — ich verdiente die Vorwürfe nicht, durch welche sie mich von sich stieß, aber ich will sie auch nicht verdienen. — Als sie mir sagte: »hab' ich eine Schlange in meinem Busen auferzogen?« — da hatte sie Unrecht — aber sie würde Recht haben, wenn — nein! nein! nimmermehr — ich werde nie so undankbar seyn — ich werde fliehn, und ihn vergessen, oder — er

Ihr Schmerz überwältigte sie bei diesen Worten. Frau von Siebenthal sagte nichts, sie zu trösten; ihr Auge hing feucht und tiefbekümmert an Theodoren. —

»Wir sprachen nur von Möglichkeiten — sagte sie, nach einer Pause, mit weicher, gerührter Stimme — aber es ist so — Sie werden gesucht — die Boten sind nach — sie sind hier im Hause. —«

»O heiliger Gott! — rief Theodore, und sprang fliehend auf — hier, schon hier? — O retten Sie mich« — fuhr sie fort, und kniete mit gebrochnen Händen, in Thränen schwimmend, vor Frau von Siebenthal — »retten Sie mich, verbergen Sie mich, liefern Sie mich nicht aus, der Schande, dem Verderben nicht aus! —«

»Nein, gewiß nicht« — sagte Frau von Siebenthal, innigst bewegt, hob sie auf, und drückte sie zärtlich in ihre Arme — »wer Sie raubt, raubt Sie von jetzt an mir, und wer es thun will, muß beweisen, daß

er Sie inniger und treuer liebt — Seyn Sie ruhig, ich stehe Ihnen für die sichre Ausführung Ihres Willens — Sie wollen nicht, und Sie sollen nicht nach Karberg zurück — aber lassen Sie uns weiter gehn, wollen Sie zu Ihren Eltern — ?«

Theodore heftete mit stummen Schmerz ihre Augen auf den Boden — Frau von Siebenthal wartete schweigend auf ihre Antwort. —

»Was werden Sie glauben? — sagte endlich Theodore — was werden Sie von einem Kinde halten, das seine Eltern, und die besten Eltern auf Erden scheut? — und dennoch, Gott weiß es, ich kam nicht anders — Als ich in der Nacht am Scheidewege stand, und die Straße hinabsah, die zu ihnen führte, und eine andre freiwillig wählte, wie blutete da mein Herz! — Ich fühlte es hier tief, tief, mit unbeschreiblichen Wehen, von wem ich mich losriß — «

»Ich bin überzeugt, Sie werden nicht ungütig von ihnen [illegible] werden —«

»Gewiß nicht — aber eben diese verzeihende Güte; dieses [illegible] Tragen eines [illegible], den sie doch nicht ganz verbergen könnten; dieses unablässig folternde Bewußtseyn, das Glück einer Familie gestört zu haben, die durch die zärtlichste Zuneigung und den heiligsten Frieden bei aller Armuth so glücklich war; alle Hoffnungen, die auf mir ruhten, so hart und fest immer getäuscht zu haben; soviel Liebe und Treue ewig unvergolten lassen zu müssen; dieses Bewußtseyn würde mich verfolgen, martern, und völlig unfähig machen, durch erneuerte Anstrengung meine Fehler zu vergüten — wie elend bin ich doch, — wie gränzenlos elend, den Anblick derer meiden zu müssen, die immer die Wonne meines Lebens waren! —«

Ich kann Ihre Gefühle nicht ganz mißbilligen, gutes Kind — sagte Frau von

Siebenthal — aber vorausgesetzt, daß Sie auch das elterliche Haus meiden wollen, was haben Sie sonst für Pläne? wo denken Sie hin? was wollen Sie unternehmen? — —«

Theodore seufzete, tief, und hob die Thränenverdunkelten Augen gen Himmel —

»Ich wollte Ihrem Entschlusse nicht vorgreifen, aber Sie scheinen noch nichts bestimmt zu haben — darf ich Ihnen mein Haus, meine Gesellschaft vorschlagen? —«

Theodore blickte sie betroffen an — und wie viel Zärtlichkeit las sie in dem Auge der Freundin, welche sie so fragte —

»Ich würde mich bestreben, — fuhr diese fort — Ihnen die äussern Vortheile, welche Sie in Aarberg genossen haben, und — was ich für noch wichtiger achte, und darum noch eifriger suchen würde — auch die elterliche Liebe und Fürsorge in ihrer ganzen Ausdehnung zu ersetzen — hätten Sie wohl Lust? —« fragte sie die noch immer freudig staunende Theodore, und reich-

te ihr die Hand mit [illegible] bezaubernder Güte, daß das glückliche [illegible] Rührung, vor Erschütterung [illegible] zu fassen vermochte. — [illegible]

Sie ergriff die dargebotne Hand ihrer gütigen Beschützerin, warf sich vor ihr auf die Knie, und bedeckte sie mit Küssen, und mit frohen Thränen — Worte fand sie nicht. —

»Sie wollen also [illegible]

»Meine zweite Mutter!« flüsterte Theodore, und heftete ihre Lippen fester auf die Hand der edeln Frau. —

»O so komm« — sagte diese, bis ins Innerste erweicht, und sanfte Rührung verbreitete himmlischen Glanz über ihr edles sprechendes Gesicht, und heilige Thränen rollten über ihre Wangen — »so komm, von nun an meine Tochter, an mein Herz, um immer daran zu ruhen — und glaube mir, du wirst es als ein mütterliches Herz finden;

denn ich fühle in mir den Sinn einer Mutter, wenn ich auch keine bin — «

Sie hob sie zu sich auf, und in einer festen, stummen, heiligen Umarmung, feierten beide das Bündniß unzertrennlicher Liebe! —

97.

»O meine Eltern! meine guten Eltern! — rief Theodore begeistert in den Armen ihrer neuen Mutter — wenn ihr das wüßtet! «

»Sie sollen es wissen, meine Tochter — von dir selbst sollen sie es hören, denn jetzt wirst du ihren Anblick nicht mehr scheuen — aber laß mich nun, die Männer von Aarberg warten unten — «

»Also wahrhaftig — «

»Ja, wahrhaftig — glaubst du, ich würde dich betrügen? — wie wär' es, Theodore? — fragte sie scherzend — noch wäre es Zeit, mit ihnen zu gehn — «

»O nein, nein!« rief Theodore heftig —

»Kleiner Feuergeist, — sagte Frau von Siebenthal, und streichelte und küßte sie — wenn du so kräftig liebst, als du deinen Widerwillen äusserst, durch welchen Reichthum an Liebe werde ich belohnt werden —«

Sie ging, und sandte Julien wieder herauf. Unten waren in der That zwei Männer von Aarberg, ausgesandt Theodoren zurückzubringen. Frau von Siebenthal erzählte ihren Bruder die nähern Umstände von der Geschichte seines Flüchtlings, und äusserte ihr Wohlgefallen an Theodoren, und den Wunsch, sie zu behalten, als die Boten kamen. Der alte Rosenbusch, welcher zugleich das Amt eines Thürhüters verwaltete, empfing sie; es wurde ihm bald klar, daß der Gegenstand ihrer Sendung im Hause wäre; aber so herzlich zuwider ihm weibliche Gesellschaft, zumal junge Mädchen waren, so war er doch zu vollkommen Diener seines Herrn,

um den mindesten Bescheid zu geben, ehe er diesen gefragt hatte. Auf seine Meldung ging Frau von Siebenthal selbst hinaus, und sprach mit den Boten. Sie erzählten, daß man gestern früh Theodoren vermißt hätte — anfangs wäre sie im Garten, und sonst in der Nähe gesucht worden, aber vergebens — die Verzweiflung des Grafen gränzte an Wahnsinn — er hätte tausend Louisd'ors, ja sein halbes Vermögen geboten, wer sie wieder schaffte — reitende Boten wären nach allen Weltgegenden aus — die alte Gräfin wendete alles an, um ihren Sohn zu beruhigen; sie versprache ihm alles, und trüge jedem Abgesandten in seiner Gegenwart auf, der Entflohenen zu sagen, sie bäte sie, als um die höchste Gunst, als Braut ihres Sohnes zurück zu kommen — Gelegentlich priesen sie das Lob Theodorens, und tadelten die Wahl des Grafen keinesweges — hier herum müßte sie seyn, denn gestern Abend hätten sie Lea-

te im vorliegenden Dorf diese Straße wandeln sehn — —

Frau von Siebenthal versicherte vorläufig, daß hier im Hause nichts wäre — doch, sagte sie, eine Freundin von mir, die mich besucht, ist gestern auf dieser Straße gekommen; ich will sie fragen, ob ihr kein Frauenzimmer, wie das entflohene Fräulein, begegnet ist. «

Sie ging, und gab Rosenbusch einen Wink, der übrigen Dienerschaft, die sich um die Fremden sammelte, das Plaudern zu wehren, und sie konnte auf die Erfüllung ihres Wunsches rechnen, denn Rosenbusch hielt streng auf Subordination, und wenn Herr von Dornburg — so hieß der Herr des Hauses — durch die Entfernung aller weiblichen Dienerschaft sich manche Bequemlichkeit und Annehmlichkeit entzog, so hatte er den unläugbaren Vortheil, daß in seinem Hause überhaupt wenig gesprochen, und was er wollte, streng verschwiegen wur-

se. Jetzt kam sie wieder, sagte den Boten, es wäre nichts, und ging, als sie fort waren, wieder zu ihrem Bruder.

Oben war indessen nichts als Vergnügen — »weißt du auch« — denn wie hätten zwei blutjunge Mädchen, fast von gleichem Alter, eine Viertelstunde allein plaudern können, ohne Schwesterschaft zu machen? — »weißt du auch, rief Theodore der eintretenden Julie entgegen, daß wir beisammen bleiben? daß deine Mutter, jetzt auch meine Mutter ist? — «

»Mädchen, redest du Wahrheit?« — fragte Julie freudetrunken —

»Goldne, lautre Wahrheit! —«

»O du Herzensengel — rief die entzückte Julie — laß dich für den Einfall küssen!« und so nahm sie die neue Freundin, und küßte sie, und tanzte mit ihr in der Stube umher, daß die Fenster klirrten. —

Julie war die Tochter einer Freundin von Frau von Siebenthal. Ihre Mutter

war unglücklich verheirathet, und theils vor Gram gestorben, als Julie vier Jahr alt war. Kurz vor jener Zeit hatte Frau von Siebenthal ihren Gatten, einen höchstliebenswürdigen jungen Mann, mit welchem sie erst ein halbes Jahr verbunden war, und einige Wochen darauf durch eine frühzeitige Niederkunft die Frucht ihrer gemeinschaftlichen Liebe verloren; und die Bitte ihrer sterbenden Freundin, ihre kleine Tochter zu sich zu nehmen, und zu erziehn, war unter diesen Umständen ein werthes Geschenk für ihr verwaistes tiefgebeugtes Herz. So war Julie ihre Tochter, und unter ihrer Leitung ein angenehmes Geschöpf geworden. Sie hatte keine auszeichnenden Eigenschaften, aber wer sie kannte, empfand Neigung zu ihr. Ihr Aeusseres war lieblich, ohne schön zu seyn — ihr Witz entlehnte seine Gefälligkeit mehr von der fröhlichen Miene, womit sie ihn aussprach, als von seinem Werth — ihre Geschicklichkeit hielt sich genau in

den Gränzen deſſen, was ſie gelehrt wurde, aber das arbeitete ſie mit ſoviel Fleiß als Gewandtheit — ſie war, um kurz zu ſeyn, ein wenig Diadonette *), doch mit etwas mehr Geiſt verſetzt; und die Krone ihres Weſens war eine unübertrefliche Gutmüthigkeit, womit ſie ſich überall an Anhänglichkeit und Liebe erwarb, was ihr an Bewunderung abging.

Eine Schilderung der Frau von Siebenthal aus dieſem Munde, von dieſem Herzen, mitten in begeiſternder Freude über die neugefundne ſchweſterliche Freundin, konnte nicht anders, als mit lachenden, anziehenden, lieblichen Farben erfolgen. Und gewiß, die frohe, gutmüthige Julie ſagte der freudighorchenden Theodore nicht zuviel von der trefflichen Frau — denn wie viel faßte die Tiefe dieſes edeln Herzen, was das ſchwatzende Kind weder zu ſchätzen, noch

*) S. den neuen Amad. 6.

zu ahnden vermochte. Wohl aber ahndete Theodore, aus dem was sie hörte, Vorzüge, die sie im voraus anbetend ehrte, wie der geistigere Mensch, mit entzückter Hoffnung, aus dem dürftigen Schatten seiner irdischen Existenz sich selbst das höhere vollkommere Daseyn prophezeiht — und begierig haschte sie von Juliens Lippen jedes Wort über sie, die ihr schon jetzt so mild und segnend in verklärender Liebe erschienen war.

So kehrte allmählig in Theodorens Seele jener Friede wieder, der bis auf die letzten Krisen ihres Lebens unerschütterlich darin gewohnt hatte; über dem Genuß neuer und so ganz unerwarteter Freundschaft edler Menschen verlor sich die Erinnerung der vorhergehenden Leiden, selbst jener Schuld, die so einzig auf Ueberraschung ihres Gefühle zu rechnen war; und Frau von Siebenthal fand sich für ihren Edelmuth schon jetzt durch die innige Zärtlichkeit, durch die fro-

he, ſinnvolle, geiſtreiche Geſchwätzigkeit, durch das ganze holde Thun und Treiben des bezaubernden Geſchöpfes belohnt. Könnt' ich ſie ſchildern dieſe Stunden, und alle folgenden, wo das liebenswürdige Kleeblatt ſich arglos ſeiner durch Zartgefühl geleiteten Laune, ſeinen durch Herzensunſchuld mit innrer Sicherheit geſtempelten Empfindungen überließ! Aber ich beſorge, wie Saladin —

das feine ſpitze Ding
In meiner plumpen Hand zerbricht —

Und meine Leſerinnen würden nur lachen, daß ein Autor, der alles kann, nicht einmal Frauengeſchwätz nachſchwatzen kann, und wenn ſie ihren Vortheil bedächten, dem Leſer auf der Stelle durch das Original die mißlungne Kopie verleiden. Alſo ſchwatzt ihr holden drei, was ihr wollt, und mögen die andern davon errathen, was ſie können. — —

Baron Dornburg hatte ſich ſeine Schwe-

ſter bereden laſſen, in ihrer Geſellſchaft zu eſſen. Er that das ſonſt immer, weil er ſie hochſchätzte, und Julie hinderte ihn nicht, weil er ſie als Kind betrachtete. Aber Theodorens Gegenwart weckte ſehr lebhaft eine Grille in ihm, deren Grund bald näher erwähnt werden ſoll, und es koſtete ſeine Schweſter einige Mühe, ihn dahin zu bringen, daß er ſie nicht wieder zu ſehen mied, welcher er, und zwar aus ſehr edelm Triebe, einen Aufenthalt in ſeinem völlig weiberloſen Hauſe verſtattet hatte.

Es iſt ſchon bemerkt worden, daß er mit ſeiner Schweſter Aehnlichkeit hatte, und dieſe Aehnlichkeit gab ihm etwas Anziehendes, was das Abſchreckende ſeiner finſtern, durch Unmuth, wie durch gelehrte Studien, gerunzelten Stirn, doch nicht überwog. Sein ſchönes blaues Auge ſtrahlte, wenn er lächelte, von angenehmen Glanz; aber gewöhnlich blickte er düſter. Dazu kam bei Theodoren die Erinnerung, wie ſie von ihm

angetroffen worden war; und beide thaten scheu und verlegen, als sie sich wiedersahn.

Frau von Siebenthal kostete es wenig, durch heitres Gespräch diese Scheu zu bannen, und Julie hatte aus langer Gewohnheit das Recht, durch kindisches Scherztreiben ihren Onkel, wie er sich von ihr nennen ließ, zu erheitern. Bald wuchs auch der schüchternen Theodore der Muth; die beiden Mädchen spornten sich gegenseitig; und ihre Lustigkeit verscheuchte allmählig die Wolken von der Stirn des Barons, und erweckte sein düstres Auge zu freundlichem Licht. Oft ruhten seine Blicke ernst und lange auf Theodoren, und wenn er sie mit einem Seufzer wegwandte, versank er wohl in ein zerstreutes trübes Sinnen, was ihn doch nicht hinderte, an der allgemeinen frohen Laune wenigstens leidenden Antheil zu nehmen. Nur dem aufwartenden Rosenbusch war kein Lächeln abzugewinnen; sein faltiges Gesicht wurde immer krauser, sein

trotzigfinstrer Blick immer abschreckender; dafür diente er ihrer Ausgelassenheit zum Ziele, und die beiden Mädchen neckten den alten Isegram, wie muthwillige Vögel sich spöttisch-schreiend auf den Popanz setzen, den sie nach langer vergeblicher Furcht in seiner Gefahrlosigkeit kennen gelernt haben.

Die lustige Julie erinnerte sich nach Tische der Angst, welche Theodore in dem Museum des Barons ausgestanden hatte, und bat ihn um die Erlaubniß, die ihr auch gewährt wurde, sie hinein zu führen. Theodore konnte, zur großen Freude ihrer Begleiterin, anfangs einen kleinen Schauer von Furcht nicht verbergen; bald aber lachte sie selbst darüber — sie gingen und zupften den Löwen an der Mähne, griffen dem Crocodil an die Zähne, gaben dem Tiger einen Rasenstüber, verbeugten sich tief vor den mancherlei fremden Männern von Wachs, und thaten allerhand Fragen an sie, öffneten den knieenden Mann mit der Weltkugel,

welche bekanntlich ein Ofen war, und die Thür an einem Ort hatte, der ihnen sehr komisch vorkam, stülpten sich die daliegenden Thierfelle über den Kopf, und blickten mit den Augen durch die Oeffnungen sich grimmig an — kurz sie trieben tausenderlei Possen, und lachten, und riefen in dem ehrwürdigen Saale, als wären sie drin zu Hause. Damit nicht zufrieden zog die ausgelassene Julie ihre Schwester weiter fort ins Haus zu den Hunden, die an der Kette wüthend rissen, zum ernstlichen Schreck Theodorens — öffnete alle Thüren, sah hinein, und bot den grämlichen Bewohnern einen guten Tag — ging in die Küche, wo der Koch, ein alter zitternder Bursche, mit seinem nicht jüngern Küchenjungen, über der Arbeit stöhnte, versicherte ihn, daß er Gehülfen brauchte, und fragte, ob sie und Theodore ihm anständig wären? — und nachdem sie das ganze Haus durchstöbert hatten, kehrte sie zurück, um sich von

ihrer gütigen Pflegemutter leicht ausſchelten zu laſſen, daß ſie ſo wild geweſen wäre.

So flogen die Stunden, ſo flogen vier Tage hin, wie eine Luſtreiſe im Blüthenmeer, wie Schmetterlinge, die über Blumen gaukeln, und nur ſelten fand ſich eine einſame Minute, wo das Herz der glücklichen Theodore Zeit gewann, ſich nach ihren geliebten Eltern zu ſehnen. In einer ſolchen Minute ſaß ſie am vierten Tage gegen Abend allein. — Immer hatte ſie ſich geſcheut, der Frau von Siebenthal ihre Wünſche zu verrathen, denn konnte ſie ſie erfüllen, ohne ſich von dem geliebten Bruder zu trennen? — Aber doch wünſchte ſie ſo ſehnlich, ſo ſchmerzlich, die theure Mutter wieder zu umarmen — zu hören, daß ſie noch von ihr geliebt würde — ſie zu tröſten, ihr zu geloben, was nur ein kindlich-frommes Herz geloben kann — Horch! unten Stimmen! — es wandelt die Treppe herauf — Julie iſt es, die ſo lebhaft ſpricht — aber

noch eine Fremde — wär' es möglich? — »Sie ist hier? mein geliebtes Kind ist hier? und gesund? —« und indem Theodore vor Freude zitternd aufspringt, geht die Thür auf, und sie liegt in den Armen ihrer Mutter.

28.

Heilige, süße Worte, die von den geliebten Lippen tönten, als sie die Kraft zu reden gefunden, als sie vom langen, brennenden Kuß der Freude sich losgerissen hatten! Wer könnte euch nachreden, wer den ätherischen Hauch himmlischer Liebe mit Schriftzügen mahlen? —

Kein kleinlicher Vorwurf entweihte die erste selige Minute, wo eine Mutter ihr Kind wiederfand; und auch die schuldgebeugte Tochter vergaß ihre Schuld über der Freude. Fest hielten sie sich umschlungen, und fühlten beide, wenn auch alles wankte

und wechselte, so könnte das heilige Band ihrer Herzen nicht wanken und wechseln.

»Gott sei Dank! — rief endlich die Mutter, — daß ich Dich wieder habe! Lieber, guter Engel! wie bist Du soviel größer und schöner geworden! Ich sollte Dich schelten, aber ich vermag es nicht, wenn ich dich ansehe — das Herz bricht mir vor Freude, das theure Bild meiner täglichen Träume, meine ältste und liebste Tochter einmal wieder lebend und gesund an meine Brust zu drücken — und gewiß, diese Augen blicken noch so rein wie sonst, und meine Theodore ist der Umarmung ihrer Mutter noch werth! —«

Wie scharf verwundend zuckte das durch das Herz des armen Mädchens! Ach, sie hatte nicht den Muth, das Vertrauen ihrer Mutter zu bejahen oder zu widerlegen, und verbarg ihr Erröthen und ihre Unruhe an der mütterlichen Brust.

»Wie haben wir gesorgt — fuhr die frohbegeisterte Mutter fort, ohne sich an dem

Schweigen der Tochter zu ärgern — wie ſind wir alle zermalmt geweſen deinetwegen! Ach Theodore, wir haben jetzt erſt erfahren, daß es ſchwerere Leiden giebt, als plötzliche Armuth und Erniedrigung. — Der lange, ſtille Friede unſers Hauſes, durch — ja, ich darf es ſagen — — durch Weisheit und tugendhafte Liebe erkauft, ſchien der Raub eines Augenblicks — wir hatten keine Kinder mehr, weil wir eins verloren zu haben glaubten. — Dein Vater wußte keinen Rath, keinen Troſt, und ſchlich gebeugt unter der Laſt ſeines Kummers — ich ſelbſt, vor Thränen erblindend, von unendlichem, unausſprechlichem Schmerz durchgraben, flehte zu Gott um den letzten Herzſchlag in meiner mit ehernen Banden zuſammengeſchmiedeten Bruſt. — Mariane und die alte Margreth wollten tröſten, und Thränen, und troſtloſes Schluchzen erſtickte ihre Worte — nur Erneſtine, ſo verwundert, ſo betrübt ſie ſelbſt war, behielt Muth, ver-

theidigte dich, und prophezeihte einen fröhlichen Ausgang. —«

»O Dank, ewig Dank, meine edle Freundin!« — rief Theodore, für welche jedes Wort ein Dolchstich gewesen war, und die mit unnennbarer Betrübniß sich das stille Geständniß ablegte, daß das Zutrauen der geliebten Freundin gütiger war, als gerecht — »aber sagen Sie, beste Mutter, was haben Sie gehört? — wie sind Sie hierher gekommen? —«

»Ein reitender Bote von Aarberg kam — sein Pferd war weiß von Schaum, seine Miene verstört — und fragte, ob Du bei uns wärest — Wir verneinten es — er wollte das nicht glauben, aber unser Schreck, unsre Angst, als er erzählte, überzeugten ihn bald, daß wir die Wahrheit redeten. — Was sagte er nicht alles von Dir und dem Grafen! was mußte unsre treue Zärtlichkeit nicht deinetwegen fürchten! — Noch überlaufen mich Schauer, wenn ich denke, welche gräßli-

che Vermuthung — O still, still, denn Du bist meine Theodore noch, und ich segne den Himmel, der Deine Eltern vor Verzweiflung über ihre Unbesonnenheit bewahrte, ihr edelstes Kleinod so unbeschützt hin unter fremde Menschen zu geben!«

Sie drückte die Tochter, die nur durch Thränen zu sprechen vermochte, zärtlich in die mütterlichen Arme.

»Zwei Nächte, zwei Tage — fuhr sie fort — gingen langsam peinigend hin, gewiß die elendesten meines Lebens. — So schmerzte mich's nicht, als dein Vater vom Rheine schrieb, er sei verstümmelt. — — Am zweiten Abends, ganz spät, hielt eine Kutsche am Pfarrhause. — Ernestine kömmt heraus, und spricht mit dem Kutscher. — Plötzlich schlägt sie lautschreiend die Hände zusammen, und stürzt pfeilschnell auf mich und Marianen zu; denn wir saßen vor der Thür, um dem Vater durch unser Weinen das Herz nicht noch mehr zu beschweren. —

Theodore! ruft sie, und kann athemlos nichts weiter sagen. — Ich glaube, du bist im Wagen, und werfe mich ihm entgegen, und will über die Pferde hinweg zu dir hineinfliegen — er war leer; der Kutscher hielt, und gab mir ein Billet — »Die Versicherung, —« stand darin, und es war eine bekannte Hand, doch konnte ich mich nicht darauf besinnen, — »daß die geliebte, und der besten Mutter würdige Tochter gesund, und in freundschaftlichen Händen ist, kann einer so zärtlichen Mütter, als Frau von Manstein ist, nicht genügen; darum wird sie eingeladen, sich dieses Wagens zu bedienen, und sich selbst davon zu überzeugen. — «

»O unübertreffliche Großmuth!« sagte Theodore, und blickte dankend gen Himmel. —

Frau von Manstein erzählte, was ihr weiter begegnet, und daß, und mit welchen Gefühlen sie durch Aarberg gereist war,

und verlangte natürlich am Ende von ihrer Tochter Auskunft, wie sie selbst hergekommen, und bei wem sie wäre? —

Harte Aufgabe für die arme Theodore, ihrer Mutter zu beichten! Ach so unbefangen sie sonst war, so offen sie sonst jedes Gefühl, und jeden kindischen Fehler bekannte, jetzt vermochte sie es nicht, denn wie hätte sie ferner ins mütterliche Auge blicken mögen? Sie erzählte dennoch, und die Liebe ihrer Mutter half. Denn sie war so ganz Theilnahme an dem Schicksale des geliebten Kindes; sie nahm die Schuld dessen, was Theodore zu gestehen für gut fand, so ganz auf sich; sie fühlte sich so beleidigt durch das harte wegwerfende Betragen der Gräfin; und sie wurde durch die Gefahren ihrer Tochter nach der Flucht so lebhaft interessirt, daß ihr die Verwirrung entging, oder doch nicht auffiel, womit diese erzählte. Als sie denn endlich erfuhr, wie sie gerettet worden sei, erneuerte sie die Frage, wer die

edeln Menschen wären, die sich ihres Kindes so großmüthig angenommen hätten.

»Der Herr vom Hause —« sagte Theodore — ist ein Baron Dellsburg —«

»Dellsburg! —« wiederhohlte Frau von Manstein erröthend, und mit starker Verwunderung. —

»Und die Dame, welche an Sie geschrieben, und Ihnen den Wagen geschickt hat, ist seine Schwester, und eine Frau von Siebenthal —«

»Siebenthal? wiederhohlte die Mutter, wie vorhin —

»Jenem,« fuhr Theodore fort, verdanke ich viel — dieser alles — kommen Sie; was ich sagen könnte, würde immer das Urbild nicht erreichen — Sie müssen Sie selbst sehn —«

Zu Theodorens Verwunderung schien ihre Mutter über diesen Vorschlag mehr verlegen als froh. — »Erst möchtest du mich melden, mein Kind —« sagte sie endlich

mit Aengstlichkeit — und Theodore, ohne Arges zu haben, flog hinunter, und trug Julien, die im Hause stand, die Meldung auf. Nach einigen Minuten kam diese wieder — »Sie kommen gleich selbst, « sagte sie — und kaum hatte sie ausgesprochen, so trat Baron Dornburg mit seiner Schwester herein. —

»Da sind sie! — rief Theodore voll dankbaren Entzückens ihrer Mutter zu; aber zu ihrem höchsten Erstaunen sah sie diese blaß, zitternd, sich blos stumm gegen die Eintretenden verbeugen — sie blickt auf diese hin, und sieht, daß Baron Dornburg ungewöhnlich finster, und mit augenscheinlichem innern Kampf ihre Mutter betrachtet — nur Frau von Siebenthal nähert sich mit ihrer gewöhnlichen Freundlichkeit. —

»Sie finden alte Bekannte — sagte sie, indem sie Frau von Manstein herzlich umarmte — die sich doppelt freuen, Sie bei

einer so freudigen Veranlassung wieder zu sehn. —«

29.

Die kurze Lebensgeschichte des Baron Dornburg wird am besten erklären, in wiefern er und seine Schwester alte Bekannte der Frau von Manstein waren.

Sein Vater hatte ansehnliche Güter im ehmaligen Kanton Altmühl, liebte Genuß und Pracht, und suchte die letztere auch in einer kostbaren Bibliothek, und ansehnlichen Naturaliensammlung, so wenig er selbst las, oder das Reich der Natur zu ergründen bemüht war, wenn man nicht Gemüse essen für botanisiren, und einen Hasen schiessen für zoologisiren rechnen will. Vielleicht weckte dies das schlummernde Talent seines einzigen Sohnes Reinhard; wenigstens zog er schon als Knabe den gelehrten Müßiggang dem ritterlichen vor, und mochte lieber in den Büchern blättern, oder die Selten-

Heiten ſeines Cabinets betrachten, als auf den Anſtand gehn, reiten und l'hombre ſpielen. Dem Vater gefiel die frühzeitige Gelehrſamkeit ſeines Sohnes, der, als der einzige Erbe, ohnehin nicht zum Militär beſtimmt war; und er ſcheute keine Koſten, um ihm Lehrer zu verſchaffen, die ihn zum Wunder der adlichen Jugend, und ſeines mütterlichen Groſsonkels, des weiland hochberühmten Freiherrn Veit von Seckendorf würdig bildeten. Glücklicher- oder unglücklicherweiſe erhielt der Baron für ſein ſchweres Geld wirklich ein Wunder von Lehrer, einen Mann von ſo energiſcher Tiefe des Gefühls, als ausgebreiteter Kenntniß; der von unauslöſchlichem Durſt nach Wiſſen und vollkommnerem Erkennen gemartert, über alle angenehmen Kleinigkeiten, aber auch über alle ſeinen Staatsmaximen des täglichen Lebens hinweg war, und ſich in einer unendlichen Bibliothek mit Folianten ewig vergraben hätte, hätte ihn nicht ſein

Bedürfniß auch zu ehrbarer Arbeit verbunden. Wundelbar genug traf hier der Zögling mit dem Lehrer zusammen; beide wetteiferten in Anstrengung; und der junge Reinhard war im sechzehnten Jahr eben so bewundert in den meisten Fächern des menschlichen Wissens, und besonders in seiner liebsten Wissenschaft, der Naturkenntniß, daß er recht füglich in Erfurt Doctor, und in Wittenberg Magister, und mit mehr Recht, als die meisten daselbst, hätte werden können. Wie sein Kopf, so entsprach sein Herz dem Herzen seines Lehrers; es war ein glühendes, poetisches Herz, voll von großen und heiligen Gefühlen, und um so geschäftiger in seiner idealischen Schöpfung, und um so fester im Glauben daran, je weniger es die Wirklichkeit kannte: und das stille Studierzimmer Herrn Kumillers — so hieß der Lehrer des jungen Dornburg, war die fruchtbare Werkstatt, aus welcher täglich idyllische Hirtenvölker, platonische Republiken,

auch wohl Syſteme der ewigen Wahrheit, und dergleichen hervorgingen, und die Erzeuger ſo herzlich und ſo lange, als jüngere Kinder ihre Seifenblaſen, amüſirten.

Der alte Dornburg ſtarb einen ſeltnen Tod, am deutſchen Patriotismus; als nehmlich die Ritterſchaft des Cantons Altmühl einmal den Geburtstag des damals hochverehrten Kaiſers Joſeph des Zweiten feierte, bewies der ſchon funfzigjährige Baron ſeine altgermaniſche Mannskraft an den herumſtehenden Pokalen mit ſo glühendem Eifer, das er am andern Morgen völlig kalt im Bette gefunden wurde. Bald nach ihm folgte Herr Aumüller auf einem ſehr gemeinen Wege; ſein übermäßiges Studiren hatte ihm Verhärtungen im Unterleibe zugezogen, die ſeine Seele ſo verfinſterten, daß er in einem Anfall idealiſchen Wahnſinns ſich in den Fluß ſtürzte. Der junge Dornburg, der nach dem Kirchenbuche vier und

zwanzig, an Weisheit oder vielmehr Wiſſenſchaft ſechzig Jahre eines gemeinen gelehrten Lebens, an verfeinertem Gefühl das Daſeyn der unſchuldigen Kinder Gottes, an wirklicher Welterfahrung höchſtens zehn Jahr erreicht hatte, war nach dem Tode ſeines Vaters, welchen er ſtandesmäßig betrauerte, mit ſeiner Mutter und Schweſter in ſeinem Ritterſitz geblieben, und hatte mit Herrn Aumüller ſeine Studien fortgeſetzt; als aber auch dieſer, und zwar ſo unvermuthet und frappant von ihm genommen wurde, floh er die wüſte Burg, verkaufte die ihm zugefallnen Stammgüter, gab die Hälfte großmüthig ſeiner Mutter und Schweſter, und zog mit ihnen, und ſeiner Bibliothek und Naturalienſammlung in eine mittle Stadt des nördlichen Deutſchlands, wo ein Freund ſeines Aumüllers, ein Gelehrter vom erſten Range, lebte, mit welchem er ſchon vorher correſpondirt, und ein literäriſches Bündniß geſchloſſen hatte.

Hier, in dieſer Geſellſchaft, mit neuen Hülfsmitteln verſehn, durch ein anſehnliches Vermögen unterſtützt, trieb er ſeine alte Lebensart fort, und ſann, mit geſtütztem Haupt, bei nächtlicher Lampe, über den Hieroglyphen des göttlichen Plato, ordnete Pflanzen, zergliederte junge Hunde, ſtopfte Vögel aus, oder baute Modelle zu neuen Maſchinen, während die andern Jünglinge ſeines Standes und Alters in luſtigen Sprüngen durchs Leben eilten, und jede Frucht vom Baume des Vergnügens riſſen, die ſie nur immer erlangen konnten. Natürlich haßten dieſe den jungen Weiſen, und neckten ihn gelegentlich mit eben ſolchem Grimm, wie die kleinen Vögel den ernſthaften Vogel Athene's; eben ſo natürlich durften die jungen Fräulein und Frauen nur hören, daß der Baron Dornburg griechiſch, und, wie der vergrößernde Leumund ſagte, hebräiſch, ſyriſch und arabiſch läſe, während ſie ſich mit rüſtigen Kriegern, und ähnlichen Cham-

rions der Galanterie im taumelerregenden Walzer drehten, um über ihn spottend zu lachen, so oft sie ihn vorwärts geneigt, und finsterſinnend, ohne daß er sie bemerkt oder gegrüßt hätte, vorbeigehn sahen; und alle Gedanken an seine Eroberung, so belohnend sie durch seinen Reichthum schien, auf ewig aufzugeben. Ihn selbst kümmerte das wenig; ja er merkte es nicht einmal; seine Gesellschaft waren die Schatten vormals großer Männer, und die ewigschaffende Natur, und zuweilen auch seine Mutter oder Schwester, die er aber gewöhnlich mied, wenn sie Gesellschaft hatten, oder doch nach einigen Minuten wieder verließ. Sein besseres Ich befriedigte die Sehnsucht nach Liebe an den Grazien und Göttinnen der Fabelwelt, an den heiligen Bildungen der Kunst, an den Heroinen der Geschichte; und vor dem Gefühl andrer Bedürfnisse — schützte ihn seine mäßige, arbeitsame Lebensart, und seine Unschuld, die er unter diesen Umständen

ohne ein Wunder kaum hätte verlieren können.

Dennoch konnte er nicht vermeiden, die genaueren Bekanntinnen seiner Mutter und Schwester öfter zu sehn: und unter diesen war Fräulein von Dannenfeld, in der Folge die Mutter Theodorens. Wie diese, gewann sie die Herzen auf den ersten Blick, nicht durch blendende Schönheit, aber durch die schönste Uebereinstimmung angenehmer Züge mit dem Geist der Offenheit und der Güte; wie bei dieser, war ihre Stimme, wenn sie sprach, eine unablässig schmeichelnde, süsse Melodie; wie diese, ergriff sie mit regem Gefühl, und eben so gefälligem als schuldlosem Witz jeden Gegenstand, der sich ihr darbot; wie diese war sie alles Hochgefühls, alles Enthusiasmus fähig, der in einer beweglichen, unschuldig sanften Mädchenseele wohnen kann; und mit diesen Vorzügen verband sie, ihrer Erziehung gemäß, mehr Welt, mehr Gewandtheit, mehr Kunst sie zu gebrauchen, als ihre Tochter, dieses

Kind einer reichen, thätigen Natur. Anbe-ter mangelten ihr nicht; aber sie war arm, und zufällig fand sich keiner, der ihren Werth hoch genug geschätzt hätte, um ihre Armuth über ihren übrigen Vorzügen zu vergessen, und ihre Liebe zu verdienen. Es traf sich, daß Baron Dornburg sie einigemal mit seiner Schwester, ihrer geliebtesten Freundin, allein fand. Er war nicht der Mann, um Damen mit artigen Tändeleien zu unterhalten, und die beiden Mädchen hatten Geist genug, wohl zuweilen mit wahrer Theilnahme in seine Ideen einzugehn. Ohnedem hatte sein Gesicht zwar weder die erobernde Keckheit des Soldaten, noch die feine, scharfsinnige Geschliffenheit des Geschäftsmanns, noch die lockende Freudigkeit des Bonvivants, vielmehr den zurückstoßenden Ernst, die stumpfe Miene des innern Brütens, wie bei allen Denkern — doch glänzte zuweilen die transcendentale Schönheit seiner Vorstellungen wie ein himm-

liſches Licht über ſein Geſicht, und in dieſen Perioden wurden ſeine Augen offen und hell, ſeine Geſichtszüge angenehmfreundlich, und ſeine Sprache floß volltönend, und einnehmend über ſeine Lippen. Dann hörte ihn auch Fräulein von Thunenberg gern; und weil ſie ihn gern hörte, nahm ſie gewiſſermaßen die Farbe ſeiner Gedanken an, und ſprach mit ihm über ſeine Lieblingsſätze ſo angelegentlich, als wären es die ihrigen auch.

Klagen die unſterblichen Götter durch ihre gekrönten Hofpoeten aus Griechenland und Latium ſpätern Generationen die Noth, welche ſie mit dem ungezogenen Sohne Cytherens haben; mußte Apollo einer Daphne nachlaufen, um einen Lorbeerbaum zu erhaſchen, Diana, welche dem unſchuldigen Actäon blos, weil er ſie im Bade ſah, Hörner aufgeſetzt hatte — verſteht ſich nicht moderne, ſondern höchſt antike und eigentliche — mit dem Hirten Endymion alle Reputation ihrer rigoriſtiſchen Jungfräulich-

keit verſcherzen; konnte ſelbſt die wilde Mannjungfer Pallas dem Verdacht nicht entgehn, daß ſie unter dem ſtählernen Panzer ein weiches wundes Herz trüge, und ihre Aegide zuweilen vor ſchönen Männern ſehr ſorgfältig verſteckte, um ſie — am Leben zu erhalten; — wie hätte ein an Gefühl ſo reicher, und für die Bewachung ſeines Herzens ſo wenig beſorgter Sterblicher, als Baron Dornburg, der Liebe Trotz bieten können? Er warbe im eigentlichen Sinne beſiegt, eh' er wußte, daß der Kampf angegangen war. Er ſchwatzte mit Fräulein Dannenfeld allmählig ſo oft und ſo viel, und immer öfter und mehr, von Schönheit der Kunſt, von reicher Wunderfülle der Natur, vom hohen Werth des Ewigwahren, von den groſſen Vorzügen der klaſſiſchen Zeit; bis der energiſche Strom ſeiner Rede plötzlich verſiegte, weil es ihm klar wurde, daß Schönheit der Kunſt, reiche Wunderfülle der Natur, ja ſogar das Ewigwahre

in Fräulein Dannenfeld mit Augen gesehn, und mit Händen gegriffen werden könnte, und das klassische Zeitalter gegen sie für eine taube Nuß zu achten wäre. Es mochte dem jungen Literator bei dieser Entdeckung zu Sinne seyn, wie weiland dem neuerschaffnen Adam in der ersten Minute seliger Selbstbeschauung — aber die Selbstspekulation hält keiner lange aus; die Liebe zum Studiren war durch die andre, die ihrer Natur nach, so lange sie nur wünscht und hofft, sehr futterbeissig ist, vor der Hand völlig verdrängt; und durch diese peinigende Leere und einen von Natur lebhaften Geist getrieben, verfügte Baron Dornburg seine neue Neigung mit einer Hitze, die ja wohl in solchen Verhältnissen nicht unter die ungewöhnlichen Erscheinungen gehört. Er entdeckte sich zuerst seiner Schwester, der er eben nichts Neues sagte; das schöne Geschlecht liest von Natur die Sprache der Liebe mit einer Fertigkeit, welche die Männer durch

ihr mühseliges Buchstabiren nie erreichen — und wie oft wird diese Göttersprache durch das Medium ihrer Organe nicht ein blos thierisches Geheul? Ihr konnte nichts angenehmer seyn, als die Aussicht, ihren Bruder aus einem hypergelehrten Wilden, wenigstens Eremiten, in einen zärtlichdienstbaren Ehemann verwandelt, also hymanisirt zu sehn; sie nährte die Flamme, daß sie zur Esse heraus brannte, und bot sich mit Freuden zur Freiwerberin an. Ihre Freundin Theodore — denn die Mutter hieß wie die Tochter — war nicht so fröhlich über das ihr zugedachte Glück, als die entzückte Schwester wünschte. Sie hatte ihr Ideal des Schönen so gut als Baron Dornburg; nur bekleidete sie, wie weiland die sinnvollen Griechen, und alle des Idealisirens fähige Damen — wenigstens im jungfräulichen Stande — dieses Ideal mit einer lieblichen Göttergestalt, und gab die Hoffnung nicht auf, es in irgend einem Manne

wieder zu finden — wiewohl die Auflage solcher Männer sehr vergriffen seyn soll. Nun war es nicht zu läugnen, Freund Reinhard hatte das edelste Herz von der Welt; — er war auch weder ausgewachsen, noch triefäugig; allerdings etwas blaß, doch nicht graugelb, wie ein moderner Stuzer — aber sein Gesicht war wirklich schon zu gelehrt, seine ganze Figur etwas vernachläßigt; und der schlimmste Auswuchs blieb immer seine ungeheure Gelehrsamkeit und Sucht zu studiren, die so wenig in das weibliche Ideal des Schönen paßt, daß man in der Regel einen lustigen Sünder ihm viel näher, als einen Weisen geachtet sieht. Ueberdem wurde er in allen Bier- und Tabacks-, wie Wein und Punschgesellschaften, beim Spieltisch, wie auf dem Balle verspottet; wiewohl seine unverbrüchliche Abwesenheit ihm das Recht der Todten hätte geben sollen — niemand besuchte ihn, als etwa ein durchreisender Gelehrter — und das alles zusammen-

genommen gab für seine künftige Gattin eine traurige Aussicht. Indessen, sie war gern — unter ihren jetzigen Bekannten waren viel hübsche Leutchen, doch nicht der Phönix, welchen sie suchte — Dornburg war der Bruder ihrer besten Freundin, gutherzig, und tadellos in seiner Sittlichkeit, wenn auch höchst konfus in seinen Sitten — er liebte sie, das war klar, so wenig sie es fassen konnte, mit übermächtiger Leidenschaft — und wer weiß, ob sich nicht seine ästhetische Anlage pflegen, bis sie der philosophischen zu Kopf wuchs, und ein angenehmes, wenigstens erträgliches Gleichgewicht bewirkte? — Die Damen ändern gern um, Kleider, Gebräuche, und Männer; und im Fall der Noth flicken sie auch, um ihren Besserungstrieb zu befriedigen; und da dieser Trieb bei den Männern soviel Spielraum findet, so ändern, und flicken, und bessern sie nichts lieber, als männliche Charakter. — Daher schon häu-

ſig der Fall geweſen iſt, daß Frauen Armſelige Wichte geheirathet haben, um ſie zu *angelliſiren*; aber wohl noch kein Mann einen Teufel von Weibe, in der Hoffnung und Abſicht, einen Engel, oder wenigſtens einen himmliſchhölliſchen Zwitter herauszubilden. Kurz zu ſeyn — was vielleicht ſchon längſt hätte geſchehn mögen — Fräulein Dannenfeld entſchloß ſich aus *vielen* Gründen, weil der Eine genügende fehlte, die Braut des Baron Dornburg zu werden, und überſtand den groben und feinen Spott, der ſie dieſes Schrittes wegen traf, mit dem Heroismus der zwingenden Noth.

Mit der Hochzeit ging es eben nicht eilig — der Bräutigam zu ſeinem eignen Unglück, war ſo durch den unglücklichen Anſchein ſeiner Liebe begeiſtert, und von Natur ſo reingeiſtig, daß er wieder friſch zu ſtudiren anfing, und für ſeinen Genuß die bindende und dadurch löſende Hand des Prieſters überflüſſig ſchien; und die Braut war

selbst noch so kalt, daß sie ihn weder durch Wort noch That zu weitern Fortschritten ermunterte. Wohl trieben Mutter und Schwester noch Pflicht, aber immer vergeblich; und sie waren schon ein volles halbes Jahr im Vorhimmel des Brautstandes, und noch immer der Tag nicht festgesetzt, wenn sie in den zweiten, in den ehelichen Himmel, oder Malachin steigen sollten; als durch Fügung des Schicksals der Hauptmann von Manstein seine Garnison in der Stadt erhielt, wo beide lebten.

30.

Hauptmann Manstein blieb höchstens einige Stufen hinter dem Ideale zurück, welches sich die Seele von Reinhards Braut in ihren seligsten Contemplationsstunden entworfen hatte, und welches sie der bräutlichen Treue unbeschadet noch festhielt; da ein gedachter Mann, als ein eigentliches Nichts dem Recht der privilegirten Liebe

noch weniger Abbruch thut, als ein gemahlter, und doch von jedem ehelichen Herrgott die subtile Abgötterei des Bilderdienstes schöner Formen in der Mahlerei und Bildhauerei verstattet wird. Er hatte dreissig Jahre und eins drüber, war stark und blühend, gewandt an Körper und Geist. In seinem Aeussern hielt er das Mittel zwischen männlicher Derbheit, und weiblicher Zartheit, auch in der Größe — Dornburg war lang und hager — sein Gesicht gehörte zu den glücklichen Physiognomien, denen jede Seelenstimmung gut steht, wie in einem guten Pianoforte jeder Ton gleiche Stärke hat, und gleich angenehm anklingt — er zürnte wie Jupiter, kommandirte wie Mars, tanzte wie Apoll, ritt wie Nessus,*) schmeichelte wie Amor, und schwärmte wie Abelard, oder sein Doppelgänger St. Preux. An Kenntnissen hatte er soviel, als ein glück-

*) Nessus war ein Centaur.

lich organisirter Kopf bedarf, um sich überall zu finden; an Lebenslust soviel, als dazu gehört, um das Leben zu genießen, wie ein guter Magen verdaut; er hatte Gefühl, ohne sentimental zu seyn, Bonhommie, Redlichkeit, und soviel Tugend, als ein Weltmann und ein Militair haben kann und darf. Nur Eine Hätte war ihm eigen, Stolz gegen Höhere, und Unfähigkeit, um eine Gunst zu flehn; was er doch im gemeinen Leben wenig, und gegen Weiber gar nicht merken ließ.

Dieser Mann sah Theodoren Dannenfeld wenig Tage nach seiner Ankunft in einer großen Gesellschaft; beide kannten sich nicht, und beide schauten sich mit Verwunderung an, denn jedes war in der That die Krone seines Geschlechts, soviel davon gegenwärtig war. Wäre diese wahre Geschichte ein Roman, so wäre die Aufgabe mit der Versicherung gelöst, daß sie sich sahen, und sich liebten. Aber wenn sich

auch die Liebe so leicht durch aufmerksame Augen stiehlt, als die Zugluft durch offne Fenster, und nur darin unähnlich ist, daß sie erhitzt, und diese erkältet; aber darin wieder ähnlich, daß auf beide ein Fieber, wenigstens der Schnupfen folgt — — so waren doch beide schon zu alt, er, wie gesagt, ein und dreissig, und sie zwei und zwanzig, um von jedem Funken zu entbrennen, wie trockne Haide in den Hundstagen. Indessen bleibt es einmal der Beruf der Militairs, zu erobern, und zu rauben, was sie können; und jedem Menschen, der einen Beruf hat, klebt immer einiger Innungsgeist, dem Geistlichen die Sucht zu predigen, dem Krieger die, mit Gewalt oder List, was ihm gefällt, wegzunehmen, an. Was könnte aber ihm mehr gefallen, als was allen Männern gefällt, die Zierde der menschlichen Schöpfung, die Blüthe der Natur, das Weib? Folglich sind in Friedenszeiten die Weiber für alle Militairs

die Festungen und Bataillons, die sie durch Evolutionen und Kontremärsche, durch Sturmlaufen und Bestechungen wegzunehmen suchen, das Terrain ihrer großen und kleinern Manoeuvres, nicht für Frühjahr und Herbst allein, für alle Tage im Jahre, sollte es auch ein Schaltjahr seyn. Und so ist auch hier, wie überall, der Civilstand die erwerbende Klasse, durch Heirathen und Töchterzeugen, der Militairstand aber die verzehrende.

Hauptmann Manstein war ein Held, wie in der Welt jeder, der Heldenkraft besitzt — und kaum blitzte ihm die holde Braut in die Augen, so sandte er aus diesen die leichten Truppen seiner Blicke, und verfuhr dann weiter, wie es sich in der Regel gehört. Vielleicht hätte er doch ihre bräutliche Neutralität geschont, wiewohl ein guter Soldat keine andre achtet, als die bis an die Zähne verschanzt ist, und ihm diese zeigt — aber er wußte es nicht, und in

der Gesellschaft erinnerte ihn niemand daran, weil Theodorens Verlobung schon so lange her war, daß man sie völlig vergessen hatte, da niemand den Bräutigam sah, und man eher glauben mochte, sie hätte es selbst vergessen. Also rückte er in Gottes Nahmen frisch heran, und sah nur zu tief fühlte bald die Braut, daß dieser Mann in der Theorie der Liebe ein Theoretiker, wie Carnot, und Bülow, und ein Praktiker wie irgend ein Alexander alter und neuer Zeit sei. Aus dem Manoeuvre zur Lust wurde ein ernstliches Krieg — und wie hätte sie siegen können, da sie bei heimlicher Befragung ihren Kriegsrath so uneinig fand, als der preußische vor der Schlacht bei Jena! — —

Doch war sie zu edel, zu tugendhaft, um nicht, selbst im Gefühl ihrer Schwäche, wie Friedrich Wilhelm dort, großherzig die Stirn zu bieten. — Mit scheinbarer Gleichgültigkeit nahm sie in jeder Gesellschaft, wo

ſie den Hauptmann traf, ſein erſtes Compliment auf — aber allmählig thaute der künſtliche Frauenzimmer-Rügen weg, das glimmende Herz entzündete ſtärker, und beim Abſcheiden fühlte ſie ſich dreifach zärtlicher geſtimmt, aber auch dreifach elender durch innre Vorwürfe, als geſtern. Ein ganz gemeiner Arithmetiker kann ausrechnen, daß nach zehnmaligem Sehen die Zärtlichkeit, wie die Vorwürfe, den neunzehntauſend, ſechshundert, und dreimal achtzigſten Grad erreicht haben mußten; und jede Leſerin wird nach dieſer Summe begreifen, daß die Augen des Fräuleins endlich in Manſteins Geſellſchaft eine Leuchte der Liebe, und auſſerdem eine von Gram ausgelöſchte Laterne ſeyn mußten. Der Hauptmann wußte freilich jetzt, daß ſie Braut wäre, und hatte es zuerſt aus ihrem eignen Munde erfahren; aber ſchon hatte er zuviel Liebe, um dieſe Weisheit nützen zu können, und überdies hatte man ihm von dem Bräutigam, der

ſchon als Gelehrter in ſeinen Augen weniger galt, eine ſo jämmerliche Idee gegeben, daß er es für recht und billig hielt, ein Weib von ſo entſchiednen Vorzügen ihm zu entreiſſen, und ſich ſelbſt zuzueignen, weil er ſie beſſer zu genießen verſtände — eine Art zu raiſonniren, welche in der bürgerlichmoraliſchen Welt ſo häufige Veränderungen des Beſitzes als in der politiſchen herbeiführt.

Die ſcharfſichtige Maximiliane — Dornburgs Schweſter — merkte das wachſende Unheil zuerſt, und gab ihrer Freundin anfangs einige Winke, die ſie an ihre Pflicht erinnern ſollten; doch war ſie zu klug, um nicht einzuſehn, daß die Liebe um ſo ſchlimmer wird, je mehr man dagegen ſpricht — Herzenswunden vertragen das Kratzen und Reiben ſo wenig, als körperliche, und für dieſe Krankheit paßt durchaus mehr die gaſtriſche als die excitirende Methode — und wandte ſich lieber an den Bruder ſelbſt. Sie brauchte anfangs alle Scheingründe, welche

sie nur erdenken konnte, um ihn zur schleunigen Hochzeit zu bewegen; denn soviel Vertrauen hatte sie zu ihrer Freundin, daß sie hoffte, sie werde durch eine feierliche Zusage Kraft empfangen, sie zu halten. Aber sie hatte nur die Quaal des Sisyphus zum Lohn, einen ewig rückfallenden Stein ewig in die Höhe zu wälzen. — Der Platonismus ihres Bruders bot allen Künsten Trotz, welche sie sich um des guten Werkes willen zu brauchen bemühte. In der Verzweiflung darüber brauchte Maximiliane das letzte heroische Mittel; sie sagte ihm grade zu, daß es starken Anschein hätte, als sollte er seine Braut ganz verlieren. Anfangs glaubte er nicht daran, aus dem sehr evidenten Grunde, weil er nichts bemerkt hätte; als sie diesen mühsam widerlegt hatte, gerieth er, statt zu erschrecken, und zuzugreifen, in ein philosophisches Entzücken, daß es ihm vergönnt seyn sollte, den Kampf der Idealität gegen die Sinnlichkeit anzusehen,

und wie er gewiß voraus sehte, den Sieg der ersten zu erleben. »Ich bitte dich, sagte er zu seiner Schwester, vor Freude zitternd, verdirb mir und Theodoren die Freude nicht. Hier muß sich das edlere Ich in ihr zeigen, das ich einzig an ihr geliebt habe. Wer so denkt und empfindet als sie, kann nicht so glatt durchs Leben schwimmen, weil ihm durch seine Kraft ein hohes Ziel gesetzt ist, das sich nur mit Kampf und Anstrengung erringen läßt. Sie hat soviel Geist als Tugend, und mit diesen Vorzügen kann sie sich unmöglich in eine Uniform vergaffen, die Glückseligkeit der Behauptung ihrer sittlichen Würde, und einen starkendigen, weinerhitzten Krieger, einen Süßsprecher und tanzenden Narren, einem zwar nicht so gelenken und prallen, aber denkenden und tugendhaften Manne vorziehn! —«

O Reinhard! Reinhard! Man sieht, er hatte das gewöhnliche Unglück der Weisen, derer nehmlich, die in der Schule,

nicht im Leben, zu ihrer Weisheit gelangt sind, und unter allen Sterblichen, wovon keiner ohne Brille ist, grade die dunkelgefärbteste haben, durch welche sie schlechterdings nichts sehn und sehen können, als ihr eignes zurückgespiegeltes Ich. Vergebens stritt die Schwester, die ihre Weisheit aus dem eignen Busen griff — er blieb dabei, das Wettrennen reingeistiger Liebe gegen sinnliche Verblendung ohne störende Einmischung mit ansehen zu wollen, erwiederte die dringenden Vorstellungen seiner Schwester mit feurigen Declamationen über die hohe Wonne, welche er und sie erleben würden, und zog sich absichtlich immer mehr von Theodoren zurück, je nöthiger Maximiliane seine Annäherung fand.

Erbittert über beide gab diese endlich alle Theilnahme an dem Handel auf; sie wurde aus jugendlicher Heftigkeit kälter gegen ihre Freundin, und diese dadurch gegen sie; und weil keine das Stillschweigen brach,

ſo war Fräulein Dannenfeld nach Monatsfriſt überzeugt, daß der Familie Dornburg an ihrer Verwandtſchaft ſo wenig gelegen wäre, als ihr ſelbſt, und wurde die Braut des Hauptmanns, ohne die verjährte Verlobung mit Reinhard zu achten. Seine Schweſter hinterbrachte ihm dieſe Nachricht, ohne ihren Triumph zu verhehlen. Sie erwartete ſchwerlich, daß ein ſo höchſtgelaßner Liebhaber im Glück, ein ſo höchſt leidenſchaftlicher im Unglück ſeyn würde; aber in der That war es nicht anders. Dornburg gerieth über dieſe Täuſchung, dieſe Beſchämung in eine Wuth ohne gleichen; er bewies, daß es leider Fälle giebt, wo platoniſche Ideen, die Theorie der ſchönen Künſte, die kritiſche Philoſophie, die Naturkenntniß, und alle Kenntniſſe der Welt nicht mehr Kraft zum Dulden und Handeln geben, als die rohſte Natürlichkeit; und obſchon er im Stande geweſen wäre, mehr als Ein Alphabet über die Unvernunft und

Immoralität der Duelle zu schreiben, und nie einen Degen geführt hatte, so griff er dennoch in der Blindheit des Zorns nach der einzigen Rache, die er nehmen konnte, und foderte den Hauptmann von Manstein heraus, um ihn nach Cavaliersitte für seinen Raub zu züchtigen. Ich habe zuviel Mitleid mit ihm, um sein Duell ausführlicher zu beschreiben; der Hauptmann war edel genug, dem rasenden Philosophen den Degen nicht in den Leib zu rennen, sondern ihm blos den rechten Arm zu durchstechen; und dieser hatte bei dem Wundfieber, welches mehr sein Zorn, als die Wunde selbst nach sich zog, Zeit genug zu überlegen, daß eine Hochzeit vor der Untreue zuträglicher ist, als ein Duell nach derselben.

31.

Es wäre von einem Manne, der sich für weise hält, zuviel verlangt, daß er die Quelle seines Unglücks jemals in seiner Thor-

heit ſuchen ſollte. — Eine ſo gemeine Demuth iſt nur die Tugend der wirklichen, oder der religiöſen Einfalt. Dornburg, ſtatt ſeine Wuth, durch aufrichtige Selbſterkenntniß zu ſtillen, nährte ſie immer mehr; er fing an zu glauben, daß alle Frauen ſchwach, falſch, treulos, coquett wären, weil er ſeine geweſene Braut dafür hielt; er las mit der innigſten Befriedigung alle Weiberſpötter alter und neuer Zeit, und jeder beißende Ausfall gegen ſie wurde ihm ein klaſſiſcher Spruch, den er als goldne Wahrheit und Weisheit in ſeinem Gedächtniß aufbewahrte. Tiefer als jemals vergrub er ſich in ſeine Studien, und bekümmerte ſich nicht weiter um die Welt, die ſeiner nicht werth war. Nach einigen Jahren ſtarb ſeine Mutter; und bald darauf wurde ſeine Schweſter die Braut eines Herrn von Siebenthal. So zärtlich er ſie liebte, ſo konnte er doch nicht unterlaſſen, ſo oft er ihren Bräutigam ſah, ihn zur Beſchleunigung der Hochzeit ſo kur-

und dringend zu ermahnen, wie Cato weiland zur Zerstörung Carthago's — und er trieb das so auffallend, daß sich seine Schwester ehrenthalber genöthigt sah, ihrem Geliebten den Grund dazu in der Herzensgeschichte ihres Bruders mitzutheilen.

Diese Heirath nöthigte ihn, eine eigne Oekonomie einzurichten, und setzte ihn dadurch in ungemeine Verlegenheit. Seine Schwester bot ihm ihr Haus an, aber er war zu eigensinnig, um als Gast bei einem andern leben zu wollen. Er versuchte es einige Wochen mit einer Haushälterin, deren erstes Gesetz war, nicht vor sein Angesicht zu kommen; aber leider entdeckte er bald, daß sie mit seinem Bedienten und Secretair in zärtlichem Einverständniß lebte, und jagte beide auf der Stelle fort. Unmuthig über diese peinliche Lage beschloß er zu reisen. Es gehört kein sehr prophetischer Geist dazu, um zu errathen, daß er mehr von einem Büchersaale, einem Cabinet zu dem andern,

als in der wirklichen Welt unter Menschen reiste; und seine empfindsamen Abentheuer verstiegen sich nicht über einen Zank mit einem prellsüchtigen Wirth, seine romantischen nicht über eine zerbrochne Achse, oder eine Verirrung von einer Meile. Milzsüchtig in die Ecke seines Wagens gedrückt, flog er in transcendentaler Ruhe, blind, taub und stumm durch die Paradiese Europa's, und hielt nur in großen Städten an, wo er Befriedigung seiner Wißbegierde erwarten konnte. Seine Gelehrsamkeit verschaffte ihm überall eine ehrenvolle Aufnahme, und er konnte auch weibliche Gesellschaft nicht immer vermeiden. Aber da war er so scheu, so finster, so bärenhaft gelehrt, daß die Frauen, welche eher Mangel an Vernunft, als an Geschmack, und eher Mangel an Sittlichkeit, als an Sitten, verzeihn, sich überall von ihm zurückzogen, ihn auch zum Theil so merklich zum besten hatten, daß er, seiner Einbildung nach, überall Beweise

für seinen Grundsatz fand, daß das weibliche Geschlecht durchaus flatterhaft, spielend, unzuverläßig, und für ächte Große und Schöne unfähig wäre. Das Glück führte ihm einen Holländer, Nahmens Rasenhusch, den obenbeschriebenen Diener zu, der, obschon völlig ungelehrt, doch in Hinsicht der Weiber aufs genauste mit dem gelehrten Baron übereinstimmte. In der That war seine Geschichte ein so auffallendes Gemisch von Beleidigungen und Treulosigkeiten des andern Geschlechts gegen ihn, daß sich seine Abneigung leicht begreifen ließ. Sechs Geliebten hatten ihm für andre Männer den Abschied gegeben; vier andre hatte er unglücklicherweise mit seinen Nebenbuhlern im Bett getroffen; eine Braut war den Tag vor der Hochzeit mit einem andern durchgegangen, eine nach dem ersten Aufgebot von einem konterbanden Knäblein entbunden worden; eine Frau in Holland hatte mit dem Schornsteinfeger eine Verbindung un-

ferhalten; und nachdem er dieſe an ihrer Wäſche entdeckt, und vor Zorn ſie verlaſſen hatte, traf ihn mit einer zweiten in Frankreich das Unglück, daß ſeine junge Frau in der Hochzeitnacht ihn, ſtatt der Primitien ihrer Jungfräulichkeit, mit Beſchwerden beſchenkte, die man in der Hochzeitnacht — wenigſtens nicht zu erwarten pflegt. Die Natur läßt aus ihrer Werkſtatt vom Zwerge bis zum Rieſen, von der Milbe bis zum Elephanten, vom Schimmel bis zur Ceder auf Libanon, vom Buſchhottentotten bis zum Kaiſer, in allen phyſiſchen und moraliſchen Verhältniſſen, immer oder doch meiſtens eine ganze Folge des Minimums bis zum Summum hervorgehn, daß es ihr vielleicht gefallen hat, in dem ehrlichen Roſenbuſch das Summum eines Märtyrers weiblicher Schwäche darzuſtellen Viel erklärt indeß die authentiſche Nachricht, daß er von Jugend auf, obſchon nicht bösartig, doch ſo mißtrauiſch, ſauertöpfiſch, zänkiſch,

eifersüchtig, und dabei in jüngern Jahren so voll zärtlicher Neigungen war, daß alle Mädchen von Selbstgefühl ihn verächtlich abwiesen, und nur die ihm Gehör gaben, die für ihre Seele der Verstellung und für ihr Gesicht der Schminke bedurften.

Der Baron traf diesen Mann in Paris als Polizeidiener, und er erregte seine Aufmerksamkeit dadurch, daß er ein halbes Dutzend Filles de joye, der Reihe nach, recht con amore, und trotz des erbärmlichen Flehens der unglücklichen Schlachtopfer mit höchster Kraftanstrengung züchtigte. Dornburg, so sehr er die Weiber haßte, hatte zuviel Humanität, um daran Gefallen zu finden, und bat ihn, die Mädchen zu schonen. Mit einem Fluche, und einer Bemerkung, die für die Keuschheit des Protectors der hülfsbedürftigen Jungfrauen kein Compliment war, versicherte er auf gut Neronisch — er wünschte, daß alle Weiber in der Welt nur Einen Rücken hätten, um seine

Strafpeitsche darauf zu weihen. Ueber dieser klassischen Antwort vergaß der Baron sein Mitleiden, und blos, um die Consequenz seines Mannes auf die Probe zu stellen, bot er ihm einen, dann fünf, endlich zwanzig Louisd'ors. Aber — vielleicht zufällig — die Wuth des Holländers gegen weibliches Fleisch war an diesem Tage so groß, daß er recht wild wurde, und versicherte, tausend Louisd'ors könnten ihm ein solches Vergnügen nicht ersetzen. Es fehlte wenig, unser Baron hätte den sympathisirenden Zuchtmeister auf der Stelle umarmt, so entzückt war er über seine Gesinnungen — er ließ nicht nach, bis er ihn bewog in seine Dienste zu gehn, und Rosenbusch war klug genug, sich eine ziemliche Zeit bitten zu lassen.

Die beiden Misogyne durchwanderten noch halb Europa, und Rosenbusch wurde der Vertraute des Barons, durch seine Treue, Pünktlichkeit und vollendete Die-

nerhaftigkeit ſowohl, als durch die oben erwähnte Harmonie der Denkungsart. Sie hatten oft unterweges von der häuslichen Einrichtung bei der Rückkehr geſprochen, und Roſenbuſch bewies aus dem Beiſpiele der Mönchsklöſter, daß nicht blos Eine Haushaltung, ſondern ganze Corporationen von Männern ohne Weiber beſtehn, und ſich wohlbefinden könnten. Beſchloſſen wurde demnach, und als ſie im Vaterlande waren, ausgeführt das Ideal einer völlig unweiblichen Wirthſchaft. Der Baron kaufte das Gut, wo ihn der letzte angetroffen hat, richtete es nach Geſchmack ein, und nahm eitel männliche Bedienten. Jedem wurde das Geſetz eingeſchärft, ohne alle weibliche Verbindung zu leben; und unmittelbarer Abſchied war die Folge der Uebertretung. Allen Unterthanen des Barons wurde angeſagt, daß bei ſchwerer Strafe kein weiblicher Fuß innerhalb eines gewiſſen Bezirks ſich dem Schloſſe nahen durfte. Zum Ue-

herfluß wurde eine Barriere rundum gezogen, und um die Bewohner des Schloſſes ſogar vor Verſuchungen zu bewahren, wurden im Dorfe Agenten angeſtellt, die alle auswärtigen Angelegenheiten zu beſorgen hatten.

Alles war in Ordnung; und für ſchweres Geld waren für jedes Fach tüchtige Subjecte angeſchafft worden, die ſich zu den angegebenen Bedingungen verſtanden. Ein junger Gärtner aus Berlin, ein franzöſiſcher Koch zwiſchen dreißig und vierzig, ein Kutſcher und Reitknecht voll Nervenkraft, zwei Stubenjünglinge oder Griſets, wirthſchafteten unter Aufſicht des alten Roſenbuſch, daß es eine Luſt war, ſchnitten finſtere Geſichter wie er, ſtellten gottſelige Betrachtungen über die Keuſchheit an, und fluchten auf die Weiber mit ihm um die Wette. Sechs Wochen von Ende März bis Anfang May ging alles vortrefflich. Aber als die Bäume zu blühn, die Schmetter-

linge zu gaukeln, und die Käfer zu summen begannen, nahm der Baron seinen Günstling, und ließ mit ihm Nachmittag und Abends seine gewöhnliche Schmetterlings- und Käferjagd. Kaum vier Tage hatten sie das getrieben, als Rosenbusch früh, da er durch den Garten patrouillirte, in dem festgetretenen Sande die schwache Spur eines weiblichen Fußes entdeckte. So ohngefähr mochte Robinson erschrecken, als er auf seiner Insel die Merkmale, die Feuerstätten und Fußstapfen menschenfressender Wilden erblickte; das dicke Blut des Haushofmeisters blieb stehn, wie träge Pferde, wenn der Zügel herabfällt, seine grauen Haarreliquien sträubten sich, und fünf Minuten blieben seine stieren Augen an den ominösen Fleck gebannt. Endlich ermannte er sich, und verfolgte die Spur mit dem Scharfsinn und der Genauigkeit eines Jagdhundes, oder eines Pariser Polizeidieners; sie endigte an der Barriere, und drüben war

im Grase längsin eine Straße zu bemerken. Er vergrub alles in seiner Brust, unterließ aber nicht täglich wieder nachzuforschen; und in wenig Tagen war aus der einzelnen Spur ein förmlicher Fußsteig geworden.

Rosenbusch begriff, daß diese strafbaren Gäste nur während der Zeit, wo er Abends mit seinem Herrn in dem nahen Wäldchen Nachtvögel jagte, sich einschleichen könnten, und bat, unter dem Vorwand, daß er etwas vergessen hätte, das nächstemal um Erlaubniß umzukehren. Gleich einem Fuchse, der sich dem Hühnerstalle naht, leise auftretend, mit gespitzten Ohren, suchenden Augen, und erwartungsvoll vorgestreckter Schnauze, nahte sich der weiberjagende Holländer dem Hause. Ach schon von weitem sieht er die Fenster der Bedientenstube ungewöhnlich erleuchtet, und unterscheidet das Accompagnement eines weiblichen Discants, Rabengekrächze für ihn, zum männlichen Baß des Kutschers, und zum schnarrenden Tenor

des Lachs. Er tritt an die Fenster, er sieht — kaum vermag meine zitternde Hand es niederzuschreiben — er sieht um eine Tafel voll Wein und Backwerk sämmtliche Dienerschaft des Hauses versammelt, und zwei wildfröhliche Mädchen sich lustig unter den entbrannten Männern tummelnd — und länger hält sich seine Wuth nicht — er schreit laut auf, wie der kampferregende Mars, er schlägt mit der Faust an den Rahm des Fensters, [illegible] Scheiben klirrend in die Stube fliegen; er schimpft, er tobt, er stampft mit den Füßen; er eilt zur Thür, um die drin zu züchtigen, wie weiland ihre Schwestern in Paris — sie ist verriegelt — und nun geht sein Zorn in tolles Schäumen, und sein Schimpfen in unartikulirtes Brüllen über. Endlich öffnet man ihm; aber — o unglücklicher Märtyrer ächter Mannheit! — seine handvesten Untergebenen ergreifen und knebeln ihn; und während sie ihre Sachen, und eins und das andre, um

ſich für den einzubüßenden Lohn zu entſchädigen, eiligſt einpacken, ſtellen ſich die muthwilligen Mädchen neben ihn, und zwicken und plagen, und ſchelten ihn ſo ausgelaſſen, daß er brüllt, wie Löwen der Wüſte, und den Tag ſeiner Geburt, und Himmel und Erde verflucht. Nach einer halben Stunde war das Feld leer, und der elende Roſenbuſch lag wimmernd auf der Hausflur, ohne ſich regen zu können.

Der Baron hatte einem großen Todtenkopf — vielleicht einer verkleideten Sylphide, ausgeſandt von einer Fee, die ihr Geſchlecht an ſeinem Läſterer zu rächen beſchloſſen hatte — ſo lange vergeblich nachgejagt, als nur immer die Dämmerung erlaubte, und in der Hitze ſeiner Jagd nicht auf Roſenbuſchs Abweſenheit geachtet. Jetzt war es finſter; es zogen überdies Gewitterwolken herum; und erſt, als ſeine Repetiruhr ihm die Zeit angab, fiel es ihm ein, daß ſein Diener drei Stunden abweſend geweſen war. Er

eilte nach Hause. — Die Flüchtlinge hatten die Thüre inwendig vorgeschlossen und zugeworfen — er klingelt, und vernimmt drin ein klägliches Rufen und Stöhnen, mit Flüchen untermischt. Aufmerksamer horchend begreift er endlich aus den abgebrochnen Reden des Märtyrers, daß ihm etwas begegnet sei, denn er bittet flehentlich, ihn zu erlösen; aber wie hineinkommen? — Glücklicherweise entdeckt er endlich die zerbrochnen Fensterscheiben, mit unsäglicher Mühe hilft er sich in die Höh, öffnet, und gelangt endlich so zu seinem getreuen Knappen, löset seine Banden, und erfährt alles.

Was war zu thun? Es war noch um Mitternacht; das Schloß lag einige gute Büchsenschüsse entfernt vom Dorfe; der Holländer hatte seinen ganzen Muth verloren, und der Baron hatte ohnehin keine große Dosis, ausser wenn er aufgebracht war. Diesmal war sein Schreck zu groß, daß er mit Er-

folg hätte zürnen können. Die entflohnen Diener waren alle fremd, auſſer Einen, der zwar aus dem Dorfe gebürtig, aber arm und elternlos war. Sie hielten Rath, und beſchloſſen, nach dem Schelmen nicht weiter zu fragen, und ſich künftighin nur beſſer vorzuſehn. Es dauerte in der That einige Wochen, eh' Roſenbuſch ein tüchtiges Aſſortiment von Bedienten wieder beiſammen hatte, aber dann war es ihm ſo geglückt, daß er bei Tag oder Nacht ruhig gehn und ſchlafen konnte, ohne weiblichen Zuſpruch zu fürchten. Den ſiebzigjährigen Koch hatte der Schlag gerührt, ſo daß er die Hände ohne groſſes Zittern nicht brauchen konnte; daher verſalzne Suppen, und mit ihrem Inhalt weggeworfene Tiegel oder Caſſerolles keine Seltenheit im Hauſe waren. Der Gärtner, einige Jahre jünger, war ein ſieben Fuß langer, hagrer Mann, taub, auf einem Auge blind, und ſo mit Rückenſchmerzen geplagt, daß er nicht anders als auf

den Knieen arbeiten konnte. Der Kutscher hatte das Chiregra, und der Reitknecht das Podagra — jener warf seinen Herrn beim ersten Aufsitzen um, und hätte ihn halb gelähmt, weil er die Pferde nicht bändigen konnte; dieser wurde, als er das Pferd vorführte, von dem muthigen Thier wie ein Vogel in die Luft geschnellt, unter die Füße getreten, und dadurch so mißhandelt, daß er nach einem Vierteljahre an den empfangnen Contusionen starb. Dergleichen waren die übrigen, wie Falstaff's Recruten gut Futter für Pulver, ohne graues Haar und wackelnden Kopf keiner; Schatten in männlicher Gestalt, den Koch ausgenommen, der trotz seiner Nervenschwäche einen ziemlichen Umfang hatte; ein herumwandelndes Naturaliencabinet von allen Schwächen, und Uebeln, womit die Natur das zitternde Alter heimsucht. In den acht Jahren, welche der Baron bis jetzt in dieser Verfassung gelebt hatte, waren aus seinem Hause zwei

Köche, ein Gärtner, ein Reitknecht, und fünf andre Bedienten auf den Kirchhof geführt worden; der chiragrische Kutscher war allein noch vom alten Stamme übrig.

Jetzt erlebte Rosenbusch den Triumph, seinen Plan aufs vollkommenste erfüllt zu sehn; das Gelübde der Keuschheit war seinen zitternden Hausgenossen so heilig, folglich auch die Weiber ihnen so gleichgültig, als irgend einer Gesellschaft heiliger Eremiten; doch hatte er aus übermäßiger Vorsicht vier englische Hunde jung gekauft, und durch eine weiblich angezogene Puppe abgerichtet, jedes Frauenzimmer mit unzähmbarer Wuth anzufallen. Sie wurden nur dann angelegt, wenn Frau von Siebenthal ihren Bruder besuchte; denn vor Theodoren war sie mit Julien, und ihrer Kammerjungfer der einzige weibliche Gast dieses Hauses. Die Kammerjungfer, ein muthwilliges Mädchen von achtzehn Jahren, und nicht ohne Ansprüche auf weiblichen Reiz, hatte sich ein-

mal den Scherz gemacht, mit den alten Hausgenossen zu coquettiren; und diese marklosen Greise waren in Brand, und durch ihre lächerliche Galanterie und Eifersucht das ganze Haus in Aufruhr gerathen. Bei der Untersuchung fand sich, daß Jeannette die Versucherin gewesen war; und seitdem hatte Frau von Siebenthal für ihren Bruder die Gefälligkeit, immer nur mit Julien allein zu kommen. Sie selbst schützte und liebte er ungemein, wie sie es verdiente.

Ueberhaupt war Baron Dornburg durch Zeit und Nachdenken sehr von seiner Antipathie zurück gekommen; und seine Absonderung und sonderbare Umgebung gründete sich jetzt mehr auf Liebe zur Ruhe und zur Bequemlichkeit. Er selbst foderte hauptsächlich, ungestörte Freiheit in seinen Studien — alles andre überließ er Rosenbusch, der noch thätig genug war, um mit einer so kläglichen Dienerschaft die geringen Bedürfnisse eines so einsamen Hauses zu befriedigen;

und überdies waren diese, wie Greise pflegen, ruhig, verträglich, und bescheiden. So konnte man das ganze Hauswesen sehr füglich mit einer Austernbank vergleichen, wo tiefer Friede, ununterbrochne Ruhe, und folglich — wahre Glückseligkeit herrscht. —

32.

Alte Bekannte von Frau von Manstein waren Baron Dornburg und seine Schwester gewiß; aber jene wurde durch dieses unverhoffte Wiederfinden nicht sonderlich erfreut, und selbst das unverkennbar freundschaftliche Benehmen der ehmaligen Maximiliane konnte ihr das anfängliche Gefühl innerer Verwirrung und Beschämung nicht ersparen. Zwar machte sie sich jetzt so wenig als jemals Vorwürfe über die Aenderung ihrer Wahl, sie war immer überzeugt gewesen, daß Dornburg sie nie geliebt hätte, und hatte ihn seit ihrer Trennung als einen Narren halb verlacht, halb bedauert. Auch

dachte sie zu groß, um die Liebe zu ihrem Manne zu verlieren, weil sie sich dadurch ein ziemlich hart scheinendes Loos zugezogen hatte. Edle Seelen befinden sich besser im Zustande des Kampfes, und immerwährender großmüthiger Verläugnung, als in einer weichlichen Befriedigung und Ruhe. Aber doch mußte sie bei dem Manne, vor dem sie stand, ein beleidigtes, in diesem Augenblick ihr ungebildetes Unrecht verwerfendes Gefühl voraussetzen; doch war die Frau, welche sie umarmte, von einer weiland schwesterlichgeliebten Freundin, weit über sie zur großmüthigen Beschützerin erhoben worden; doch waren beide Bekannte aus der alten goldnen jungfräulichen Zeit, wo sie, obschon arm, doch diese Armuth nicht empfunden, und auf ihre Vorzüge stolz, sich kühn neben jeden und jede gestellt hatte; und jener Frühling ihres Lebens, jene Rosenzeit ihrer Liebe, mit unzähligen Freuden, und noch mehr Hoffnungen verschönert, warf

einen ſtarken Schatten auf die demüthige Geſtalt, in welcher ſie jetzt erſchien. In dieſem Gefühl erwiederte ſie die freundliche Begrüßung der Frau von Siebenthal ſtumm dankend, mit thränenvollen Augen.

Aber auch in dieſer warzu mit der Erinnerung an die Vergangenheit die jugendlichen Empfindungen wieder erwacht. Theodore war ihr immer die liebſte Freundin geweſen, bis das brüderliche Intereſſe zwiſchen beide trat; jetzt war der alte Groll längſt verloſchen, und die alte Liebe grünte friſch aus den unverletzten Wurzeln wieder auf. Darum durfte ſie bei ihrer Ankunft nur hören, daß die Tochter der Freundin oben wäre, und Beiſtand bedürfte, um vor ſie mit jener Liebe zu treten, welche die erwachende Theodore mit Entzücken auf den erſten Blick an ihr entdeckte; und als ſie ihren Wagen ſchickte, um die Mutter herbeizuhohlen, geſchah es eben ſowohl, um ſie ſelbſt mit alter Herzlichkeit und Freude zu umarmen, als

um ihr die Tochter wiederzugeben. Diese Gesinnung lag so unverkennbar in ihren Geberden, Worten, und in ihrem ganzen Benehmen; sie zog die Freundin mit soviel Selbstvergessenheit, Edelmuth, und Schonung wieder an sich, daß Frau von Manstein endlich alle Fesseln losschüttelte, welche edler Stolz allemal um das Herz des Armen legt, wenn ein Reicher es zu sich ruft, und in den Armen der wie weiland gütigen und zärtlichen Maximiliane mit lange nicht empfundner Freude hing.

Wie fühlten aber beide die Wiedervereinigung ihrer Seelen um soviel stärker, wenn das liebenswürdige Kind der einen Beide mit kindlicher Zärtlichkeit umfing, und der Freude und des Danks kein Ende wußte! Da erschien sie den um siebzehn Jahre verjüngten, und im Geist auf den Blumenpfaden der Vergangenheit wandelnden Frauen, als ein plötzlich ins Leben gerufener Genius ihrer Freundschaft, in welchem sie selbst, und die alte,

sorgenlos frahe Zeit, und ihr ehmaliges zärtliches Vertrauen sich erneuerten. Frau von Siebenthal theilte ihrer Freundin die Verabredung mit, welche sie mit Theodoren getroffen hatte, sie in ihre Pflege zu nehmen. Die Mutter fühlte freilich mit neuem Schmerz die Trennung von der kaum gefundnen geliebten Tochter, und noch tiefer ihr eignes Unvermögen, für sie zu sorgen, wie eine Fremde für sie sorgen wollte. Was konnte aber im Ganzen für sie erfreulicher seyn, als diese Wendung in Theodorens Schicksal?

Das alles zusammen genommen, stärkte das durch Kummer und Verlegenheit zaghaft gewordene Gemüth der trefflichen Frau, und gab ihr, die noch immer für schön gelten konnte, auch den Reiz des Geistes wieder, welchen keine Zeit, aber wohl traurige Erfahrungen, und langer Druck dem Menschen nehmen können. Mit stiller Wonne betrachtete sie die Freundin, wie jeder

liebenswürdiger Zug der alten Theodore Dannenfeld [illegible] wieder herstellte, gleich einem Gemälde von Raphael unter der geschikten Hand eines Restaurateurs, und sann bei sich selbst, wie sie ihr die Unabhängigkeit, den Wohlstand wieder schaffen könnte, welche überall den Boden ausmachen, worauf die edlere Menschennatur allein *) kräftig gedeiht. Anders waren die Empfindungen [illegible]. Er hatte vielleicht in [illegible] Jahren und drüber seines Verlustes, und des damit verknüpften Verdrusses nicht ernstlich mehr gedacht; wenigstens war seine Empfindlichkeit darüber jetzt so unbedeutend geworden, als sie durch die Länge der Zeit immer zu werden pflegt — denn der Mensch —

vom Höchsten,

*) Unabhängigkeit ist nicht Müssiggang, und Wohlstand ist nicht [illegible] Schwelgerei. Anmerkung aus dem Orient.

Wie vom Gemeinſten lernt er ſich entwöhnen,
Denn ihn beſiegen die gewalt'gen Stunden.

Theodorens, der Tochter, Antreffen riß zuerſt die alten Wunden wieder auf. Seine natürliche Großmuth, und ſeine Grundſätze, denen er, wie alle, treulich folgte, ſo lange die Leidenſchaft ſich nicht ſtark genug rührte, um ſie nieder zu werfen, machten es ihm zur doppelten Pflicht, ſich der verlaßnen Tochter ſeiner Ungetreuen anzunehmen. Doch hatte ſie ſoviel Züge von ihrer Mutter, ſoviel von ihrem Weſen, daß er ſich immer mehr beunruhigt fühlte, je länger er ſie anſchaute; und trotz dieſes Gefühls konnte er ſich nicht entbrechen, durch häufiges Anſchaun ſich die reizenden und betrübenden Bilder der Vergangenheit wieder aufzufriſchen. Er hatte darein gewilligt, daß ſeine Schweſter Frau von Manſtein hohlen ließ; er war, ſeiner Meinung nach,

ziemlich tapfer mit ihr gezanken, um sie wieder zu sehn; aber wer kennt nicht diese Tapferkeit, die noch eingebildeter, und noch unzuverläßiger ist, als die Deutsche des neunzehnten Jahrhunderts? Er fand sich von den verschiedensten Affecten, von alter Liebe, und altem Haß, von Wehgefühl, daß der Glanz des ehmaligen Fräuleins von Dannenfeld so zu einer niedlichen Bürgersfrau eingeschwunden war, und von Verwunderung, daß sie trotz ihrer dürftigen Lage soviel körperlichen und geistigen Reiz behauptet hatte, zugleich so lebhaft und peinlich ergriffen, daß er ausser dem stummen Kompliment im Anfang fast keine Bewegung machte, und endlich die beiden Freundinnen in dem Entzücken ihrer wieder auflebenden Zärtlichkeit hastig wieder verließ.

Für sich allein ging er noch einen Schritt weiter, und überlegte zum erstenmal ernstlich, was er verloren hatte. Wenn er sich ein Leben dachte, durch die Fürsorge, und

Zärtlichkeit einer solchen Gattin verschönert — sich selbst als den Vater solcher Kinder, wie diese liebenswürdige, in allem, was sie sagte und that, entzückende Theodore — wenn er zurückging in die letzten siebzehn Jahre seines Lebens, und sein mühseliges, freudenloses Ansammeln von Kenntnissen, seine gänzliche Entbehrung alles dessen, was den durch Arbeit abgespannten Geist zu erheitern vermag, seine jammervolle Abhängigkeit von gedungnen Aufwärtern damit verglich — wenn er das bedachte, empfand er plötzlich einen Widerwillen gegen alle Schätze der Kunst, der Natur, und der Literatur, die sein Fleiß und sein Vermögen ihm erworben hatte; er hätte sie für häusliches Glück mit Freuden hingegeben — und die Betrübniß, die er jetzt fühlte, es nicht zu besitzen, schnitt tiefer in seine Seele, als selbst jener Zorn über die verlohrne Braut, der auf eine wunderbare Weise aus transcendentaler Narr, hell, entrüstetem Dunkel und getäuschter

Jünglingsliebe zusammengesetzt war. Und doch war seine Selbstbelehrung noch nicht vollendet; noch hielt er blos für unverschuldetes Unglück, was grösstentheils die Folge seiner Verkehrtheit war; noch rief er sich gleichsam in der tiefsten empfundnen Reue alle schimpflichen Urtheile alter und neuer Weiberfeinde in dem Augenblick zurück, wo er das Wohlthätige weiblichen Umgangs und weiblicher Pflege so schmerzlich vermißte; und sein Auge gegen die ehemalige Geliebte wurde in dem Maaße, als er einsah, daß sie wirklich sein Leben zu versüssen, und ihn mehr als alles andre zu beglücken fähig gewesen wäre.

Frau von Siebenthal hatte die Bitanei von ihres Bruders neuerwachten Schmerzen gut genug auf seinem Gesicht gelesen, und ging ihm nach, als sie mit ihrer Freundin sich hinlänglich verständigt und ausgesprochen hatte, um ihm den Trost der Mittheilung zu gewähren. Sie besaß sein Vertrauen so sehr, und seine innre Empörung war so stark,

daß es ihr nicht schwer fiel, ihn zur Sprache zu bringen. Sie zeigte ihm so sanft, und schonend, als fühlende Frauen bei physischen, wie bei Seelenwunden thun, aber doch mit aller Kraft der Wahrheit, wie sehr Unrecht er thäte, die Schuld seines Mißverhältnisses in jemand anders zu suchen, als in sich selbst. Sein Stolz sträubte sich lange gegen diese Einsicht. Dennoch liebte er die Wahrheit zu aufrichtig, und war zu gutgesinnt, — was sich am Ende, zum Glück der Menschheit, mit allem Einsichtsdünkel, und aller Tugendsophisterei verträgt — um nicht den eindringenden herzlichen Vorstellungen seiner Schwester endlich Gehör zu geben. Wohl sprach er nun Frau von Manstein los — aber war er selbst dadurch gebessert? Ach mit der Vorstellung, daß er selbst an allem Schuld sei, sank ihm der letzte Trost, und er klagte über seine einsame, lieb- und freudenlose Lage mit einer Heftigkeit, einer Bitterkeit, welche seine Schwe-

ter mit tiefer Betrübniß kämpfend, ohne sie lindern zu können. Sie versicherte, den Anblick der Frau von Manstein nicht aushalten zu können, und bat, sie bald wieder zu entfernen; und Frau von Siebenthal versprach das um so eher, da sie wußte, daß sie selbst nach Hause eilte, und setzte ihre gemeinschaftliche Abreise auf den folgenden Morgen fest.

Dadurch erfüllte sie die Wünsche aller; die fremde Dame hatte einen natürlichen Abscheu vor der immer grämelnden Gestalt dieses Hauses; Frau von Manstein konnte eine Art drückenden Gefühls nicht los werden; Theodore flog längst durch jedes Fenster zu der Gegend hin, wo die Geliebten wohnten; und Rosenbusch, und die übrige Dienerschaft sahen, wie alte Leute, und Diener überhaupt, die alles neuernden Gäste ungern. Nur sie selbst wich ungern von dem innerlichbewegten Bruder, und würde geblieben seyn, hätte sie nicht, außer seinem ausdrücklichen

Verlangen der Gedanke beruhigt, daß eine so starke Erschütterung seinem kranken Gemüth heilsam seyn würde.

Dornburg hatte nicht den Muth die Anstalten vier weiblicher Reisenden mit anzusehn; doch hielt ihn wohl, außer Furcht vor seinem eignen Herzen auch der edlere Grund zurück, daß er von Theodoren und ihrer Mutter Danksagungen erwarten mußte, welche unter diesen Umständen den Geber, wie den Empfänger beschwerten. Er ließ sich durch seine Schwester wegen Unpäßlichkeit entschuldigen, und lauschte bei der Abreise hinter einem Fenster. Als er sah, daß es bis zu dem Streit, wer im Wagen obenan sitzen sollte, der wegen der regnichten Witterung nicht füglich lange dauern konnte, gediehen war, so sandte er Rosenbusch an seine Schwester mit einer Schachtel, und der Bitte, sie den beiden Theodoren im Wagen zu übergeben. Der Holländer erreichte diesen in derselben Minute, als der Schlag ge-

schlossen wurde, und warf, weil Zaudern Gefahr brachte, die etwas gewichtige Schachtel ohne viele Cérimonien und weitere Erklärung auf den Schooß der Frau von Siebenthal. Der Kutscher trieb indessen an, weil er von dem aufwartenden Bedienten den Wink zu fahren schon empfangen hatte, und das rollende Rad gab dem Envoyé extraordinaire einen Seitenstoß, der ihn ziemlich unsanft auf den Boden warf. Indem flog der Wagen um die Ecke, und entzog den gefallenen Engel*) den Blicken derer, die drin saßen, und so wurde ihm, statt ihres Bedauerns, und eines Trinkgelds, nur das Gelächter seiner Genossen zu Theil, als er fluchend und schimpfend wieder aufstand.

Sein Herr stand immer noch im Fenster, doch jetzt nicht mehr hinter dem Vorhang, und erwiederte auf seine Beschwerden nichts, als die lakonische Weisung, sich einen an-

*) Engel heißt im Französischen soviel als Bote.

dern Rock anzuziehn. Der Unwille des Dieners mehrte sich durch die Gleichgültigkeit des Herrn. Es hatte ihn in diesen Tagen alles verdrossen; seine Seele schien das nahe Ungewitter zu ahnden, und er machte sich durch beleidigendere Bemerkungen Luft. Dornburg sagte nichts; er fühlte sich tief beschämt, so lange der Sklave eines rohen, abgeschmackt originellen Menschen gewesen zu seyn; sein bisheriger Aufenthalt, und seine Lebensart drückten ihn auf einmal eng, verkehrt, unbefriedigend. Vielleicht war es nur der Anblick reisender Menschen, was seine Vorstellungen leitete. — Gelehrte, wie er, haben ohnehin, ganz im Gegensatz gegen die, im eigentlichen Leben lebenden Menschen, nur von Ideen ein klares Bewußtseyn, nicht von Erfahrungen, noch weniger von Gemüthsveränderungen; daher ihre sogenannte Zerstreuung — aber es stellten sich plötzlich vor sein innres Auge in bunter Unordnung, Berlin, Stockholm,

London, Paris, Rom, u. ſ. w. — eine Menge gelehrter Freunde fielen ihm ein, die ihn in allen Briefen zu einem abermaligen Beſuch ermahnten. — Er fuhr eine gute Strecke Weges, ohne aus dem Fenſter gekommen zu ſeyn, bis Roſenbuſch in einem andern Rocke eintrat, und ihm dadurch behülflich war, ſeinen Traum zum Vorſatz auszuarbeiten. Er übergab ihm das Haus, und reiſte, ohne irgend eine Begleitung, noch den nehmlichen Nachmittag ab.

Die Damen im Wagen zerbrachen ſich unterdeſſen den Kopf, was in dem hineingeworfenen Depositum wäre; Julie meinte, Zuckerwerk von den zitternden Meiſterhänden des Kochs. Theodore war mit Butterbrod und kalter Küche zufrieden, denn ſie liebte das Süſſe nicht — und die beiden Mütter ſagten, es möchte wohl eine Pandorabüchſe ſeyn, in welche der alte Roſenbuſch Fröſche, Mäuſe, Spinnen und dergleichen den Frauen gehäſſiges Zeug gepackt

hätte. Dieser lustige Vorwitz, den Inhalt zu errathen, milderte den ihn zu sehn, und eine halbe Stunde — wenn Treu und Glaube gilt — blieb der bindende Faden unzerschnitten; endlich wandte sich der Streit, und es wurde die Frage abgehandelt, ob jemand und wer das Recht hätte, ihn zu lösen? Frau von Siebenthal schien die nächste, denn noch empfand sie an ihren Schenkeln die Folgen von dem plumpen Wurf des Haushofmeisters; aber sie behauptete, eine Ahndung zu haben, daß der Inhalt nicht für sie bestimmt wäre, und weigerte sich standhaft. — Frau von Manstein wollte ihr an Bescheidenheit nichts nachgeben. — Endlich fällten beide das Urtheil, weil das Ganze mit einem Glückstopfe zu vergleichen, und kein Waisenknabe bei der Hand wäre, sollte Julie, als die jüngste und unschuldigste, diese Schuld auf sich laden — »denn, sagte Frau von Siebenthal scherzend zu der hocherröthenden Theodore, wer schon einen Gra-

sen geküßt hat, hat ohnedem genug zu vertreten.« — —

Also schnitt Julie auf, und öffnete, und zwei ungemein zierliche Kästchen von Ebenholz mit Silber erschienen den verwunderten Damen — die Schlüssel steckten, und an beiden hingen Zettel mit den Inschriften — für die Mutter — und — für die Tochter. Neuer Streit! — — denn Frau von Siebenthal fand die Bedeutung klar; aber Frau von Manstein legte starkes Gewicht auf den Zweifel, ob nicht die Adoptivmutter und Tochter, nehmlich ihre Gegnerin selbst und Julie gemeint seyn möchten: und fast wurde der Handel so verwickelt, als der über den berühmten Apfel, nur daß hier jeder den Preis dem andern zuerkennen wollte. Endlich mußte Frau von Manstein nachgeben, und folglich wurde ihr und Theodoten ihr zuerkanntes Eigenthum feierlich zur Eröffnung überreicht. Theodore fand unter der Aufschrift — »Spiegel, was Sie

künftig seyn werden« — einige ungefaßte Brillanten von hohem Werth; in einem andern Umschlage mit der einfachen Bezeichnung — »zum Andenken« eine goldne Uhr mit dem Portrait des Gebers; und eine Banknote von zweitausend Thalern. Ihre Mutter fand ohne weitere Bemerkung eine gute Anzahl trefflicher Perlen, und eine gleiche Note.

Wahrlich das erste Gefühl des edleren Armen, dem eine große Gabe zu Theil wird, ist immer bitter genug, wie viel bittrer, wenn er den beleidigte, der sie ihm reicht! Frau von Manstein, statt sich zu freuen, gab das Kästchen ihrer Freundin zurück, und verhüllte ihre Augen, die von Thränen überflossen. Der Scherz entfloh von allen Lippen; Julie konnte sich eines etwas neidischen Ernstes nicht erwehren, und Frau von Siebenthal dachte mit Wehmuth an ihren guten, und doch so wenig glücklichen Bruder. Nur Theodore begriff nicht recht, wie

ein so reiches Geschenk ihre Mutter betrüben könnte; die fröhliche Zuversicht der Jugend achtet den Unterschied des Ranges und des Reichthums wenig, und sie kannte die nähern Verhältnisse nicht. Frau von Siebenthal leitete mit mildem Scherz alles wieder ein, und ihrer Feinheit und Güte gelang es, allmählig ruhige Fröhlichkeit in ihre Gesellschaft zurückzurufen.

Doch wurde sie aufs neue durch den Anblick der Thürme von Aarberg unterbrochen, welches sie durch einen Umweg zwar vermieden, aber doch seitwärts liegen sahen. Weder der mütterliche Trost der beiden Frauen, noch Juliens neckender Scherz vermochten Theodorens Thränen zu hemmen; Empfindungen der Reue, und einer Sehnsucht, die sie nicht äussern durfte, beklemmten ihre Brust; sie wandte die Augen weg von der eben so gefürchteten als geliebten Gegend, und lehnte stillbetrübt ihr Haupt in die Ecke des Wagens, ohne

an dem Gespräch weiter Antheil zu nehmen. So still blieb sie, trotz aller Aufforderungen, bis das Ziel der Reise nahe war, und ihre Mutter sie einlud, einmal zurückzuschauen — sie saß rückwärts — ob sie die Gegend hinter sich nicht kennte. —

Theodore that es, mehr aus Gehorsam — und warf sich mit einem lauten Ruf der Freude in die Arme ihrer Mutter. Denn dort, nur eine halbe Stunde weit, schimmerten im Glanz der Abendsonne der graue Kirchthurm, dicht daneben das Ziegeldach des Pfarrhauses, wo ihre Erneſtine wohnte — dort hoben sich die waldbewachsnen Hügel empor, die ihr geliebtes Dörfchen umkränzten — wer hat jemals die geliebte Heimath seines ersten kindlichen Lebens, seiner unschuldig frohen Spiele, seiner dichterischen Träume von einer andern weitern und vollkommnern Welt, nach dem ersten Ausfluge in die wirkliche, anders als mit freudiger Wehmuth, und alles andre vergessender Liebe

wieder gefunden! Verschwunden war der Geist des Trübsinns aus ihrem Gesicht — Entzücken strahlte aus ihren Augen, feurig floß der Strom ihrer Rede, und kein geflügeltes Wiedergespann hätte die Eile ihrer Wünsche befriedigen können, die mit dem trägen Fortrollen des Wagens zankten. —

Endlich fliegen die wohlbekannten Hütten einzeln vorüber — mit zurückgedehntem Kopfe erkannte sie von weitem die väterliche, immer näher rückende Wohnung — ihr pochendes Herz ahndet überwältigende Lust — ihr Auge sucht mit wilder Freude — der Wagen hält — sie öffnet, sie springt hinaus, um die Ihrigen zu überraschen — aber schon in der Thür tritt ihr ihr Vater entgegen, hinter ihm Mariane und Ernestine rufend, mit ausgebreiteten Armen — sie will die Ihrigen umfassend ausstreken, sie will Worte der Liebe und der Freude stammeln, aber ihr Leben erliegt dem Entzücken, und sie

sinkt ohnmächtig in die Arme des geliebten Vaters! —

Und als sie nun erwachte, im heimathlichen Zimmer, umringt von allen, die sie liebte, als sie aus einem Arm in den andern sog, und zärtliche Worte gab und empfing wie hätte da der schwere Traum der Vergangenheit nicht zerrinnen, und das alte Eden der Unschuld und Liebe im neuen Lichte für sie wieder hervorgehn sollen! Ja sie vergaß, was sie gelitten, und was sie gethan hatte, sie vergaß es um so leichter, da ihre gütigen Eltern es auch vergessen zu haben schienen, und aus dem Triebe eigner Zärtlichkeit sich an der kurzen Wiedervereinigung mit frohem Selbstbetrug ergötzten, als sollte sie immer währen. Aber Frau von Siebenthal fand sich gedrungen, nach einigen Tagen die frohe Täuschung durch die Erklärung ihrer Abreise aufzuheben. Die Eltern erkannten ihre Fürsorge für Theodoren mit der gerechtesten Dankbarkeit; und Theodore selbst war keine

so dienstbare Sklavin ihrer Gefühle, daß sie das Glück hätte verkennen können, welches ihr dadurch zu Theil wurde? Sie reiste also mit ihrer edelmüthigen Beschützerin am vierten Morgen ab; aber tiefer als das erstemal drang in ihre Seele der Schmerz ihrer Trennung, deren Gefahren sie erst durch eigne Erfahrung kennen gelernt hatte, und selbst die mütterliche Zärtlichkeit ihrer Freundin konnte nur allmählig die bangen Gefühle ihrer Seele überwinden.

33.

Wie hätte aber gleiche Kraft des Geistes und des Herzens nicht beide endlich, trotz ihres verschiedenen Alters, durch eine Liebe vereinigen sollen, die fester als Blutsverwandtschaft und Dankbarkeit bindet! —

Frau von Siebenthal verband mit der idealischen Ansicht ihres Bruders eine Weltklugheit, eine Gewandtheit für alle Lagen, und ein so feines, das höchste Gute mit so

feuriger Liebe umfassendes Gemüth, als nicht leicht bei einem Manne eher, als an der fernsten Gränze seines Lebens, und bei eingebildeten Weisen niemals angetroffen wird. Der Umgang ihres Bruders, ihre Schicksale, und ihre eigne treffliche Anlage hatten ihr diese Klugheit gegeben.

Sie heirathete — mit allen Ansprüchen auf das glücklichste Loos, und mit den reinsten und lebhaftesten Hoffnungen, die je in dem Herzen einer Braut waren, Herrn von Siebenthal. Seine Zärtlichkeit, sein milder Charakter, seine ruhige Einsicht, schienen ihre Erfüllung zu gewähren, und die Liebe Maximilianens zu ihrem Gemahl stieg zu einem so hohen Grade, daß sie buchstäblich nur für ihn lebte, und jeden bisherigen Umgang, alles bisher theure Vergnügen mit plötzlichem Widerwillen floh. Sie wurde deßwegen von einigen bewundert, von den meisten bitter getadelt, ohne von jener

Bewunderung, aber diesem Tadel etwas zu nehmen.

Der [redacted] nach sechs Monaten, und es würde überflüssig seyn, den Schmerz, die Verzweiflung zu schildern, wovon das Herz der Mittwe, dieses energische, zu jeder Anstrengung fähige Herz ergriffen wurde. Sie wuchs bis zu einer Stärke, die an Wahnsinn gränzte, als sie durch eine zu frühe Niederkunft auch das [redacted] in welchem sie den [redacted] zu pflegen, [redacted] getröstet hatte. Der Tod von [redacted] ihre Mutter todt, ihre Freundinnen hatten sie verlassen; und so nahte sich ihr kein Trost, als jener kalte, tödtende, welcher [redacted] gewährt. Sie mußte die Marter doppelt und dreifach empfinden; denn ist einmal die Unart roher Herzen, [redacted] die Zerstörung jedes Glücks zu freuen, das ihre eigne Fähigkeit übersteigt, und da sie der

trauernden Wittwe und Mutter ihre Freude nicht anders äußern konnten, so thaten sie es durch geflissenes Bedauern.

Aber nur schwache Seelen erliegen der Nothwendigkeit; für starke ist sie blos eine schmerzhafte Erinnerung, einen andern Weg zu ergreifen. Jene erhabene Idee, das edelste Spielwerk jedes empfänglichen Gemüths, aber nur Spielwerk, bis das Schicksal in harten Uebergängen die gewöhnliche Art zu empfinden und zu untheilen störte, stellten sich ihr, die ihnen, seit sie zu denken vermochte, manche Stunde ruhiger Betrachtung gewidmet hatte, jetzt in neuer Klarheit, aber, was ihnen ihren eigentlichen Werth verlieh, auch in der innigsten Beziehung auf sie selbst, und ihre gegenwärtige Lage dar. Sie fühlte jetzt, und erkannte darum mit überzeugender Wahrheit, die Flüchtigkeit und Geringfügigkeit des Aeußern, dessen Werth wie seine Dauer nur Augenblicke zählt. — Sie fühlte, und

erkannte, das [illegible] Zeit und Raum Erhabne, das [illegible] in ihr selbst, den für die Sinne verborgnen, aber der Seele in feierlichen Stunden sichtbaren, allwaltenden Geist der Harmonie, welchen sie dann erst außer sich sieht, wann sie ihn in sich selbst ausgefunden hat. Und vor solchen Gefühlen, solchen Betrachtungen, wich der Gram der edeln Frau allmählig, wie Nebel vor dem Licht des Morgens; und zur Verwunderung aller, die sie beobachteten, zeigte sie nach einigen Monaten auffallende Ruhe und Freudigkeit des Gemüths, ohne daß sich die mindeste Spur von einem neuen Bräutigam hätte entdecken lassen.

Wer Schönheit der Seele, und das Ewigschöne überhaupt, weder kennt, noch liebt und verehrt, den kann die Erzählung von einer zwei und zwanzigjährigen, reichen, körperlich reizenden, und überdies vorzüglich frohen Wittwe, die nicht wieder heirathet, und doch zufrieden bleibt, Gelegen-

heit geben ſeinen Witz zu üben. Männer thun es beſonders gern; ſie ſind zu gewohnt, alle Uebergänge von der kindiſchen Unſchuld, durch Fehler, oft durch Vergehungen aller Art, bis zur ſpätern Weisheit an ſich ſelbſt zu erleben, daß es ihnen ſchwer fällt, die Leichtigkeit zu begreifen, mit welcher das Zartgefühl eines Weibes von unverletzter Tugend dieſen Uebergang vollbringt. Frau von Siebenthal hatte die Schmerzen der eigentlich ſogenannten Liebe zu tief empfunden, um nicht eine neue Vereinigung zu ſcheun; ſie hatte ihren Gemahl zu ſtark geliebt, um eines ſchnellen Eindrucks für einen andern Mann fähig zu ſeyn; ſie hatte zuviel Beſonnenheit, Geiſteskraft, und geläuterten Geſchmack, um ſich in den Taumel ſinnlicher Zerſtreuungen zu ſtürzen, der ſo manche ſchnell genug gleiche Erfahrungen, und gleiche Liebe vergeſſen lehrt, und zuviel Unſchuld, um phyſiſche Bedürfniſſe zu empfinden. Folglich wies ſie das erneuerte

Heer von [illegible], die Gecken mit gebührender [illegible], die [illegible]digen mit Güte und Entschlossenheit ab; und es gelang ihr, ihrem Leben, dessen weiblichen Beruf sie nur höchst unvollkommen erfüllen konnte, einen neuen befriedigenden Zweck, durch unablässiges und glückliches Bestreben nach sittlicher Güte, und leidenschaftloser Heiterkeit, und durch wohlthätige Wirksamkeit aller Art zu geben.

Julie hatte das Glück, durch sie gebildet zu werden; aber sie gehörte zu den mittelmäßigen Seelen, die nur gewöhnlicher Tugenden und gewöhnlicher Thorheiten fähig sind, und unter schlechter Pflege beinahe so gut, als unter guter gedeihn. Diese Bemerkung [illegible] ihre edelmüthige Pflegemutter nicht, [illegible] Sorgfalt anzuwenden, um sie recht tüchtig zur mütterlichen und häuslichen Bestimmung zu machen, welche glücklicherweise keiner genialischen Anlagen für Geist und Herz bedarf. Jetzt hatte sie

eine neue Tochter an Theodoren gefunden, und das reine und ſtarke Gemüth, der fähige und reiche Geiſt des liebenswürdigen Kindes, kettete ſie bald an ſie mit wahrhaft mütterlicher Liebe.

Theodore empfand, was ſie noch nicht zu faſſen vermochte, die höhere Liebens- und Ehrwürdigkeit ihrer Freundin. Denn das Weſen dieſer Freundin war nur das ausgezeichnete, vollendete Bild von ihrem eignen Selbſt; ſie hatte, bei der empfänglichſten Seele, Güte des Herzens gleichſam mit der Muttermilch eingeſogen, und unter den Ihrigen ſpielend befeſtigt; und, bis zu ihrer Ankunft in Aarberg, hatten alle Verhältniſſe ihres Lebens nur dazu beigetragen, ihrem Gefühl für das Gute und Schöne, ihrer innern Unſchuld jene Stärke zu geben, die wir Männer an edeln Frauen, wenn wir nur irgend etwas taugen, mit ſo viel Rührung und Liebe bemerken, und welche Theodore hoffentlich in dieſer Darſtel-

lung ihrer Schicksale nicht verläugnet hat. Wenn sie auch nicht wußte, warum? — die innre Verwandtschaft, in welche sie nun der genannten Eigenschaften willen mit ihrer neuen Mutter stand, mußte ihr bald fühlbar, sie mußte bald dadurch so lebhaft angezogen werden, als bei edeln Gemüthern allemal geschieht. Der freilich war bei Frau von Siebenthal unwandelbar bestimmt, und, dem Anschein nach, ein freies Werk ihres [illegible] geleiteten Willens, was nach dem Selbstbewußtseyn des sechzehnjährigen Mädchens, in ihr selbst oft durch Leidenschaft unterdrückt wurde, und wenn es erschien, wie die Zauberkraft eines Genius außer ihr sich zeigte. Sie fühlte das nie lebhafter, als wenn ihr Herz sich des kurzen Entzückens erinnerte, das ihm durch Graf Walthers Liebe zu Theil geworden war. Es war nicht zu erwarten, daß sie ihn so schnell vergessen würde; sie that es auch nicht — im Gegentheil füllte sein

Andenken jede unbeſchäftigte einſame Viertelſtunde aus, welche ihr der Zufall etwa gewährte. Natürlich konnte ſie bei ſolchen Erinnerungen nicht vermeiden, daran zu denken, wohin ſie dieſe Liebe gebracht hatte — und jener Fehltritt, der ſie anfangs mit Entſetzen erfüllt, den ſie in der Folge unter den ſchnellen und mannigfaltigen Veränderungen ihres Schickſals faſt ganz vergeſſen hatte, peinigte ihr Herz mit immer ſchärfern Vorwürfen, je mehr ihre Achtung und ihr Zutrauen gegen Frau von Siebenthal zunahm. Und dennoch geſellte ſich zu dieſen Vorwürfen ein heimliches Wohlgefallen an ihrem Verführer, eine fortdauernde Sehnſucht, ihn wieder zu ſehn, welche das peinliche Gefühl, und die Selbſtanklagen der Schuldigen vermehrte.

Wie oft in Augenblicken, wo Frau von Siebenthal ihr die ganze Fülle von Zärtlichkeit zeigte, welche ſie für ſie empfand, ſie ihre gute, reine, treffliche Theodore nann-

te, und mit feuriger Begeisterung von der Zukunft sprach, wo sie durch die edelsten Vorzüge tausende ihrer Schwestern übertreffen könnte und würde — wie oft war sie da im Begriff ihr zu Füßen zu sinken, und ihre Unwürdigkeit zu bekennen! Sie that es dennoch nicht — die Worte, die ihre Schuld verkünden sollten, erstarben auf ihrer Zunge — sie fürchtete, ohne den mindesten Eigennutz, das Vertrauen ihrer edeln Pflegerin zu verlieren, und von ihr für ein heimtückisches, betrügerisches, verworfnes Geschöpf gehalten zu werden, wie sie sich oft selbst nannte, wenn sie sich im Stillen wegen dieser Verstecktheit bestrafte. Wie hätte eine Theodore diesen Streit mit sich selbst anders zu schlichten, wenigstens auf einige Zeit zu beruhigen vermocht, als durch verdoppelte Anstrengung, sich jeden Vorzug zu erwerben, der ihren Fehler zu vergüten, und das in sie gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen vermochte? Sie that es — ihr heiliger Ei-

fer ergriff jede Gelegenheit, einen unumſchränkt guten Willen ins Werk zu ſetzen, ſo begierig, ſie achtete ſo ſorgſam auf jedes Wort, und jedes Beiſpiel ihrer ehrwürdigen Lehrerin, daß ſie nach einigen Jahren für jede Jungfrau ihres Alters, ja für jedes Weib beſſerer Art, als Muſter hätte gelten können. Aber natürlich wuchs mit ihrer eignen Veredlung die Liebe, und die vertrauliche Achtung ihrer zweiten Mutter, und ſie konnte durch die höchſte Anſtrengung nicht dahin kommen, in ihrem Bewußtſeyn einen Ueberſchuß unbemerkter Vorzüge zu haben, welcher ihr gegen die eben ſo unbemerkte Schuld früherer Zeit zur Gegenrechnung dienen könnte.

In dieſem ſeltnen Wettkampf vergingen drei Jahre. Als ſie ihren neunzehnten Geburtstag feierte, kam Frau von Siebenthal früh auf ihr Zimmer, brachte ihr einige freundſchaftliche Geſchenke, und ſagte ihr, was überfließende Liebe ihr immer eingeben

konnte. »Ich nenne Dich Tochter, meine gute Theodore, — sagte sie zum Schluß — und nie hat eine Mutter diesen Nahmen mit zärtlicherer Bedeutung ausgesprochen. Aber die Reinheit, die Stärke deiner Seele, eine Stärke, die du so feurig als glücklich benutzt hast, hat dich längst über das Verhältniß erhoben, welches eine Tochter gegen ihre Mutter zu haben pflegt — du bist meine Tochter nicht mehr in sofern, als du von mir lernen, auf mein Beispiel achten, und an meiner Hand sichrer gehn sollst — du bist es nur, weil ich dich liebe, wie die zärtlichste Mutter die ihrige. — Du bist meine einzige, erkohrne, so geliebte als bewunderte Freundin, an welcher ich täglich Vorzüge entdecke, die immer das Ziel meiner innigsten Sehnsucht waren, die ich aber doch erst in weit späterem Alter, und nach harten Erfahrungen erwerben konnte — und ich bekenne dir mit einiger Beschämung, aber zugleich mit einer Freude, wel-

che jedes unangenehme Gefühl dieſer Beſchämung tilgt, daß ich an dem Tage, welchen Du heute feierſt, nicht halb ſo gut war, als du, meine Geliebte — «

Theodore zitterte bei dieſen Worten, halb vor Freude, halb vor Schmerz. — Gern hätte ſie ihre Freundin in dem Erguß ihrer zärtlichen Gefühle aus wahrer Beſcheidenheit gehindert — aber als ſie ſich ſelbſt verkleinernd neben ſie ſtellte, da brach die langverhaltne innerliche Quaal aus. »Halten Sie ein,« rief ſie mit überſtrömenden Augen, »ſagen Sie nichts mehr, wenn Sie Ihre Tochter lieben — es iſt mir genug. O es iſt mir ein höheres Glück, als ich je hoffen und erwarten konnte, wenn Sie mich Ihres Vertrauens würdig finden! —«

Ihre Bewegung war ſo ſtark, daß Frau von Siebenthal nothwendig darüber erſtaunen mußte — ſie kannte wohl die zarte Empfindlichkeit Theodorens, aber ſie konnte ihren gegenwärtigen Zuſtand um ſo weniger

blos daraus erklären, da sie, immer heftiger weinend, sich plötzlich von ihr losriß, in einen Stuhl warf, und ihr Gesicht mit beiden Händen verhüllte! —

Ihr sanftes, freundliches Zureden linderte endlich den Schmerz, welcher Theodoren mit solcher Gewalt ergriff und vermochte sie, durch ein offnes Geständniß sich der Last zu entledigen, die bisher mit unabläßigem Druck ihre reinsten Empfindungen getrübt, und ihre süssesten und unschuldigsten Freuden vergällt hatte. Sie warf sich auf ihre Kniee vor ihrer Freundin nieder, und sagte ihr alles — ach mit wieviel tausend Thränen, mit wie schmerzlicher Beklommenheit! — was in der Stunde der Trennung zwischen ihr und dem Grafen im Pavillon begegnet war.

Frau von Siebenthal hörte still der Bekennerin zu, und suchte sie nur dann durch Liebkosungen und gütige Worte zu beruhigen, wenn sie, von neuer Angst ergriffen, ihre Erzählung unterbrach, und ihre Furch-

ausdrückte, nun die Liebe und Achtung ihrer Freundin für immer verscherzt zu haben. Unerwartet war ihr allerdings, was sie erfuhr, aber wie hätte sie hier auch nur einen Augenblick nach weiblicher Strenge richten können? Hier, wo es so klar war, daß die sorgenloseste Unschuld, der es so gut an Kenntniß, wie an Willen des Lasters gebrach, von Liebe und Angst zugleich bestürmt, und ihres Bewußtseyns bis zur Ohnmacht beraubt, der Verführung, oder vielmehr der empörten Leidenschaft des Geliebten zum Opfer gefallen war? —

»Du hast gefehlt, meine Tochter —« sagte sie, als diese geendigt hatte —, »aber Fehler sind nicht Verbrechen, und Eine Schuld häuft nicht die Schande des Lasters auf das sündige Haupt. Härter als heute hätte ich Dich beurtheilt, kennte ich nicht aus so langer Erfahrung Dein reines Gemüth, welches selbst vor dem Gedanken des Bösen zittert, und an sittlicher Schön-

heit ſich ſo gern, ja noch lieber und vollkommner, als an jeder andern ergötzt. Wahrſcheinlich hätte dieſe Entdeckung bei unſrer erſten Bekanntſchaft uns für immer getrennt, und ich danke Dir, daß Du ſie bis zu einer Zeit verborgen haſt, wo ſie mir das Glück nicht mehr rauben kann, welches ich in deiner Bildung und Liebe gefunden habe. Denn, wie ich Dich jetzt kenne, müßte ich aller Einſicht und aller Selbſtkenntniß entbehren, wenn ich Dich nicht von aller Schuld loszählen ſollte. Statt Dich zu erniedrigen, hat das Gefühl dieſer vermeinten Schuld Dich über unzählige erhöht; Du biſt eben darum, wenigſtens früher, mit Vorſatz, und durch eigne Anſtrengung gut, faſt möchte ich ſagen vollkommen, geworden, weil Du einmal ohne Vorſatz, und bei gänzlichem Mangel der Kraft zum Widerſtande von der Bahn des Guten abgewichen biſt. Aber der Mann, welcher Dich dazu veranlaßte, war Dir theuer, und iſt

es noch; — und weil Du ihn liebst, so täuscht sich dein edelmüthiges Herz mit dem Vorwurf, als habe es den Fehltritt lieb, wohin Dich die Liebe führte.«

»Du kennst dieses Gefühl, welches den Menschen, der es mit unverdorbner Seele empfängt, mit eben so unerklärlicher, als unwiderstehlicher Gewalt in eine andre Welt rückt. Die Natur hat es an physische Bedürfnisse und Freuden, und an ein Lebensalter geknüpft, wo die Lust in jeder Hinsicht die Vernunft überwiegt; und dadurch selbst solche Verirrungen, wie die deinige war, veranlaßt und entschuldigt. Aber jene Bedürfnisse und Freuden sind nicht ihr eigentliches Ziel, jenes Alter ist nicht ihr eigentlicher Schauplatz. — Sie ist das erste Erwachen der Seele zu einer höhern und hellern Ansicht ihres Lebens; die erste Ahndung eines Vollkommneren, als der ganze Umfang der Erde gewähren kann; die erste Aeusserung einer Sehnsucht darnach, welche

keinen Menſchen verläßt, nur daß ſie in manchen ſtärker, in andern ſchwächer, in manchen mit, in andern ohne Bewußtſeyn zugegen iſt; die erſte Schule endlich, in welcher jene Sehnſucht ihre Richtung empfangen, und ihrem Ziele ſich nähern ſoll. Würde der Menſch nicht verzweifeln, wenn er in den erſten Blüthentagen der Jugend eine ſolche Sehnſucht plötzlich in ihrer ganzen Stärke empfände, und keinen Gegenſtand dafür entdeckte? Würde er den Muth haben, ein langes und langweiliges Leben ohne Hoffnung, mit ewigem Unmuth bis ins Alter durchzuſchleppen? Darum läßt ſie ihn die göttliche Kraft ſeines Weſens an unmuthigen Spielen üben; darum kündigt ſie ſeine Ahndung bald an den, bald an jenen Genuß; darum haucht ſie ihm im jungfräulichen Alter den Glauben ein, er werde das erhabne Bild ſeiner Seele, das, aus ihr ſelbſt entſprungen, kein wirkliches Gegenbild hat, in irgend einem menſchlichen We-

ſen wiederfinden. Kein Traum iſt reizender, in keinem gefällt ſich die reine Seele mehr, keinem hängt ſie darum eifriger nach, als dem von einem geliebten Manne, der mit ſoviel Einſicht als Güte geſchmückt, in unzertrennlicher Vereinigung ihr ein eben ſo reiches, als dauerhaftes, und ſchuldloſes Glück gewähren könnte. Aber keinen zerſtört auch ſo unfehlbar die Zeit entweder allmählig durch nähere Kenntniß der Wirklichkeit, oder plötzlich durch Trennung.«

»Ich habe ſo geträumt — fuhr ſie mit ſinkender Stimme fort; ihre Augen wurden voll Thränen, und ſie ſchwieg einige Sekunden — ich habe ſo geträumt, mit dem unbefangenſten, lebendigſten Glauben an die Wahrheit meines Traums; bis das Schickſal durch eine eben ſo unerwartete, als entſetzliche Kataſtrophe mich daraus erweckte. Das ganze Vermögen meines Herzens zu lieben, zu hoffen, zu genieſſen, hatte ſich ſo einzig mit dieſem Traume beſchäftigt, daß

ich entweder eine plötzliche Lähmung der Seele erfahren, und in verzweifelnden Wahnsinn versinken, oder mit der äußersten Kraftanstrengung mich aus dem Dunkel zum Licht hervorarbeiten mußte. Glücklicherweise besaß ich diese Kraft, so wenig ich sie vorher benutzt hatte; es wurde mir klar, daß mir das Gefühl der Liebe nicht blos gegeben war, einen Mann zu lieben, sondern mich unauflöslich an eine bessere Welt zu knüpfen, und meine Empfänglichkeit dafür zu läutern und zu stärken; und sobald mir das klar geworden war, wurde ich ruhig über den Tod meines Mannes, der mir ewig der theuerste Mensch bleiben wird, aber auch ruhig über die Verirrungen, deren ich mich durch meine leidenschaftliche Liebe, und manches, was daraus folgte, schuldig gemacht habe . . .«

»Du, meine Theodore, bist, wie ich, von dem Manne getrennt, welchen Du liebst, wahrscheinlich für immer. — Du

haſt, wie ich, die Erfahrung gemächt, daß die reinſte Liebe zu einem Manne Gelegenheit zu wichtigen Verirrungen geben kann. — Du haſt, wie ich, dieſe Erfahrung benutzt, mit noch lebhafterem Eifer nach dem Ewigbeglückenden zu ſtreben, was die Seele weder auf Erden noch irgendwo anders als in ſich ſelbſt finden kann — — ſo wären wir ja gleich — O laß uns immer auch in der Folge auf gleicher Bahn bleiben, und mit ſchweſterlichem Wetteifer die Kraft, welche uns ein günſtiger Genius verlieh, dazu brauchen, mit ſtarken Schwingen in immer höhere Regionen zu ſtreben, je weniger wir die niedern für unſre Wünſche und Bedürfniſſe befriedigend finden.«

Sie umarmte das gerührte Mädchen ſo zärtlich, ſie blickte ihr ſo offenraulich in das thränenvolle Auge, daß ſich endlich jeder bekümmernde Zweifel verlor, und ſie den Troſt, vor ihrer Freundin kein drücken-

des Geheimniß mehr zu haben, in seiner ganzen Größe.

34.

Schöner Wettlauf edler Seelen, die nicht aus Neid oder kindischer Eitelkeit, aus wahrer, besonnener Liebe zu dem Heiligen und Wahren darnach streben, mit der unermüdlichen Kraft unsterblicher Wesen. Heiliges unaussprechliches Glück, das sie empfinden, wenn sie gleich zwei in ihren Bahnen engverbundenen Sternen, sich unablässig freundlich, und stets mit gleicher Klarheit geschmückt begegnen! Diesen Wettlauf begannen, dieses Glück empfanden die beiden Freundinnen, jetzt fester als jemals verbunden, und das erhabne Gemüth Theodorens fand jetzt in der innern Selbstbilligung dieselbe veredelnde Kraft, welche ihm vorher geheime Vorwürfe gewährt hatten.

Aber nicht ganz so glücklich war sie in Bekämpfung des Gefühls, welches an ihr

früher zum Verräther geworden war. Hinz von Siebenthal that alles, um ihr beizustehn. Sie machte ihr sehr wahrscheinlich, daß der Graf, durch das Uebergewicht von Erfahrungen, welche die meisten seines Standes nur zu verführerischer Geschicklichkeit benutzen, sie, die völlig Unbefangene, Vollherzige, absichtlich berückt und betrogen hätte; sie erinnerte sie an den Stolz der alten Gräfin, welchen sie in der letzten Unterredung so deutlich gegen sie gezeigt hatte; und wenn sie auch nur leise darauf hindeutete, daß nach dem, was vorgefallen war, Ahlefeldt doppelt verbunden wäre, sich zurückzuziehn, um sich die Achtung wieder zu verschaffen, die man ihr jetzt vielleicht versagte, so fühlte doch das hochsinnige Mädchen selbst zu gut, daß sie zum geflissentlichen Vermeiden verbunden, folglich nur von einem doppelt eifrigen, sehr unwahrscheinlichen Nachsuchen und Anhalten der Aarbergs etwas zu erwarten wäre. So gedieh sie

allerdings endlich zu der Ueberzeugung, daß zwischen ihr und dem Grafen nie eine Verbindung Statt finden könnte. Aber er selbst behauptete sich im innersten Heiligthum ihres Herzens; so oft ihre Freundin in der besten Meinung Böses von ihm sprach, erschien ihr sein Bild, geschmückt mit dem Heiligenschein der ersten Zärtlichkeit, und widersprach jedem Tadel, und jedem Argwohn. Oft überraschte sie der Gedanke an ihn plötzlich erröthend; sie hatte dann Mühe, das Weh, welches in ihrem Herzen zuckte, vor ihrer Freundin zu verbergen; und nicht selten verrieth sie erst der stillen Nacht in geheimen Thränen, was sie am Tage mit heroischer Verstellung unterdrückt hatte. Doch kamen allmählig diese Paroxysmen seltner, und Theodore schmeichelte sich endlich selbst mit dem Glauben, sich von der Liebe zu Walther losgewunden zu haben, weil sie so ernstlich den Willen hatte es zu thun.

Etwas über drei Jahre waren vergangen, als Baron Dornburg von seiner Reise wieder zurück kam, und seine Schwester besuchte. Er hatte unstreitig auf derselben an Wissen weniger, als das erstemal, aber desto mehr an humaner Bildung gewonnen. Natürlich war es sein Geschäft gewesen, die alten Bekanntschaften wieder aufzusuchen, und die herzliche Aufnahme, welche er größtentheils fand, gab ihm für seine gelehrten Freunde als Menschen ein Interesse, welches er vorher, wie alle Kosmopoliten des Studierzimmers, nur in der Einbildung gekannt hatte. Schon das machte ihn offner, empfänglicher für die Reize des weiblichen Umgangs; die Frauen fanden jetzt weniger Anstoß an ihm, weil er über das Alter der Galanterie hinaus, und nicht mehr so stockphilosophisch war; und einige der besten ihres Geschlechts vollbrachten das Geschäft seiner Bekehrung, an welcher seine Schwester eben darum, weil sie seine Schwester

war, immer vergeblich gearbeitet hatte. Kurz er kam um einige Thorheiten ärmer, und um wichtige Erfahrungen reicher zurück.

Er sah jetzt Theodoren wieder — war sie es, das furchtsam zitternde, hülflose, dürftige Kind, welches seine Warmherzigkeit kaum mit halber Theilnahme gerettet, und er längst vergessen hatte? Wohl erkannte er die Züge, welche schon damals einnahmen, und ein jugendlicheres Herz, als sein eigenes, bezaubern konnten; aber wie glücklich hatte die Natur jene schwache Zeichnung zum Meisterstück vollendet! Wie war alles Kindische so verwischt, und an seine Stelle im reizendsten Verein himmlische Sanftmuth, und königliche Hoheit getreten! Wie schwebte der lichte Gedanke auf dieser Stirn, gleich einer glänzenden Sommerwolke am hellen Himmel! Wie melodisch flossen Worte voll Kraft und Bedeutung von diesen einladenden Lippen, deren gutmüthiges Plaudern sonst nur ergötzte

Welcher gemessene Geist der Besonnenheit, und zuversichtlicher Güte, in allem, was sie sagte und that! Welche Empfänglichkeit für das Zarteste, wie für das Erhabenste, welcher Reichthum, das Schöne überall auszufinden, welche Leichtigkeit von der lebensfrohsten Heiterkeit zum idealischen Ernst überzugehn, und dabei welches Geberdenspiel, welche zierliche Gewandtheit!

Sie fühlte zu große Verbindlichkeit gegen ihn, um sich blos mit einer Danksagung zu begnügen, wie sie die Convenienz gebot. Damals, als er sie in sein Haus aufnahm, hatte er den Grund ihres ganzen jetzigen Wohlbefindens, ja, wie sie gern gestand, auch ihrer geistigen Veredlung gelegt; sie kannte jetzt den doppelten Werth seines Edelmuths, denn Frau von Siebenthal hatte ihr alles erzählt, und er hatte sein Werk gekrönt, und ihr soviel Bewunderung als dankbare Neigung eingeflößt, indem er durch sein Fürwort ihrem Vater ohne dessen Zuthun

einen anſehnlichen Poſten verſchafft, und ihren Bruder ſo wirkſam empfohlen, als gewürdigt unterſtützt hatte. Oft war in ſeiner Abweſenheit ſein Bildniß der Gegenſtand ihrer innigen Verehrung geweſen; und ſo fiel es ihr leicht, ihn jetzt mit ſo zärtlicher Achtung zu behandeln, als nur immer eine Tochter ihren geliebteſten Vater zeigen kann.

Dieſer zärtliche Eifer des liebenswürdigen Mädchens, verbunden mit der Freude, welche ſeine Schweſter über die Rückkehr des, trotz allen ſeinen Sonderbarkeiten, geliebten Bruders unverhohlen zeigte, gewährten dem Herzen des Barons eine ſo wohlthätige Empfindung, als er noch nie getroffen hatte. Er wurde ſo heiter, ſo gut, ſo weich, ſo offen, ſo menſchlich, daß ſeine Schweſter ihn, ſo verwundert als entzückt über dieſe Metamorphoſe, auf den Händen trug. An eine Trennung war nicht mehr zu denken; freiwillig entſagte er dem Stuhlen, und

wurde ein ſo treuer und unterhaltender Geſellſchafter der Familie, als ob er ſein ganzes Leben nur im häuslichen Zirkel zugebracht hätte.

Scherzend neckte ihn Frau von Siebenthal oft mit ſeiner unverkennbaren Vorliebe für Theodoren, und dieſe, mit der ihr eignen Zuverſicht und Lebhaftigkeit, äußerte dann ohne Zurückhaltung, welche das Alter des Barons nicht zu fodern ſchien, wie herzlich ſie ſeine Zuneigung erwiederte. Sie that das einmal mit ſoviel Feuer, und eigner Rührung, daß Dornburg mit ſchnell hervorbrechenden Thränen aufſprang, ſie einige Sekunden feſt in ſeine Arme ſchloß, und dann hinwegging.

Die beiden Frauen hatten kein Arges davon; aber Dornburg fühlte in der Einſamkeit eine zu fremde und zu ſtarke Veränderung in ſich ſelbſt, daß er ſich länger hätte täuſchen können. Es iſt der Fluch, der auf unbefriedigter Liebe ruht, daß ſie zur

moraliſchen Fäulniß führt, oder mit ihrer Sehnſucht wiederkehrt, wenn die Zeit ihrer eigentlichen Gewalt längſt vorüber iſt, — wie ein Zugvogel mit gelähmtem Gefieder, der wider Willen zurückgehalten, auf beſchneiten Gefilden ſich nach dem wärmeren Lande ſehnt. Dornburg empfand in dieſem Augenblick die Leere ſeines Lebens ſchmerzlicher, und lebhafter, als jemals, den Werth, welchen [illegible] für einer Frau, wie Theodore, hätte geben können. Doch hatte er ſoviel Selbſtkenntniß, das Unpaſſende einer ſolchen Verbindung zu finden, und er faßte nach einigem Kampfe den heldenmüthigen Entſchluß, die Wünſche, die er ſo eben ſich ſelbſt offen geſtanden hatte, nicht laut werden zu laſſen. Indeſſen konnte er einige Scheu, einigen Trübſinn nicht verbergen; er hatte nicht mehr den Muth, ſo herzlich wie ſonſt, gegen Theodoren zu ſeyn; und gab dadurch ihr, welche glaubte, ihn etwa beleidigt zu haben, Veranlaſſung,

ihre Aufmerksamkeit für ihn zu verdoppeln. So brachte sie es bald dahin, daß der bedauernswürdige Philosoph in sich selbst keine Rettung mehr wußte; und da die Kraft seiner Philosophie ihm zum Widerstande nichts mehr half, so kehrte er die Waffen um, und benutzte sie, seine Leidenschaft zu entschuldigen, und Gründe dafür auszufinden.

Die menschliche Seele hat einen natürlichen Hang zu Selbsttäuschungen dieser Art, und die Weisheit, welche blos in Wissenschaft, oder in der Kunst gelehrt mit Schlüssen zu fechten besteht, ist von jeher eine treue Liebedienerin dieses Hanges gewesen. Als Dornburg seiner Schwester seine neue Neigung mittheilte, war es schon so weit mit ihm gediehen, daß er darüber erstaunen konnte, als diese ihr Befremden darüber zu erkennen gab. Vergebens berief sie sich, als er sie mit Gründen bestürmte, auf ihr Gefühl. — Die Schulphilosophie kennt keinen ver-

haſtern Feind, als dieſen, und Dornburg gerieth in ſo lebhaften Zorn über eine ſo unanſtändige Appellation von der höchſten Inſtanz, ſeiner Schlußfolge nehmlich, an die niedre, daß er wider Willen den klaren Beweis gab, er ſei völlig für ein Geſchlecht verdorben, das ſeine Weisheit und ſeine Thorheiten, ſeine Tugend und ſeine Laſter, lediglich auf das Gefühl gründet. Indeſſen vermochten ſeine Declamationen ſo wenig über das Gefühl ſeiner Schweſter, als dieſes über ſeine Schlüſſe, und der Streit wurde immer lebhafter.

Frau von Siebenthal that das Aeußerſte für ihre geliebte Theodore, und als ſie die Ueberzeugung ihres Bruders unüberwindlich fand, entdeckte ſie ihm endlich die geheime Geſchichte Theodorens. Er ſtutzte allerdings. Doch bald beſann er ſich, daß grade dieſer Umſtand ſie in andre Verhältniſſe ſetzte, als jedes andre Mädchen, und ſeine Wahl um ſo paſſender machte. „Sie

hat, sagte er, die ersten kindischen Träume sinnlicher Liebe aufgegeben, weil sie so hart dadurch getäuscht worden ist. Ihren ersten Geliebten würde sie aus wahrer Leidenschaft geheirathet haben; jetzt ist sie nur noch einer Wahl aus Vernunftgründen fähig; und ich begreife nicht, warum sie nicht solche Gründe finden sollte, meine Gemahlin zu werden. Es wäre wenigstens Thorheit, wenn ich, ohne hinlänglich vom Gegentheil überzeugt zu seyn, jeden Versuch aufgeben wollte. Ich habe Frauen genug gesehn, die, bei großer Ungleichheit der Jahre, sehr zufrieden mit ihren Männern lebten, und nicht auf das entfernteste verriethen, daß die amüsante Narrheit eines jungen Hitzkopfs ihnen lieber, als die ruhige Vernunft ihrer Männer gewesen wäre. ——«

Frau von Siebenthal konnte dagegen nichts erhebliches einwenden, und weigerte sich nicht eine Minute länger, Theodoren die Wünsche ihres Bruders mitzutheilen, um

wenigſtens eine Ueberraſchung zu verhüten, welche, wie ſie glaubte, ihr leichtempfängliches Herz zu einem raſchen Entſchluſſe vermögen könnte, den ſie in der Folge Zeitlebens zu bereuen hätte. Sie erfüllte ihr Verſprechen, aber in ſo leichtem ſcherzhaftem Ton, daß Theodore anfangs eben ſo darauf antwortete, bis ſie glaubte, ſie hinlänglich zu einer ernſthaften Erklärung vorbereitet zu haben. Das lebhafte Erſchrecken Theodorens veranlaßte ſie, unmittelbar darauf zu verſichern, wie ungern ſie dieſen Auftrag übernommen hätte.

»Ich glaube es — ſagte dieſe hocherröthend — denn Sie wußten, daß ich weder Ihren Herrn Bruder, noch ſonſt einen Mann heirathen kann und darf — und es ſchmerzt mich tief, daß ich ihm Gelegenheit geben werde, mich für leichtſinnig und undankbar zu halten, weil ich ihm die wahren Gründe meiner Weigerung nicht ſagen kann. — «

»Und haſt Du weiter keine, meine Tochter — fragte Frau von Siebenthal, als die Du mich errathen läßt? —«

»Wenigſtens keine ſtärkern. —«

»Die Liebe zu Graf Walther —«

»Sie thun mir weh, meine Mutter. Geſetzt, ich hätte dieſe Liebe noch nicht beſiegt, ſo wird ſie mich nicht beſiegen.«

»Die Ungleichheit der Jahre —«

»Sie ſcherzen, gewiß Sie ſcherzen — Sie würden ſonſt kein ſo peinliches Gericht über mich verhängen, da Sie meine Weigerung mit ihren Gründen kennen —«

»Ich wünſchte, Du hätteſt andre, Theodore. Eben weil ich ſie kannte, ſagte ich ſie meinem Bruder, nachdem ich meine übrigen erſchöpft hatte; um Dir und ihm eine unnütze Verlegenheit zu erſparen.«

»Er weiß — ſagte ſie, aufs neue hocherröthend, und Thränen füllten ihre Augen — ach meine Mutter! — doch Sie lieben mich

— und was sagte der strengsittliche, tadellose Mann?

»Er bewunderte nach dieser Kenntniß meine Theodore um so stärker, und setzte um so gewisser bei ihr soviel Achtung für geistige Vorzüge voraus, um die, welche ihm sonst fehlen, zu übersehn. —«

Theodore, mit zur Erde gesenkten Augen, stand einige Minuten sinnend — ihre Freundin bemerkte den Kampf in ihrer Seele, und wollte ihn nicht unterbrechen — sie umarmte sie zärtlich, und verließ das Zimmer.

Sollen wir es läugnen? — Ach, in dem Herzen des edeln Mädchens regte sich in dieser Minute, wo sie auf dem Punkt stand, sich für immer davon zu trennen, die Liebe zu Walther mit neuer Stärke, und warf ihre sonst starke Seele durch langgesparte Schmerzen nieder. Sie hatte sich bisher mit dem Vorsatz getäuscht, nie zu heirathen, weil ihre Achtung für die Wahrheit dann

Entdeckungen gebot, zu welchen sich ihr Selbstgefühl nicht entschließen konnte. Von diesem Vorsatz gedeckt durfte sie dem Manne, der ihr so theuer gewesen war, unbedenklich einen Platz in dem Herzen verstatten, worin er einst unumschränkt regiert hatte, und welches nie einen andern wieder aufnehmen sollte. Jetzt war jene Entdeckung ohne ihr Zuthun geschehn — sie konnte nicht darüber zürnen, denn ihre theure, verehrte Mutter war die Verrätherin — sie konnte einen Mann nicht unbedingt verwerfen, den sie achtete, welcher der Bruder ihrer größten Wohlthäterin war, und sich um sie selbst, und die Ihrigen unaustilgbare Verdienste erworben hatte. Und dennoch schien das Bild des Grafen sich immer spöttisch vergleichend neben das seinige zu stellen, und wider Willen ihre treulosen Augen zu fesseln — und jene Empfindung, welche sie um der Folgen willen so oft schmerzlich bereut hatte, jene vergötternde Liebe, jene nur

Einen unsäglichen Sehnsucht, erschütterte sie mit einer Gewalt, die alle Reue früherer Zeit, und anfänglich auch jetzt das Streben ihrer Vernunft vergeblich machte.

Aber sie war zu sehr im Gebrauch ihrer Stärke, um jetzt irgend einer Leidenschaft zu unterliegen. Dieselbe Kraft, die sie damals, unmittelbar aus den Armen des geliebten Mannes, von Aarberg hinweg trieb, gab ihr den Muth, in dieser entscheidenden Stunde, mit blutendem Herzen den Entschluß zu fassen, welchen die Nothwendigkeit zu gebieten, und die Dankbarkeit zu heiligen schien. Als Frau von Siebenthal ins Zimmer zurück kam, fand sie in dem begeisterten Gesicht ihrer Freundin, welche sich stumm in ihre Arme warf, keine Spur des vollbrachten Kampfes, als die ihre Thränen gelassen hatten.

»Ich soll Ihre Schwester seyn« — sagte sie endlich mit seelenvoller Zärtlichkeit — »und so gab es noch Ein Band, uns fester

zu knüpfen; als bisher, was ich für unmöglich hielt! Aber wenn ich es seyn werde — o meine ewig gleich geliebte Mutter — da entziehn Sie mir die mütterliche Pflege nicht, da lassen Sie mich von Ihrer Weisheit, und Ihrer Tugend lernen, wie ich heilige Pflichten, welche gränzenlose Dankbarkeit mir doppelt heiligt, in ihrem ganzen Umfang erfüllen möge! «

»Theodore« — fragte Frau von Siebenthal mit einiger Befremdung — »Du hast nie einen wichtigern Entschluß gefaßt — bedenke wohl, daß keiner taugt, den nicht Vernunft und Gefühl einstimmig fodern —«

»Ich habe das bedacht, und fühle keinen Widerspruch in mir. O kommen Sie, und lassen Sie uns den verehrungswürdigen Mann nicht lange von dem bittern Gefühl gemartert werden, daß der Ausspruch eines Mädchens, wie ich, über seinen Werth entscheiden soll —«

Sie zog Frau von Siebenthal mit sich

fort, welche ein Gefühl der Mißbilligung durchaus nicht hat werden konnte, und doch Neigung empfand, gegen der Wünsche ihres Bruders gradezu zu sprechen — auf das Zimmer Dornburgs. — Noch ehe er sich von seiner Ueberraschung erholen konnte, beugte sie ein Knie vor ihm, ergriff seine Hand, drückte sie an ihre Lippen, und sagte sanfterröthend: »ich war schon immer Ihr Eigenthum durch das Gefühl einer Dankbarkeit, die ich nie erfüllen konnte. Ich werde von jetzt an durch ehrerbietige Liebe und gränzenlose Ergebenheit doppelt und unauflöslich Ihnen eigen seyn.«

Er hob sie auf, und faßte sie in seine Arme. Freude, und eine Schüchternheit, die sein Alter verdoppelte, verschlossen ihm den Mund; er konnte seiner Braut nur in einigen Worten seine Verbindlichkeit ausdrücken. Desto lauter sprach sein freudestrahlendes Gesicht; und als er mit seiner

Schweſter wieder allein war, konnte er ſeinen Triumph nicht verbergen.

Sie gab ihm Recht, um nicht vergeblich zu ſprechen. »Ich bin völlig widerlegt, ſagte ſie, wenn die Zukunft bewährt, daß Theodorens Jawort nicht blos eine Folge der Ueberraſchung ihres großmüthigen Herzens iſt —«

»Ueberraſchung? — wiederhohlte der glückliche, und darum kühne Liebhaber — dieſe harmoniſche Seele, wo Pflicht und Neigung in ewigem Bunde ſtehn, könnte irgend etwas aus Ueberraſchung thun? und etwas von dieſer Wichtigkeit? — Ich ſehe, liebe Schweſter, ſo vortrefflich Du biſt, ſo haſt Du doch Deinen Antheil an jener Eigenſchaft der Weiber, die,

wenn man Vernunft geſprochen
Stunden lang,
doch immer kommen auf ihr letztes
Wort.

Aber ich will Dir jeden, ſelbſt den ſchein-

barſten Einwurf benehmen; und wiewohl mein Zögern mich um die Mutter gebracht hat, ſo will ich doch mit der Tochter dieſelbe Probe beſtehn. — Hier haſt Du meine Hand, daß ich unter Einem Jahre an keine Hochzeit denke; während dieſer Zeit wollen wir in Berlin wohnen; Theodore ſoll nicht eher an die Erfüllung ihres Verſprechens erinnert werden, bis ſie die große Welt in ihrer Kleinheit hinlänglich kennen gelernt, und ihren Charakter darin bewährt hat.«

Frau von Siebenthal billigte dieſen Aufſchub eben ſo eifrig, als ſie ihn damals gemißbilligt hatte; nur nahm ſie ihm noch das Verſprechen ab, Theodoren von der Abſicht nichts merken zu laſſen — »denn, ſagte ſie, ein Gemüth, wie das ihrige, darf nur wiſſen, daß es auf die Probe geſtellt wird, um das ſchwerſte zu überwinden« —

So waren ſie eins — und nach einigen Wochen reiſten ſie nach Berlin, um dort einige Monate zu bleiben. Julie freute

ſich kindiſch, und Theodore war nicht ohne vergnügte Erwartung des großen Schauſpiels, welches ihr bevorſtand.

35.

Die muntre, leichtſinnige, gutmüthige, flatternde Julie fand das glänzende, leicht vorüberrauſchende Leben der Reſidenz eben ſo behaglich, als ſie wegen dieſer verwandten Sinnesart den Beifall ihrer Bewohner gewann. Es dauerte kaum vier Wochen, ſo war ſie die Braut eines Officiers, den ſie zum Sterben liebte, und der von ſeinen galanten Abentheuern noch ſoviel Herzenskraft übrig hatte, das Echo ihrer Gefühle mit einigem Anſtand zu ſpielen.

Anders ging es mit Theodoren. Ihre edle, eben ſo gebietende als einnehmende Bildung und Geſtalt, erfüllte die unheiligen Herzen der Elegants anfangs mit einem heiligen Staunen, und von dem Gefühle,

ſie ſei nicht ihres Geſchlechts, gelähmt, wagten ſie nicht, mit ihr ihre jämmerlichen Liebeskünſte zu verſuchen. Wie könnten aber ſo ſchlaffe Seelen das Erhabene im Menſchen je anders, als mit alberner Beſtürzung, wie ein ſcheues Pferd ungewöhnlichen Glanz, anſehn, was ſich durch längeres Betrachten von ſelbſt entlarvt? Einige der kühnſten unternahmen es, die Ungewöhnliche zur Gewöhnlichen zu weihn, und dadurch ihren eignen Ruhm, der was dem anhängt, zu befördern. Aber leider verſuchten ſie alle Waffen, die ihnen zu Gebot ſtanden, vergeblich. Sie beantwortete die italiäniſchen Blumen des Gefühls, welche ſie auf ihren Pfad ſtreuten, mit ſo ſchneidender Kälte, ihre faden Bonmots mit ſo kräftigem Witz, und wies alle Verbindlichkeiten, womit ſie der Eigennutz feſſeln wollte, ſo unbiegſam-höflich von ſich, daß die Eroberer endlich eine bedenkliche Schwäche des Kopfes fühlten, und freiwillig zurück-

gingen, um ſtatt des gehofften Ruhms nicht den frühern zu verlieren.

Natürlich forderte das Rache — auch verſuchte das luftige, Regenbogen-ähnliche, und wie dieſer aus Waſſer und erborgtem Licht entſprungne Völklein ſich zu rächen. Sie hieß die Philoſophin, die ewige Jungfrau, die Antike, und man verſicherte, daß dieſe Venus nur darauf wartete, ihren Wullgn, den Baron Dornburg, erſt zu heirathen, um ſich dann ſo gut, als die erſte, in unſichtbaren Netzen bei Gelegenheit fangen zu laſſen. Man perſiflirte, verſteht ſich, wenn ſie nicht zugegen war, ihren Verſtand, ihre gewählte Art ſich auszudrücken, ihre Geſtalt, ihre Kleidung; und die Heldinnen, die ſolcher Helden würdig waren, hörten dieſe Satyren ſo begierig, als die Sonnetts, die an ſie ſelbſt gerichtet wurden. Aber die Armen — ſelbſt ſich zu rächen hatten ſie nicht Kraft genug! Sie ſtrahlte mit ihren Vorzügen durch ihre Spott-

reden, wie die Sonne durch leichten Nebel, so kräftig, daß sie ihre eigne Ohnmacht, sie zu verhüllen, fühlten, den Spieß umdrehten, und sie abermals durch Bewunderung, und rhetorische Liebe, von ihrer Höhe herabzuziehn suchten.

Dornburg bemerkte diesen Kampf mit innrer Genugthuung, und triumphirte gegen seine Schwester. Diese hatte nie anders geglaubt, als daß ihre [illegible] Freundin in diesem Schimpfspiel [illegible] so leichter Anstrengung siegen würde. Nur das hatte sie geglaubt, daß Theodore in diesem amüsanten Gewirr ihren Entschluß mit mehr Kälte prüfen, und vielleicht bereuen würde. Sie hatte es geglaubt, weil sie es wünschte, so wenig dieser Glaube mit ihrer Kenntniß von Theodorens Charakter übereinstimmte. Leider fand sie sich getäuscht, denn Theodore blieb immer gleich ehrerbietig-zärtlich gegen ihren Bruder, gleich liebevoll und offen gegen sie, gleich kalt ge-

gen ihre Anbeter, und dennoch mit gleicher Heiterkeit theilnehmend an jedem Vergnügen.

Ach hätten beide gewußt, welche Quaalen dieſes edle Herz in ſich verbarg, und täglich mit neuer Gewalt bekämpfte, um ſeinen Vorſatz zu behaupten! — Julie liebte ihren Bräutigam mit aller Energie, deren ein jungfräuliches Herz bei der erſten Liebe fähig iſt. Wie die reine Liebe immer thut, ſo erhöhte auch die ihrige die Kraft ihres Verſtandes und ihres Herzens, und hob ſie dadurch näher zu Theodoren hinauf, die ſie vorher immer ſchweſterlich liebte, aber doch je länger, je weniger mit ihr ſympathiſirte. Jetzt öffnete die Glückliche der ſchweſterlichen Freundin ihr überſtrömendes Herz — ſie war unerſchöpflich, das Entzücken, oder den Kummer zu ſchildern, welche ihr die Liebe brachte, und mahlte mit dem feurigſten Enthuſiasmus ihre Gefühle — Gefühle, welche die zuhörende Theodore einſt ſelbſt empfunden, ſich mühſam zu

vergeſſen gezwungen hätte, und nun aufs neue in ihrer Bruſt auflodernd fand! Sie konnte ſich bei aller Anſtrengung nicht länger das Selbſtgeſtändniß verhehlen, daß Graf Walther unauslöſchlich in ihr Herz gegraben wäre, daß dieſes Herz durch die Erinnerung an ihn zu Anſprüchen und Hoffnungen gereizt würde, welche keine Weisheit zu unterdrücken, und keine Zukunft zu befriedigen vermöchte, und wodurch [illegible] würden. Aber dieſes Geſtändniß änderte nichts in ihrem Entſchluß, und in ihrem Betragen. Mit einem Heldenmuth, deſſen nur reine Tugend fähig iſt, arbeitete ſie täglich daran, und ſetzte es durch, gleich zärtlich dankbar gegen ihren Bräutigam, gleich offen und heiter gegen ihre Pflegemutter, und gleich theilnehmend gegen Julien zu ſeyn; und nur jene, mit dem ihr eignen Scharfſinn, glaubte zuweilen ein leichtes Wölkchen auf der Stirn ihrer geliebten Tochter zu bemer-

ken, deſſen Bedeutung ſie mit banger Ahndung zu erfahren hoffte, und nie erfuhr.

Eines Abends ging ſie mit ihr in das Schauſpielhaus, um Johanna von Schiller zu ſehn. Es war Theodorens Lieblingsſtück; ſie fand an Lehnem Genius ſoviel Geſchmack, als an dieſem Rieſen voll göttlicher Mannskraft und Schönheit, und die Jungfrau mit der hohen und doch weichen Seele, mit dem harten Schickſal, das ihr Kämpf ſtatt Liebe geboth, war ihr an ſich ſelbſt verwandt. Andächtig horchte ſie auf ihre Worte, als der etwas geräuſchvolle Eintritt neuankommender Perſonen in der gegenüberſtehenden Loge ihre Aufmerkſamkeit ſtörte. Sie ſieht hin — ſie erbleicht, und Geiſterſchrecken überziehn ihr Geſicht — es iſt die Gräfin Aarberg; und hinter ihr wankt ein Mann, bleich, gebückt, von finſtrer Schwermuth bezwungen, kaum als der weiland blühende, mit jedem männlichen Reiz geſchmückte Walther für die Augen der Geliebten noch kennbar.

Sie fühlt in ihren zitternden Gliedern, durch welche Todeskälte zuckt, daß eine Ohnmacht sie zu Boden werfen will, und mit der höchsten Anstrengung bittet sie Frau von Siebenthal, die, wie sie, die Fremden betrachtete, sie zu Hause zu bringen. Die Freundin erschrickt über die leichenähnliche Gestalt, und ihr lautes — Gott was ist dir? — zieht die Augen der ganzen Versammlung, auch die des Grafen und seiner Mutter auf sie beide. Theodore! tönt es plötzlich von drüben her — Alles geräth in Aufruhr — nur halb noch lebend reißt die Geängstete ihre Pflegemutter mit Flügelschnelle hinweg, daß die erstaunte Julie kaum nachfolgen kann, und wirft sich mit beiden in den ersten Miethwagen, der ihnen aufstößt.

Wie hätte sie sagen können, was ihr geschehn war? Nur durch Thränen, und Herzdurchbohrende Seufzer konnte sie zu ihrer tiefbekümmerten Freundin sprechen.

Kaum trugen sie ihre wankenden Füße die Treppe hinauf, und mit innerm Entsetzen erwartete sie bei jedem Schritt, daß Dornburg ihnen entgegenkommen würde. Was sollte sie ihm sagen? Ihr Herz weigerte sich der Lüge, und konnte sie verborgen bleiben? —

Glücklicherweise war er nicht zu-Hause, und sie erreichten unbemerkt ihr Zimmer. Da brach ihr Schmerz aus — sie kniete nieder vor ihrer geliebten Mutter, verbarg ihr glühendes, thränennasses Gesicht in ihren Schoos, und sagte ihr, nach man em vergeblichen Versuch zu reden, was sie gesehn hatte.

Frau von Siebenthal erschrack, als sie den Nahmen Walther hörte — sie wurde von einer solchen Menge verschiedner Vorstellungen zugleich ergriffen, daß sie mehr aus Verlegenheit, als wahrer Meinung den Zweifel äusserte, ob sich Theodore vielleicht geirrt hätte. —

»Geirrt? — rief das geängstete Mädchen, dessen lautschlagendes Herz, dessen wildumherschweifende Blicke die Empörung seiner Seele verriethen — geirrt? o, meine Mutter, ich sollte ihn nicht kennen, dessen edle Züge diese Augen in sich getrunken haben, wie die Erde den abendlichen Thau? den dieses Herz in seiner ganzen Gestalt in sich bewahrt, verehrt, vergöttert hat, dessen Bild es nie aus sich verbannen konnte, und bis heute nicht verbannt hat? Ihn nicht, den theuren Schöpfer einiger elysischen Tage, deren Werth mir durch jahrelangen quaalvollen Kampf, dessen Quelle sie waren, nicht verringert, sondern gestiegen ist? Es war Walther — zwar jener Walther nicht, keck, und heiter, und gebietend, wie der Sonnengott — sein Auge war verloschen, seine Wange bleich, und über sein Antlitz hing veralteter Gram, wie ein Leichentuch — ach — ob er um meinetwillen bleich geworden ist? — ob er die Angst, die Ver-

zweiflung dieſes Herzens, das ihm eigen war, geahndet, und mitgefühlt hat! — Er rief meinen Nahmen aus — noch ſchallt ſeine Stimme in meinen Ohren — O daß ich ihn fragen, nur einmal fragen könnte, ob er ſeiner unglücklichen Theodore nachgeweint hat, die nur in ihm lebte! —«

»Tochter, Tochter!« — rief Frau von Siebenthal ſchmerzlich weinend, denn ſie errieth in dieſem Augenblick alles, was Theodorens Edelmuth ihr bisher verborgen hatte — »o daß Du nicht eher an die Möglichkeit dieſer Stunde glaubteſt, bis ſie Dich überraſcht hat, wie ein Dieb in der Nacht —«

»Ach, meine Mutter, ſagte ſie ſchwach, und beugte ihr Haupt wieder ſtill herab, und verbarg es in den Händen der Freundin. Beide ſchwiegen — Frau von Siebenthal ſann bekümmert dem Ausgang nach, und Theodore rang mit ſich ſelbſt, und tiefbeſchämt, wie deutlich ſie ihre Schwäche verrathen hätte. —

Endlich richtete ſie ſich auf — in ihren Augen glänzte jene erhabne Begeiſterung, welche der Geiſterpöbel Wahnſinn nennt, weil ſein engherziges Syſtem ihre Gründe nicht begreift. — »Verſprechen ſie mir etwas, meine Mutter!« — ſagte ſie feierlich, mit feſtem Tone. —

»Nenne mir erſt Deine Bitte, meine Tochter — Du biſt zu tief erſchüttert — und Du weißt, daß ich [illegible] jeden Wunſch erfüllen werde, das ich für heilſam erkenne. —«

»Ich weiß es — — Sie lehrten mich durch Wort und That, mein oft widerſtrebendes Herz am Zügel heiliger Geſetze führen — o ſtehn Sie mir jetzt bei, wo ich mich ſchwächer fühle, als ich jemals geglaubt hätte — ſagen Sie Ihrem Bruder nichts — bitten Sie ihn, daß er ſo bald als möglich, daß er morgen ſchon dieſen Ort verläßt. —«

»Und Du beharrſt — — ?«

»Und Sie fragen? Sie, die mir oft

ſagten, der eben ſei der gute Menſch, der groſſe Opfer ſo leicht und gern als kleine vollbringt, und auch dann ſeiner Pflicht gehorcht, wenn ſie nicht, wie gewöhnlich, ihn ſegnet, ſondern zu martern ſcheint? Ich will nicht mit meinem Willen unterliegen. — Dieſer Geiſt, ſo lange er denkt, dieſes Herz, ſo lange es fühlt, ſollen nicht der Leidenſchaft dienſtbar werden — o verſprechen Sie mir, was ich bat, meine Mutter! — «

»Edle Seele!« — rief Frau von Siebenthal, und drückte ſie an ſich mit jener heiligen Freude, welche der beſſere Menſch ſelbſt in Augenblicken, wo tauſend Schmerzen ihn grimmig faſſen, zu fühlen fähig iſt — »ich verſpreche Dir zu ſchweigen, ſo lange ich kann, ich verſpreche, unſre Abreiſe zu befördern. Fodre nicht mehr — ich ſehe mit beſonnenem Gemüth vergebens nach einem leitenden Stern in dieſer Nacht, und Dein von innrer Bewegung krankes Auge ſollte ihn erblicken! Strebe nach Ruhe — faſſe

jetzt, nur jetzt keinen Entſchluß — das Verhängniß entſcheidet oft durch einen überraſchenden Moment mit der Kraft göttlicher Allmacht, wo wir im unauflöslichen Streit widerſprechender Gefühle nur Zerſtörung ahndeten! — «

Sie ging, denn ſie hörte ihren Bruder kommen, und wollte verhindern, daß er jetzt nicht in dieſes Zimmer käme. Vergebens rang Theodore nach Faſſung. Sie behauptete ihren tugendhaften Vorſatz, aber ſie konnte ſich nicht entbrechen, in einſamer Stille der Nacht ihr trauriges Loos mit brennenden Thränen zu beweinen. Eine fieberiſche Glut entzündete ihr Blut, der Schlaf floh ihr von Thränen wundgeküßte Augen, und Frau von Siebenthal fand ſie am Morgen auch körperlich ſo elend, daß ſie ihr Verſprechen nicht halten zu dürfen glaubte, und zu ihrem Bruder ging, um ihm alles, oder doch ſoviel zu ſagen, als er bedurfte,

um den Zuſtand ſeiner Braut richtig zu beurtheilen.

Theodore war allein im Zimmer, als ein Bedienter des Hauſes hereintrat, und ſagte, die Gräfin Aarberg ſtünde draußen, und wollte ſie beſuchen. »Aarberg?« — rief ſie zitternd, mit Entſetzen — »ich laſſe — meine Mutter läßt —« und indem ſie angſtvoll nach dem rechten Ausdruck ſuchte, ſie abzuweiſen, öffnete ſich die Thür, und die Gräfin trat herein.

36.

In jener verhängnißvollen Stunde, wo Theodorens Unſchuld dem Grafen Aarberg zum Opfer fiel, war Er allerdings der Schuldige. Er war kein Böſewicht; nicht einmal ausſchweifend war er geweſen; aber doch hatte er ſich als ein ſchöner, reicher, junger Mann im glänzenden Hofleben nicht ſo ganz engelrein erhalten, und ſein an ſich gutes Naturell war durch weiſe und mit

Ueberzeugung angenommene Grundsätze noch nicht so bevestigt, als es bei einem Manne seyn muß, den der Instinkt unverletzter Tugend nicht mehr auf der Bahn des Lebens zu leiten vermag. Er liebte das unschuldige, an Körper und Geist gleich reizende Kind, so stark als rein; er hätte bei kaltem Blute sich lieber selbst gemordet, als diese fleckenlose Seele erniedrigt — aber jetzt, als sie, von verborgenem Schmerz, und unaussprechlicher Liebe im Angesicht der Trennung übermannt, halb bewußtlos in seinen Armen hing, da büßte er die Schuld früherer Zeiten, und zerknickte im Rausch der Sinne die holde Blume, die seiner Augen Wonne war.

Er fühlte den Fluch seiner That — er fühlte ihn doppelt, als sie ohne andern Vorwurf, als den letzten bethränten Blick, ihn verlassen hatte. Seit dem gestrigen Abend betrachtete er sie als seine Braut; er hatte am Tage, er hatte in der Stunde

ſelbſt, wo er in peinlicher Erwartung bis zu Theodorens Ankunft jede Sekundenlänge der Zeit ſchwer gefühlt hatte, ſich mit Ueberlegungen beſchäftigt, wie er ſeine Mutter am leichtſten und ſchonendſten bewegen könnte, ihre Einwilligung zu geben; und er erkannte jetzt die Nothwendigkeit, das der Geliebten zugefügte Unrecht durch eine ſchleunige Verbindung zu vergüten, geſetzt auch, es gelänge ihm nicht gleich, ſeine Mutter ihr geneigt zu machen. Aber — ſo lächerlich ein ſolches Zartgefühl an einem jungen Herrn von Stande nach der Schäferſtunde ſcheinen mag — er empfand, ohne ſich's deutlich machen zu können, das Schändliche, eine argloſe, nur durch ihre eigenthümliche himmliſche Schönheit, Schonung gebietende Unſchuld, entweiht zu haben, ſo ſchmerzlich tief, daß er trotz jener pflichtgemäßen Vorſätze nicht ohne Gram, und innere Beſchämung an das gekränkte Mädchen denken konnte.

Ernſt und ſcheu, wie ſolche Selbſtanklagen es mit ſich brachten, ging er am folgenden Morgen zu ſeiner Mutter, in der Abſicht, ihr ſeinen Willen zu erklären. Sie hatte kurz zuvor nach Theodoren geſchickt, weil ſie ungewöhnlich lange blieb. Er ſuchte, nach der zwiſchen Mutter und Sohn eingeführten Manier, auf eine feine, halbſagende Weiſe, ſeinen Vortrag einzuleiten, als Amelie mit [illegible] Verkürzung hereintrat, und berichtete, Theodore ſei weg. Der Graf verſtummte vor Erſtaunen, die Gräfin wollte es nicht glauben. — »Sie können es ſicher glauben, ſagte Amelie; niemand im Hauſe hat ſie ſeit geſtern geſehn, und das Bette iſt unberührt —«

»Heiliger Gott! — rief jetzt Walther, und ſchlug ſich mit der Fauſt vor die Stirn — ſie iſt fort, und ich habe ſie getödtet! —« und ohne der Mutter, welche nähere Auskunft wünſchte, Rede zu ſtehn, ſtürzte er fort in Theodorens Zimmer. Sie war nicht

da — er lief in den Garten, er rief laut ihren Nahmen, er foderte jeden, der ihm begegnete, auf, sie zu suchen; jeder Teich, jeder Bach wurde erforscht. Kraftlos und verzweifelnd wankte er, als alles vergeblich war, endlich in seiner Mutter Zimmer zurück, und entdeckte ihr in halber Raserei, unter schrecklichen Verwünschungen seiner Unbesonnenheit, nach und nach alles, was geschehen war. Sie fand nicht für gut, ihm ihre Unterredung mit Theodoren mitzutheilen, um so weniger, da sie nicht genau wußte, welchen Antheil sie an ihrer Flucht hätte; und versuchte vergeblich ihn zu beruhigen. Er wüthete immer heftiger gegen sich selbst, und die geängstete Mutter, die für seinen Verstand besorgt wurde, versprach ihm alles zu thun und zu bewilligen, was er nur verlangte. Da kam Philipp, des Grafen Bedienter, der früh eins seiner Pferde ausgeritten, und bei der Rückkehr in die Straße eingelenkt hatte, auf welcher

Theodore entflohn war, und brachte ein Schnupftuch, welches ſie grade, wo ſich die Wege theilten, verloren hatte. Der Graf lebte wieder auf — er ſandte ein Heer von Boten aus, und hielt ſein brechendes Herz acht Tage lang mit täglich getäuſchten Hoffnungen hin. Endlich brach der Sturm wieder los; ein hitziges Fieber drohte ſeinem Leben; und vier Wochen lang ſchwebte ſeine Mutter in der Furcht, ihren einzigen Sohn, ach! und vielleicht ſo ſehr durch ihre als ſeine Schuld zu verlieren!

Er genaß; aber nicht an der Seele. Nichts in der Welt zog mehr ſein Intereſſe an ſich; finſter, gebückt, ſchlich er umher, wo es am einſamſten war, und zeigte den kräftigen Stolz alter Zeiten nur dann, wenn irgend jemand, ſelbſt ſeine Mutter, ihm mit einiger Zudringlichkeit ſeine Geſellſchaft, oder irgend eine Unterhaltung aufnöthigen wollte. Dann wies er ſie mit ſo nachdrücklicher Bitterkeit zurück, daß ſie

wohl erkannte, ſein Verſtand habe nicht gelitten, ſondern liege blos unter dem Drucke eines ungeheuren Schmerzes vergraben. Der unheilbringende Pavillon war ſeine Wohnung, ſein täglicher Spaziergang; oft hörten ihn Leute, welche ihn in einiger Entfernung immer beobachten mußten, noch ſpät in der Nacht laute Klagen ausſtoſſen, und den Nahmen der Entflohenen nennen. Einmal verſuchte es die Mutter, ihn mit Gabrielen wieder in Geſellſchaft zu bringen. Er riß ſich mit ſolchen Zeichen des Abſcheus los, daß die junge Dame vor Schreck in Ohnmacht fiel, und alle Gedanken aufgab, diſen Wilden zu bändigen.

Verſchiedenemal erneuerte er ſeine Nachforſchungen durch Boten, auch durch öffentliche Blätter, und ſein Trübſinn nahm zu, wenn ſie ſich abermals fruchtlos zeigten. Einſt — etwa anderthalb Jahr nach Theodorens Flucht — ſchien er plötzlich heiter. Er befahl Philipp die Pferde zu ſatteln,

und ritt mit ihm, ohne zu ſagen wohin. Sein Weg ging nach dem Dorfe, wo Theodorens Eltern wohnten. Unſtreitig war ſein Gedanke, von ihnen ihren Aufenthalt, oder wenigſtens ihr Schickſal zu erfahren. Sie waren weg — niemand wußte, was Hauptmann Manſtein geworden, oder wohin er gekommen war; und die einzige, welche das, und, unter dem Siegel der Verſchwiegenheit, auch Theodorens nähere Verhältniſſe wußte, Erneſtine, war dem Gedächtniß des Grafen entfallen.

Tiefbetrübt kam er wieder. Allmählig verlor ſich ſeine Scheu gegen Menſchen; er ſprach wieder, aber wenig, ungern, und ſchnell, als wollte er dieſe Quaal bald los ſeyn. Seine Mutter empfand das tief — der Aufenthalt zu Aarberg wurde ihr zur Hölle, und ſie wagte eben ſo wenig ihm eine Reiſe nach der Reſidenz vorzuſchlagen, die er einigemal mit Wildheit verworfen hatte, als ihn allein zurück zu laſſen. Selten be-

ſuchte ſie jemand; der Scherz, die Freude, die Gaſtfreiheit, ſonſt die Penaten des Schloſſes zu Aarberg, hatten es verlaſſen. Das wirkte auch auf ihr Gemüth: ihre Geſtalt verfiel, ſie weinte oft, und vermochte ihren Kummer ſo wenig zu verbergen, daß er endlich ihrem Sohne auffiel. Seine Theilnahme veranlaßte ſie zu einer Erklärung, die anfangs alle Wunden früher Zeit wieder aufriß, aber doch Mutter und Sohn wieder verband. Er ſchlug ihr ſelbſt eine Reiſe in die Reſidenz vor; und ſie gelobte ihm, keine Mühe zu ſparen, um durch irgend einen Kanal Nachricht von Theodoren zu erhalten.

Im Schauſpielhauſe zog die laute, mit dem Accent des höchſten Erſchreckens bezeichnete, Frage der Frau von Siebenthal ſeine Augen hinüber. Er ſieht eine geiſterähnliche Geſtalt ſeiner Geliebten — Theodore! ruft er, und lehnt ſich über die Bruſtwehr mit ausgebreiteten Armen ſo weit, daß ſeine

Mutter ihm mit einem Ruf des Entsetzens ergreift — er sieht sie fliehn, und eilt, sie noch einzuholen — aber sie war näher am Ausgang; er fällt über eine verfehlte Stufe, und als er hinaus kömmt, ist alles verschwunden. —

Sein Bedienter nähert sich ihm; und frägt, als er seinen Herrn laut rufen hört, und unentschlossen umherirren sieht, was er befiehlt. — »Lauf, und sieh, wo sie wohnt, schreit er ihm zu — oder komm nicht lebendig wieder vor meine Augen« und zugleich hebt er den Stock mit so drohender Geberde, daß der erschrockne Philipp in vollem Sprunge in die erste beste Straße rennt — Nun kömmt die Mutter, von einem Cousin geführt; sie hatte Theodoren nicht erkannt, und vermuthete eine Täuschung — der Cousin, als er den Handel erfuhr, war der einzige Kluge, weil er weder um eine Geliebte, noch um Schläge, noch um einen Sohn zu sorgen hatte, und rieth, die dort halten-

den Kutscher zu fragen, mit welchem Wagen die Damen fortgefahren wären. —

Sie hörten die Nummer, und der Graf erklärte, daß er nicht eher vom Platz weichen würde, bis der Wagen wieder käme. Seine Mutter wäre vor Angst gern da geblieben, aber es war ein naßkalter Novemberabend, und der Cousin fürchtete ein Zusammentreffen mit dem Freunde seines alten gebrechlichen Hauses, dem Podagra, wenn er sich der Witterung aussetzte. Folglich fuhr er mit der Gräfin nach Hause. Philipp, welcher an der Ecke lauschte, hielt den fahrenden Wagen an, erzählte, wie es ihm gegangen war, und erhielt die Weisung, von weitem zu beobachten, und allenfalls zu helfen, wenn es Noth thäte.

Der Graf hielt geduldig aus bis zu Ausgang des Stücks. Kein Wagen kam zurück, und als die Zuschauer das Haus verließen, zwang ihn das Gedränge, seinen Posten aufzugeben. Trostlos kam er zu sei-

ner Mutter — er grübelte über die Urſache nach, und glaubte ſie darin zu finden, daß Theodore vielleicht verheirathet, gewiß aber abgeneigt wäre, ihn zu ſehn, und darum den Wagen nicht zurückgelaſſen hätte. »Haben Sie Geduld, lieber Aarberg, ſagte der Couſin, morgen in aller Frühe ſchicken Sie zu dem Beſitzer der Nummer, und erfahren alles.«

»Nichts, nichts — rief der ſich ſelbſt marternde Graf — Sie werden es ſehn — er wird verreiſt ſeyn — die Nummer wird abgeändert werden — Sie wird morgen früh entflohn ſeyn, und ich werde dies elende Leben, durch neue Martern vermehrt, noch weiter ſchleppen müſſen. —«

Die Mutter und der Couſin ſtellten ihm ſo viel erfreuliche Möglichkeiten entgegen, daß er doch etwas ruhiger wurde. Nach einer ſchlafloſen Nacht ſchlummerte er gegen Morgen ein. Philipps Eintritt weckte ihn — er war einige Stunden umhergelau-

fen, um den Beſitzer der Nummer zu erfragen, hatte ihn mühſam gefunden, und alles erfahren, was er wünſchte; denn der Kutſcher war grade heimgekehrt, weil ihm das Wetter nicht anſtand, und Frau von Siebenthals Freigebigkeit ihn hinlänglich belohnt hatte.

»Haſt Du ſie gefunden? — fragte der Graf, haſtig im Bette aufſpringend — wo wohnt ſie? iſt ſie noch da? —«

Philipp ſagte ihm in der Kürze alles.

»Gott ſei gelobt! Gott ſei gelobt! — rief Walther abermals, und ſprang aus dem Bett — raſch, angezogen! —«

Es geſchah; er nahm den Hut, und wollte fort — in der Thür begegnete ihm ſeine Mutter. — »Wohin, Walther? —«

»Ich muß ſie ſehn —« ſagte er, und Fieberſchauer ſchüttelten ſeine Glieder.

»Und ſie durch Deinen Anblick, durch dieſe unbeſonnene Gluth der Leidenſchaft tödten? Ueberlaß das mir, mein Sohn —

ich werde ſo dringend, wie Du, und doch ſchonend, wie eine Mutter, und ein Weib, zu ihr ſprechen. —«

»Und was wird aus **mir** werden — fragte er heftig, und quetſchte den Hut krampfhaft zwiſchen beide Hände — in dieſer Höllenquaal unthätiger Erwartung? —«

»Willſt Du niemals ein Mann ſeyn, Walther? Auch jetzt nicht, da Du Belohnung für Deine Standhaftigkeit wenigſtens **hoffen** darfſt? laß **mich** gehn, mein Sohn! —

Er willigte finſterſchweigend ein.

37.

Erſt in ungewöhnlicher Gefahr überfliegt der Heldengeiſt den gemeinen, mit welchem er in gewöhnlichen Verhältniſſen gleichen Schritts geht. Theodore, von ſo ſtarken Gemüthsbewegungen erſchüttert, fühlte bei dem Anblick der Gräfin, daß die Pulſe ihres Herzens ſtill ſtanden, und ihr Blut er-

ſtarrte; doch ihr kräftiger Geiſt hieß ihre zuſammenbrechenden Kniee ſtehn, und ſie ſchritt ſtolz und gefaßt der Eintretenden entgegen.

Walthers Mutter war durch die Leiden ihres Sohnes zu tief gebeugt, und über das Geſchäft, in welchem ſie kam, zu ſehr beunruhigt, um, wie ſonſt, jene herriſche Herablaſſung in ihrem Anſtande behaupten zu können. Auch außerdem würde ſie das Erſtaunen zu ſehr überraſcht haben, ſtatt ihrer niedlich bezaubernden Geſellſchafterin eine ihr ähnliche Dame voll ungekünſtelter, hochgebietender Würde vor ſich zu ſehn. Mit der verbindlichſten, freundlichſten Miene, die ſie in ihrer Gewalt hatte, ging ſie auf Theodoren zu, und ſagte, indem ſie ihre Hand faßte, und Miene machte ſie zu umarmen: — »Ich komme, meine liebſte Freundin, Ihnen altes Unrecht abzubitten, und wo möglich, zu vergüten. — «

Theodoren traf die Erinnerung an ihre letzte Unterredung mit der Gräfin zu ſchmerz-

haft, daß ſie dieſen freundſchaftlichen Ton hätte erwiedern können. Mit einer höflichen Verbeugung, wodurch ſie ihre Umarmung vermied, antwortete ſie — »ich wüßte mich keines Unrechts, das mir geſchehen wäre, zu erinnern; und wenn es wäre, haben frühere Wohlthaten mir geboten, es längſt zu vergeſſen...

»Sprechen Sie nicht wider Ihr Gefühl? — fuhr die Gräfin fort — ich verdiene dieſe Strafe vielleicht; aber die Reue hat mich ſo hart gezüchtigt, daß ich noch ſtärkere Anſprüche auf Ihr Mitleid habe. Und überhaupt komme ich nur als Mittelsperſon zu Ihnen — gern hätte ich eine Ihnen angenehmere gewählt — aber Mutterliebe trieb mich, es ſelbſt zu ſeyn, und ich hoffte, wenn nicht als eine alte Freundin, doch als die Mutter des unglücklichen Walther eine gütige Aufnahme bei Ihnen zu finden.«

Sie ſprach dieſe Worte zuletzt innerlich bewegt. — Theodore konnte es nicht ertra-

gen, die bejahrte, hohe Frau, so weich, so demüthig vor sich zu sehn. Der geliebte Nahme aus diesem Munde warf ihre ganze Fassung nieder — sie erwiederte nichts, und bedeckte ihre Augen, welche von Thränen überflossen, mit der Hand. —

»Diese Thränen — sagte die Gräfin, und zog Theodorens Hand sanft von ihren Augen weg, und blickte sie tiefgerührt und zärtlich an — diese heiligen Thränen sagen mir, daß ich nicht ganz vergeblich gekommen bin. Lassen Sie mich zum Zweck eilen. Mein Sohn verzehrt sich in brennender Ungeduld, während ich hier bin. —«

Sie zog Theodoren, die, von übermächtiger Empfindung bestürmt, noch immer schwieg, auf das Sopha, und erzählte ihr mit der Beredtsamkeit einer Mutter die Geschichte ihres Sohnes, seit ihrer Flucht. Theodore vermochte den Eindruck nicht zu verbergen, welchen ihre Worte auf sie machten. Sie weinte stumm, ohne aufzusehn.

»Mein Sohn, schloß die Gräfin, hat sich schwer an Ihnen versündigt; er hat es verdient, daß Sie ihn fliehen, er dürfte sich nicht über Unrecht beschweren, wenn Sie seinen Anblick auf ewig zu meiden beschlossen hätten. Aber sein Verbrechen war Liebe; eine jahrelange Dauer hat ihre Stärke und Reinheit bezeugt — er besaß die Ihrige — und so lassen Sie mich um der Gefühle willen, die Sie einst mit ihm theilten, Begnadigung für ihn erflehen — Lassen Sie durch ein freundliches Wort das Leben in ein Herz zurückkehren, welches Ihnen immer eigen war, und seit Sie sich davon losrissen, in finsterer Schwermuth erstarrte — Schenken Sie einer Mutter die Freude ihres Alters, einen einzigen Sohn wieder, und eine theure Tochter dazu, welche sie einst thörig zurückwies, und jetzt, nach harter Buße, um ihre töchterliche Zuneigung, als um die höchste Gunst, mit Thränen fleht. — «

»Halten Sie ein! — rief Theodore, und ſchlang ihre Hände um den Hals der weinenden Matrone. — O könnten Sie meine Mutter ſeyn! — aber es iſt unmöglich — unwiderruflich! — Warum mußte ich Sie, warum ihn wiederſehn! Sagen Sie ihm, ich bereute — nein, ſagen Sie ihm nicht — ſagen Sie ihm, ich bäte ihn, als Mann mit Faſſung zu ertragen, was ich als Weib nicht von mir ablehnen könnte — ich bäte ihn, als um die letzte Probe ſeiner Liebe, meinen Frieden, die mühſame Frucht täglichen Kampfes, nicht durch ſeinen Anblick zu ſtören!«

»Guter Gott! rief die Gräfin — das ſoll ich meinem Sohne ſagen? und wird er mir es glauben? glauben, daß ein weibliches Herz die Härte, den Stolz beleidigter Tugend ſo weit treiben kann, den Geliebten, der im Taumel der Sinne ſie verletzte, zu ewiger Verzweiflung zu verdammen?«

»Ich bin Braut,« ſagte Theodore.

»Braut? — und Sie konnten —?«

»Ich konnte — unterbrach sie jene, welcher die Empfindlichkeit über diese Frage, deren Ton sie die Bedeutung ohne Mühe errathen ließ, ihre ganze Stärke wiedergab — Ich konnte und mußte den ehrenvollen Antrag eines Mannes annehmen, der, mit meinem ganzen Schicksal wider meinen Willen bekannt, die Vorzüge, welche die Liebe Ihres Herrn Sohnes mir nicht hatte rauben können, hoch genug achtete, mir seine Hand anzubieten, und mir dadurch eine willkommne Gelegenheit gab, ihm meine Erkenntlichkeit für eine Summe wichtiger Wohlthaten, die ich nie zu vergelten vermag, an den Tag zu legen. Ich hätte es früher sagen sollen, um Ihnen und mir vergebliche Erschütterungen zu sparen —«

»O mein unglücklicher Sohn! — rief die Gräfin mit tiefer Wehmuth — so hofftest Du nur, um völlig zu verzweifeln! Und Sie — Sie liebten ihn sonst, Sie lieben ihn

noch, ich habe das Geſtändniß in Ihren Augen geleſen — fürchten Sie nicht unwiderruflich elend zu werden, indem Sie ihn zurückſtoßen, und einem Manne die Hand reichen, den Sie mit dieſem halben Herzen nicht zu beglücken vermögen? —«

»Wenn das Schickſal, erwiederte Theore, mir nur die Hälfte meines Herzens gelaſſen hat, ſo hat es mir meine volle Vernunft gelaſſen, und ich hoffe ſtark genug zu ſeyn, um die Frage, die ich Ihnen nicht beantworte, ob ich elend ſeyn werde, mir niemals vorzulegen. —«

»Es werden Zeiten kommen, wo Ihr brechendes Herz dieſe Heldenkraft bereuen wird. —«

»Dieſe Zeiten ſind noch nicht da. —«

»Und wenn Sie die Zukunft nicht ſcheuen, legt Ihnen die Vergangenheit keine Pflichten auf? Waren Sie nicht vor Gott die Braut, die Gemahlin meines Sohnes? Vielleicht —«

»Vollenden Sie eine Frage nicht, sagte Theodore hocherröthend, die vergeblich, und für mich höchst beschämend ist. Eine Beleidigung, die Ihr Herr Sohn mir erzeigte, kann ihm kein Recht auf mich geben; und ich habe gegenwärtig keine Verbindlichkeiten gegen ihn, als die Ueberreste einer Zuneigung, die Ihnen, wie Sie sagen, meine Augen wider meinen Willen verrathen haben. Dem Manne, welchen ich jetzt als Braut angehöre, bin ich aber aufs äußerste verpflichtet, wäre es auch nur darum, daß er bei der Kenntniß eines Fehlers, den ich ewig bereuen werde, mich hoch genug geschätzt hat, mich zu seiner Gemahlin zu erwählen. Seit ich Aarberg verlassen habe, habe ich mich besser gewöhnt, meine Zuneigung der Pflicht unterzuordnen; und so sehr ich Sie schätze, und so nahe mir das Glück Ihres Herrn Sohnes am Herzen liegt, so kann ich nichts thun, als was ich schon gethan habe — ihn bitten, daß er mich ver-

»gessen, und mir seinen Anblick ersparen mö-
ge, der mich wenigstens auf einige Zeit
elend machen könnte. —«

»Und wen beglücken Sie auf Kosten
meines Sohnes, und Ihrer Ruhe?«

»Baron Dornburg heißt mein künftiger
Gemahl —«

»Hier in Berl'n? —«

»In diesem Hause — aber ich hoffe
nicht, —«

»Sorgen Sie nicht — ich bin eine zu
zärtliche Mutter, um mit dem Leben meines
Sohnes um das Glück seines Lebens zu wür-
feln. — Der Preis ist zu hoch. —«

Sie schwieg sinnend, und warf nur
zuweilen einen forschenden Blick auf Theo-
doren, welche mit innrer Angst empfand, daß
der Muth, zu welchem sie die Gräfin selbst
gespornt hatte, zu Ende ging. — Frau von
Siebenthal erlöste sie — So wie sie eintrat,
stand die Gräfin auf, machte ihr ein kurzes

Compliment, und nahm mit einer Umarmung von Theodoren Abſchied.

Dieſe flog in die Arme ihrer geliebten Freundin, und ſtrömte an ihrem Buſen in Thränen, und Klagen die Schmerzen aus, welche ihr dieſer Beſuch gemacht hatte. — O hätten Sie meine Bitte erfüllt, rief ſie aus — hätten Sie Ihren Wunden zur Abreiſe vermocht! Ich werde nicht überwunden werden, eher den [illegible]

38.

Frau von Siebenthal kam von ihrem Bruder, mit welchem ſie einen ſehr lebhaften Streit gehabt hatte. Sie glaubte ſich verbunden, ihm alles zu ſagen, was geſchehen war, weil wenigſtens die körperlichen Leiden Theodorens nicht verborgen bleiben konnten.

»Er iſt hier? in Berlin? —« fragte Dornburg beſtürzt. —

Sie erzählte ihm die Begebenheit im Schauspielhause. —

»Nun — fragte er gespannt — was sagte Theodore? —«

»Was ein Mädchen mit eben so empfänglichem Herzen, als starkem Geiste sagen kann. — Ihre Seele blutete, und doch hielt sie ihren Entschluß fest. —«

»Habe ich's nicht gesagt? — rief er vergnügt — daran erkenn' ich sie! — und Du wirst sehn, Schwester, sie behauptet ihren Ruhm. —«

»Und Du könntest so unmenschlich seyn? —«

»Unmenschlich? ich treibe, ich hindre sie ja nicht — Du wirst sehn, ich sage nicht ein Wort. — Erklärt sie, daß sie ihr Wort zurücknimmt —«

»Das wird sie nie. —«

»So soll sie es auch nicht — sie wird mir es wenig danken, wenn ich aus unzeitigem Mitleid ihr die Gelegenheit zu einer Selbstüberwindung raubte, die sie über sich

ſelbſt erheben, und zu jeder andern ſtärken wird. —«

»Bruder, was du ſagſt, klingt vortrefflich, aber es würde noch beſſer klingen, wenn du nicht der Bräutigam wärſt. —«

»Wenn es gut iſt, warum ſoll ich es nicht ſagen? Ich liebe ſie, und ich würde ſie ungern verlieren. Aber ich würde, glaub' ich, ſehr leicht getröſtet werden, wenn ſie mich ihrem [illegible], wie ihre Mutter, meinem neuen. Thut ſie es nicht, ſo habe ich die edelſte Frau in der Welt — eine ſolche muß in der Tugend ihr Glück finden, und wenn ihr Glück das meinige iſt, ſo folgt daraus nichts weiter, als daß ich verbunden wäre, ſie an dem ihrigen zu hindern! —«

»O dieſe unglückliche Sophismen, wenn ſie nur nicht mit ihrer Spitze nach dem Herzen meiner armen Theodore ſtrebten! Du weißt viel, lieber Bruder, aber die weibliche Seele iſt dir fremd.«

»Iſt ſie denn eine Seele ohne Vernunft? — «

»Gewiß ſo wenig, als die männliche — aber ſie iſt dieſer kalten Berechnung, dieſer Lebenstaktik nicht fähig — ein Mädchen iſt kein philoſophiſcher Gliedermann, wie Du ihn haben willſt — Es hat unter der zarten Bruſt ein warmes Herz, deſſen Element Schönheit und Liebe iſt, und dieſes Herz erſtirbt unter der reizloſen Regel des Syſtems, wie das Luftberaubte Inſekt unter der Glocke — «

»Ohne Gleichniß, wenn ich bitten darf; Du liebſt, Deine Meinung mit Blumen zu ſchmücken, die ſie putzen, aber unkenntlich machen — «

»Und ihr, ihr nackten philoſophiſchen Gerippe, ihr ſeht die Blumen der Rede und der Erde nur an, um ſie in Euer botaniſches Taſchenbuch zu ſtecken, und handelt mit der Schönheit, wie ein Krämer, der andern verkauft, was er ſelber weder ge-

nießt, noch brauchen kann — s meine arme Tochter! —

»Ich weiß noch immer nicht recht, warum Du sie eigentlich bedauerst —«

»Das ist das Unglück, und für mich ist es kein Glück, daß ich Dir es sagen muß — aber ich fühle mich als Mutter dazu verpflichtet, hier die Schwester zu vergessen — ich bedaure sie, weil sie mit diesem empfänglichen, liebeglühenden Herzen, welches den Ersten der Männer, soviel ihrer auf Erden gelebt haben, weit über seine kühnsten, dichterischen Erwartungen zu beseligen vermöchte, kein höheres Loos erreichen soll, als dem Herbst eines für das Leben und die Liebe längst erkalteten Mannes einige geruchlose, magre Blüthen zu entlocken —«

»Viel Ehre — aber wenn ich für die Liebe erkaltet wäre, wie hätte mir's einfallen können, sie zu lieben? —«

»Wirklich muß es Dir auch nur eingefallen seyn, und Du hältst Deinen Einfall

für Liebe, weil Du ſie ſo wenig kennſt, als ich die hohe Weisheit, die in Deinen griechiſchen Folianten vergraben iſt. Liebteſt Du ſie wirklich, wie könnteſt Du mit kaltem Blute den Leiden dieſes edeln Mädchens zuſehn? Zuſehn, wie ſie aus einer Großmuth, deren ſich die Deinige ſchämen ſollte, Höllenquaalen, ohne zu murren, erduldet? Müßte nicht Dir das Herz ſich im Buſen wenden — müßteſt Du nicht eilen, noch in dieſer Minute die Geliebte ihres Kampfes zu entlaſſen, und mit dem Manne, den ihr Herz erkohr, zu verbinden? —«

»Wenn das die Proben der Liebe ſind, ſo mag der Graf Karberg die ſeinige erſt dadurch bewähren, daß er Theodoren nicht weiter beunruhigt, als zufälligerweiſe geſchehn iſt—«

»Ich kenne den Grafen nicht; allein ich bin überzeugt, daß Theodore ſchon damals ihr Herz nur einem edeln Manne ſchenken konnte — aber bedenke doch, daß ſie ihn liebt, folglich ihr Glück an das ſeinige ge-

bunden iſt; daß er das weiß, und ſich alſo mit Dir grade im entgegengeſetzten Falle befindet —«

»Mögen die Götter walten, Schweſter! — ich habe noch keinen Beweis von den Leiden Theodorens, als Deine Erzählung — ſo lange ſie noch ſtark genug iſt, ihren Kampf vor mir zu verhehlen, iſt ſie auch ſtark genug, ihn zu vollenden; und es wird ſich ja zeigen, wer Recht hat. Ich warte ruhig das Ende ab. —«

Frau von Siebenthal ging, ohne zu antworten, denn ſie fühlte ſich unfähig, dieſen Stoizismus ihres Bruders ohne ausbrechende Bitterkeit zu tragen; und wie drangen ihr in dieſer Stimmung die Klagen ihrer armen Freundin ans Herz! Sie war erſt einige Minuten fort, als dem Baron gemeldet wurde, daß die Gräfin Aarberg vor der Thür ſtände, und ihn zu ſprechen wünſchte.

Die Mutter, welche ihren Sohn unaus-

ſprechlich liebte, war tiefbekümmert im Hauſe ſtehn geblieben — ſie konnte ſich nicht entſchließen, mit ſo wenig Troſt zu ihm zurück zu kehren und verzweifelte doch ſelbſt, einen beſſern zu finden — da näherte ſich ihr des Barons Kammerdiener, und fragte, weil er ſie vorhin nicht bemerkt hatte, ob ſie Herrn oder Madame zu ſehn beliebte? —

»Den Herrn —« rief ſie raſch; denn ſie beſchloß, das letzte zu wagen, und folgte dem meldenden Diener ſo auf der Ferſe, daß ſie im Zimmer ſtand, eh' der verlegne Baron noch wußte, ob er ſie annehmen, und was er ihr ſagen ſollte —

»Ich komme, ſagte ſie zu ihm mit der ihr eignen ernſten Würde, um vier Menſchen lebenslängliches Elend zu erſparen, und die Züge des Mannes, vor dem ich ſtehe, laſſen mich hoffen, daß er Edelmuth genug beſitzt, mich zu unterſtützen —«

Der Baron verbeugte ſich, und verlangte nähere Erklärung —

»Sie sind mit der Fräulein Manstein verlobt —«

»Zu dieser —«

»Unstreitig wußten Sie nicht —«

»Um Vergebung, ich wußte alles, was das Fräulein von Manstein betraf —«

»Die Begebenheiten, ich will nicht daran zweifeln, — aber nicht die Wirkungen, welche sie in einem so empfänglichen Gemüth als das Fräulein besitzt — hervorbringen mußten —«

»Wenn mich auch nicht die eignen Aeußerungen meiner Braut beruhigten, so kenne ich ihre erhabene Seele zu genau, um nicht berechnen zu können, wie weit die Gewalt jener Wirkungen geht —«

»Das kann sie selbst nicht, und ein Fremder sollte es vermögen? —«

»Er kann es, sobald er weiß, was Tugend ist, und was ein tugendhaftes Gemüth vermag —«

»Sich selbst zu vernichten, wenn die

Noth es gebietet, aber es ist eine traurige Weisheit, die zu diesem Ziele führt. — «

»Und muß sie dahin führen? — «

»Vielleicht nicht immer, aber hier sehr wahrscheinlich — «

»So lassen Sie uns den Ausgang entscheiden — «

»Wie? — rief die Gräfin lebhaft — Sie könnten es auf die Seelenruhe und das ganze Lebensglück eines edeln Mädchens ankommen lassen, um die Wahrheit einer Meinung zu bestätigen, oder zu widerlegen? Mich dünkt, in diesem Falle kömmt es nur darauf an, wen Theodore am meisten liebt, ob Sie oder meinen Sohn — denn ich setze voraus, daß Sie die nähern Verhältnisse kennen — und welcher von beiden diese Liebe am vollkommensten erwiedert; und die Kaltblütigkeit, mit welcher Sie den Ausgang entscheiden lassen wollen, läßt mich nicht erwarten, daß der stärkste Antheil auf Sie fällt — «

»Laſſen Sie uns das unentſchieden — ſagte der Baron mit merklicher Empfindlichkeit, — über ihre eigne Geſinnung hat ſich das Fräulein durch ſeine Wahl erklärt —«

»Sie kann ſehr ehrwürdige Gründe für dieſe Wahl gehabt haben; aber die Liebe iſt nicht darunter —«

»Ich ſehe aus dieſer Zuverſicht, daß Sie die jetzige Theodore nicht kennen —«

»Auch ohne dieſe Zuverſicht würde ich als Frau ein weibliches Herz taxiren können — aber ich kenne ſie, denn ich habe ſie in dieſer Stunde geſprochen —«

»Sie haben Sie geſprochen? — fragte der Baron, und ſein Ton verrieth, wie heftig er erſchrak — und wie wollen Sie es entſchuldigen, daß Sie jetzt aufs neue den Frieden eines Mädchens ſtören, an deſſen unſchuldiger Jugend Ihr Herr Sohn zum Verräther wurde? — Der Nahme einer Braut ſollte ſie jetzt doch vor Verführung ſchützen —«

»Sie werden ſehr hart — doch will ich

für meinen Sohn geduldig büßen — ich wußte ihre jetzigen Verhältniſſe nicht, bis ich ſie von ihr ſelbſt erfuhr —«

»Und was ſagte ſie? —« fragte er geſpannt. —

»O was ſie ſagte, thut wenig zur Sache; aber ich las in jeder ihrer Geberden, daß die Ausführung des Entſchluſſes, welchen ihre Worte zu erkennen gaben, ſie unglücklich machen würde — und können Sie wohl glauben, daß ich hier ſtehen, und für meinen Sohn ſprechen würde, wenn ich nicht beſtimmt wüßte, daß ſeinen Wünſchen nichts entgegen ſteht, als die Ihrigen? —«

Der Baron ſchwieg verlegen — das alte Mißtrauen kehrte wieder, und es war nur die Frage, ob Theodore oder die Gräfin es mit mehr Recht verdiente. — Die ihr eigne vornehme Sicherheit und Würde gab ihren Worten ein Gewicht, welches er mit Widerwillen empfand —

»Sie ſind bejahrt, — fuhr ſie fort, als

ſie ſeine Erſchütterung bemerkte. — Sie brauchen eine gebildete, tugendhafte Freundin, eine Pflegerin — mein Sohn iſt in der Blüthe ſeiner Jahre, in ſeiner Seele glüht noch jene übermächtige, ſchon durch ihr Daſeyn bezaubernde Leidenſchaft, die den geliebten Gegenſtand vergöttert — Theodore iſt dieſer Gegenſtand, ſie weiß es, in ihrem Herzen herrſcht, vergeblich bekämpft, daſſelbe Gefühl — O glauben Sie es einer Frau, kein Mädchen zieht den Freund dem Liebhaber vor, und Theodore kann Sie über alles verehren, aber meinen Sohn wird Sie ewig über alles, und über Sie ſelbſt lieben—«

»Ohne die Beleidigung zu achten —«

»Ohne die Schuld zu achten, die er nicht als fühlloſer Verbrecher, ſondern aus Liebe zu ihr verwirkte —«

»Ihr Glaube — ſagte der Baron, und gab ſich Mühe, durch angenommene Zuverſicht ihr die ihrige zu rauben. — Ihr Glaube, Frau Gräfin, ſteht mit dem meinigen

in gradem Widerſpruch; und unſre Worte ſind eben darum vergeblich. Laſſen Sie uns den kürzeſten Weg ergreifen — wir ſtützen uns beide auf Theodorens Geſinnungen, Sie auf die Schwachheit, ich auf die Kraft ihres Herzens — haben Sie die Güte mich zu ihr zu begleiten, damit ſie ſelbſt entſcheiden möge — «

Die Gräfin ſchwieg einige Sekunden ſinnend — Die Unterredung, welche ſie mit Theodoren gehabt hatte, ließ ſie von dieſer Entſcheidung wenig Gutes hoffen, und der Baron, welcher ihre Furcht bemerkte, wurde eben dadurch noch muthiger. —

»Der Vorſchlag iſt gut — ſagte ſie lebhaft — aber Sie ſind Parthei, ich nur Mittelsperſon — und da Sie einmal als Ritter um Ihre Braut kämpfen wollen, ſo wählen Sie auch einen würdigen Gegner, und laſſen Sie Theodoren zwiſchen Ihnen und meinem Sohne wählen — «

Die Reihe, bedenklich zu ſchweigen,

war jetzt an dem Baron — doch ein freundlicher Genius belebte in seinem Kopfe irgend einen philosophischen Gemeinplatz, der ihn mit Muth erfüllte, und er war es zufrieden, daß Graf Walther erscheinen sollte, um seinen Richtspruch selbst anzuhören — denn er zweifelte nicht, daß Theodore vor ihm, als dem Engel der Finsterniß, mit Abscheu zurückbeben, und den weisen und tugendhaften Doenburg wählen würde.

39.

Die Gräfin eilte, ihrem Sohne Nachricht zu bringen; denn sie erwartete das Beste, und konnte die Ungeduld berechnen, die ihn während ihrer langen Abwesenheit gequält hatte. Es wurde ihr schwer, ihm etwas zu sagen, denn die Glut, welche in ihm zehrte, mußte sich erst durch tausend vergebliche Fragen austoben, eh' es ihm möglich wurde, ihren Bericht mit stiller Aufmerksamkeit zu hören.

So sehr die Mutter das Widrige milderte, und das Angenehme erhob, so reichte für das verfinsterte Gemüth des Sohnes die Nachricht, daß Theodore Braut wäre, hin, ihn in einen neuen Paroxysmus der Verzweiflung zu stürzen. Er gab alles verloren, und sie mußte alle Kraft mütterlicher Bitten, ja selbst körperliche Gewalt anwenden, ihn zurückzuhalten, daß er nicht davon eilte, und ohne Führer, ohne Absicht, sich freiwillig zu ewigem Umherirren verbannte.

Es gelang ihr endlich, ihn so weit zu beruhigen, daß sie ihm die Verabredung mit dem Bräutigam erzählen konnte, worauf sie selbst so starke Hoffnungen baute. Aber wie wenig Trost fand Walther in dieser Aussicht! O hätte die bekümmerte, wie er selbst innerlich gepeinigte Theodore die rührenden Klagen des geliebten Mannes hören können! »Was haben Sie versprochen?« rief er aus — glauben Sie, daß ich das Leben noch

ertragen werde, wenn ich sie wiedergesehn, und aus ihrem eignen Munde vernommen habe, daß sie mich verwirft, und einen bessern wählt? Der Tag, an welchem ich das erfahre, ist der letzte meines Lebens und meiner Quaal.«

»Sie liebt Dich, Walther —«

»Sie liebt mich, sagen Sie? — O um so unglücklicher sie selbst! Ihr Herz wird brechen, indem sie mein Todesurtheil spricht, und mich wird im letzten Augenblicke das Bewußtseyn verdammen, daß ich aufs neue, und noch entscheidender als das erstemal, der Störer ihres Friedens, und ihr Verderber gewesen bin. Ihr Verderber, für deren Glück ich jede Folter erdulden könnte! — Nein, Mutter, lassen Sie Ihren Sohn nicht den letzten Trost verlieren — lassen Sie uns fliehn, mit dem Glauben, daß Sie mich liebt, mich bedauert, mir vergiebt, ohne unedelmüthig ihr Herz für immer mit sich selbst zu entzweien —«

So sinnreich widerlegte Walthers Groß-

muth jede Hoffnung, die ihm seine Mutter zeigte, und als er nachgab, geschah es mehr aus Unmuth, als aus Ueberzeugung. Aber um keinen Preis verstand er sich dazu, wie die Mutter wollte, sich zu schmücken, um die Augen der prüfenden Theodore zu bestechen. »Die Narben, sagte er, welche jahrelanger Gram in dieses Gesicht gegraben hat, sollen meine einzigen Fürsprecher seyn, wenn sie darauf hören will.«

Dornburg überlegte indessen zu Hause den Ausgang seines Versprechens. Es wurde ihm ernstlich bange, und so oft er sich auch mit dem Glauben an die Unüberwindlichkeit einer tugendhaften Seele stärkte, so jagten ihm doch die alten Erfahrungen nicht geringe Furcht ein. In dieser Unruhe ging er zu Theodoren.

Die Theilnahme ihrer mütterlichen Freundin hatte das edle Mädchen gestärkt. Als sie den Baron kommen hörte, den sie am Gange kannte, raffte sie alle Kraft zu-

ſammen, und das freundliche, zuverſichtliche Geſicht, womit ſie ihn empfing, ſtrafte die Spuren Lügen, welche ihre Thränen gelaſſen hatten.

»Ich muß ſelbſt ſehn, — ſagte der Baron, durch dieſen Anblick getröſtet — wie es meiner guten Theodore ergeht. Meine Schweſter hat mir geſagt, Sie wären krank —«

»Es iſt vorüber, « — ſagte ſie —

»So [illegible] daß Sie uns zu Mittag Ihre Gegenwart nicht entziehn werden — ich erwarte einige Freunde. — «

»Ich werde ſie mit Vergnügen kennen lernen —«

Nach einer leichten und kurzen Unterhaltung nahm Dornburg mit einem zärtlichen Kuſſe von ihr Abſchied. Sie erwiederte ihn mit Wärme. Er gab ſeiner Schweſter einen Wink ihm nachzufolgen.

Auf ſeinem Zimmer ſagte er ihr, welche Prüfung Theodoren bevorſtünde. Sie

erſchrak darüber — ihr war es bekannt, wie unendlich ſie jetzt ſchon litt, und ſie konnte berechnen, daß das heldenſinnige Mädchen in dieſer Zuſammenkunft bewähren würde, was ſie geſagt hatte — »ich werde nicht überwunden werden, aber der Sieg wird mir das Leben koſten. — « Mit finſterm Ernſt hörte ſie die Reden ihres Bruders ſchweigend an. Wie gern wäre ſie ihm zu Füßen gefallen, hätte ſie hoffen können, ihn dadurch zu erweichen! Aber ſie mußte fürchten, nur ſeine Unbiegſamkeit zu vermehren, und ſie war innerlich zu ſehr empört, um eine ſolche Verblendung nicht dann mit einer Bitterkeit zu erwiedern, die alles verderben mußte. Unweigerlich verſprach ſie ihm, Theodoren alles bis zu dem entſcheidenden Augenblick zu verſchweigen; ſie hielt es für das Beſte, jetzt alles ihrem eignen Herzen, und dem dunkelverhüllten Schickſal zu überlaſſen, und ging zu der geliebten Tochter nur, um ihr den einzigen und letz-

ten Troſt der freundſchaftlichſten Theilnahme in dieſer Kriſe zu gewähren.

Der Bräutigam ſchöpfte neuen Muth aus dem Stillſchweigen ſeiner Schweſter; denn er hatte erwartet, daß ſie jetzt lebhafter als jemals in ihn dringen würde, Theodoren frei zu geben. Trotz ſeiner Philoſophie, welche Theodoren ein Opfer ſeiner Thorheit werden ließ, glaubte er doch ſeiner Braut nicht alle Hülfen bei ihrer ſchweſterlichen Wahl entziehen zu müſſen. Er dachte ſich den Grafen als einen jungen eleganten Wüſtling, und ſetzte voraus, daß er mit allem Schimmer erſcheinen würde, wodurch dieſe Schmetterlinge die Augen kindiſcher Weiberherzen an ſich ziehn. Um nicht ganz zurück zu bleiben, machte er ſeine Toilette auf's prächtigſte, ſo gut es ſeine Garderobe zuließ, die allerdings nicht nach dem Schnitt des neunzehnten Jahrhunderts gearbeitet war. Wirklich gefiel er ſich ſelbſt, als er ſich zierlich gekräuſelt und gepudert, im pfirſichblüthnen

Kleide, gestickter Weste, blausammtnen Hosen, weißseidnen Strümpfen, und silbernen Schnallen im Spiegel sah, und überzeugte sich, daß Theodore diese Zugabe zu seinem wahren Werth nicht ohne Wohlgefallen bemerken würde. —

Aber kurz war diese Freude — denn unmittelbar vom Spiegel weg rief ihn die Ankunft der Gräfin und ihres Sohnes. Da war keine Spur von Eleganz an dem unglücklichen Mitwerber — seine Haare standen wild und schmucklos, wie sein Gemüth, und ein grauer Ueberrock war seine Kleidung. Aber wie erschütterte diese hohe, edle Gestalt, mit dem bleichen, eingefallenen, in jeder Falte tiefen Gram aussprechenden Gesicht! Wie erschreckte dies halbverloschne, und doch von unterdrückter, leicht aufzuregender Energie dunkelflammende Auge! Dornburgs Herz verrieth seine Furcht durch gewaltige Schläge, und kaum hatte er soviel Fassung, in einem gleichgültigen Com-

pliment die Urſach ihres Beiſammenſeyns leicht zu berühren. — «

»Ich bin ungern hergekommen, Herr Baron — antwortete der Graf, mit jener männlich-tönenden Stimme, welcher Theodore weiland mit ſoviel Entzücken lauſchte — trauen Sie mir nicht zu, daß ich fähig wäre, den Frieden eines Mädchens, welches ich weit über allen Ausdruck liebe, für das Glück, ſie einmal wiederzuſehn, zu ſtören. Verdo[illegible]erz ſie zu entbehren, ſo lange als ein zehrendes, unheilbares Geſchwür in ſeiner Bruſt getragen hat, trägt den Feind ſeiner Ruhe und ſeines Lebens ſtandhaft bis dahin, wo neue Trennung neue Verbindungen ſchafft. Aber meine Mutter hat mich überredet. — Sie ſelbſt haben darein gewilligt; und ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihre Güte zu nichts benutzen werde, als mich einer Verzeihung zu verſichern, deren Ungewißheit mich bis daher ſchmerzlich gedrückt hat. — «

Dornburg fühlte sich bewegt; aber er war zu unruhig, um irgend eine Vorstellung festhalten zu können, und ging mit Mutter und Sohn, nachdem er diesem das Versprechen abgenommen hatte, sich ruhig zu verhalten, in den Eßsaal. Von hier schickte er zu Theodoren, und ließ sie zur Gesellschaft einladen.

Sie hatte sich, um ihrem Bräutigam jede Furcht wegen ihres Befindens und ihrer Gesinnungen zu benehmen, nach bestem Vermögen geschmückt. Frau von Siebenthal sah mit Schmerz, was sie that; ihre bekümmerte Seele ergoß sich in so ernsthafte Gespräche, in so traurige Gedanken, daß es Theodoren selbst auffiel. Sie errieth die Ursache im Allgemeinen wohl, und gab sich doppelte Mühe, durch scheinbare Heiterkeit ihrer Freundin allen Kummer zu benehmen. Die Scherze, die sie ihrem eignen blutenden Herzen abpreßte, verwundeten die zartfühlende Freundin, statt sie zu trösten; doch

foderten sie sie zu gleicher Kraftanstrengung auf, und sie betrogen sich beide durch erheuchelte Ruhe, bis der Bote kam. Theodoren war die Nachricht gleichgültig, aber Frau von Siebenthal konnte nicht verbergen, wie sehr sie erschrack. Sie umschlang den Hals der unglücklichen Freundin mit zärtlicher Heftigkeit, und weinte sprachlos. Aengstlich fragte Theodore nach der Ursach — es kam ihr nicht in den Sinn, daß die Gesellschaft Schuld seyn könnte. Es ist nichts, nichts — rief Frau von Siebenthal, als sie zu einiger Fassung wieder gelangt war — ich sah Dich an, ob an Deiner Kleidung etwas fehlte, und da überfiel mich Wehmuth bei dem Gedanken, daß die Freude, welche diese Reize jedem, der sie sieht, erwecken, dem Herzen der Eigenthümerin für immer mangeln soll. —«

»Mutter, o Mutter! — rief Theodore flehend — wollen Sie mich auch verlassen? — Einige Minuten senkte sie das Haupt

nachdenklich zu Boden; dann umarmte sie die Freundin feurig, nahm sie bei der Hand, und ging mit ihr festen Schritts zum Saale.

Sie tritt hinein, und sieht — ein Laut des Erschreckens drängt sich aus ihrer Brust — zitternd eilt sie zurück, um zu fliehn, aber ihre Kniee brechen, und die Arme ihrer Mutter fassen sie auf.

»Theodore! — ruft mit starker Stimme der unglückliche Walther — keine Gewalt vermag ihn zurückzuhalten — er stürmt hin zu ihr, er beugt seine Kniee vor ihr, und hebt beide Hände flehend zu ihr hinauf — »Vergieb mir, — ruft er — nur nicht zürnend stoße mich von Dir! — Das letztemal, wo ich Dich sehe, laß durch ein gütiges Wort in meine Seele Frieden wiederkehren. —«

Sprachlos vor Angst wehrt sie ihn, der sie nicht zu berühren wagt, mit beiden Händen ab — aber ihre Augen können von der geliebten Gestalt nicht lassen — sie fühlt in

ihrer Bruſt die ſtürmende Sehnſucht, in ſeine ausgebreiteten Arme zu ſinken — ſie neigt ſich zu ihm — ſie bebt wieder zurück — und verbirgt endlich ihr glühendes Angeſicht laut weinend in dem Buſen ihrer Freundin. —

Dornburg ſieht ſtumm dem Kampfe der Liebenden zu — Thränen füllen ſeine Augen, er zittert, er will ſprechen; und bewegt nur ſprachlos die Lippen. —

»Da ſo[illegible] endlich — daß ich eine Liebe, wie dieſe, trennen ſollte —« Er geht hin, nimmt Theodorens niedergeſunkene Hand, und reicht ſie Walthern — »Nehmen Sie ſie hin,« — ſagt er, und trocknet ſich die hervorquellenden Thränen — »und ſeyn Sie glücklich!« —

Da riß der Ueberglückliche ſein holdes Eigenthum an ſich, und mit einem Blick voll unausſprechlicher Liebe ſank ſie weinend, aber jetzt vor Entzücken, an ſeine Bruſt, und verbarg ihr Haupt an ſeiner Wange — und mit lautem Ruf der Freude eilten

die beiden Mütter zu dem hin, der das zerrissene Band edelmüthig wieder knüpfte, und schlossen ihn dankbar in ihre Arme. —

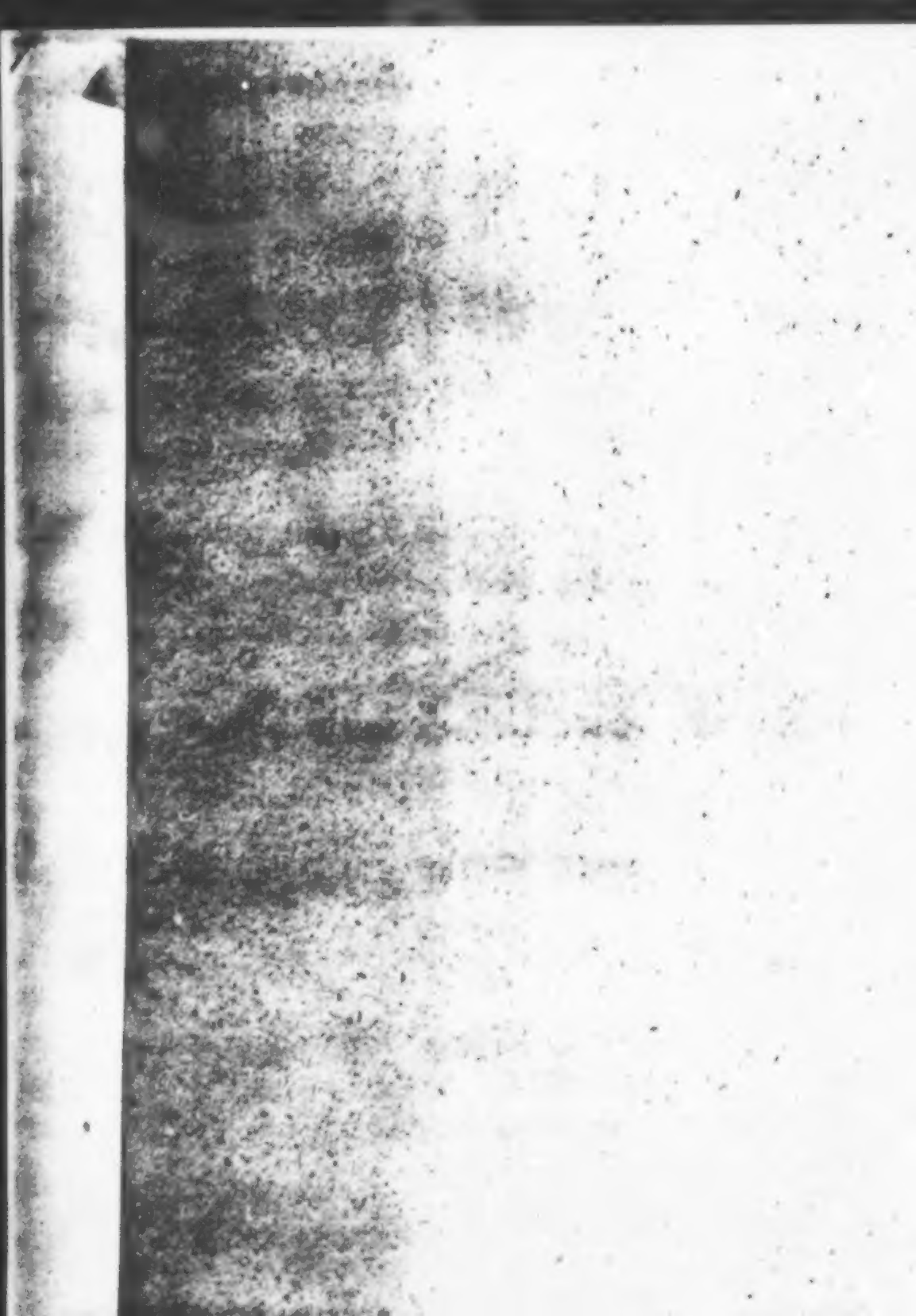
Seliger Augenblick! — aber nur der erste einer Verbindung, welche die Liebe gegründet, die Prüfung bewährt, die Tugend geheiligt, und zu reiner und ununterbrochner Glückseligkeit geweiht hatte! —

Z

Bei Tauchnitz in Leipzig sind neuerlich folgende interessante Bücher erschienen und durch alle gute Buchhandlungen und Lesebibliotheken zu bekommen:

Schloß Riesenstein, Roman mit und ohne Gespenster, von Friedrich Laun. 8. 2 Rthlr.

Possenspiele. Von Hans Heudunkel. 8. 1 Rthlr. 8 gr.



Der

Tag des Gerichts

und der

ewigen Verſöhnung.

Eine Chriſtliche Dichtung

von

Dr. Ludwig Auguſt Kähler.

Königsberg 1829,
bei Aug. Wilh. Unzer.

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

Mancherlei Zufälliges verband ſich, die Betrachtung deſſen, was dieſe Bogen andeuten, und das ich oft mit tiefſtem Ernſt erwogen, in mir ſo lebendig anzuregen, daß meine Gedanken augenblicklich in dieſe Dichtung übergingen. Möge der Geiſt, der mich dabei beſeelte, ſo kräftig und wohlthuend, als ich ihn empfand, in manchem Herzen wiedertönen.

Königsberg, den 11. April
1829.

Kähler.

Der Tag des Herrn.

Der Herr. Engel. Die Apoſtel.

Der Herr.

Der Tag iſt da, ihr meine Diener, Freunde,
Und Mitgenoſſen meiner Herrlichkeit,
Wo offenbar ſoll werden aller Welt,
Was ihr verkündet einſt in meinem Namen.
Vollendet hat die Erde ihre Zeit,
Im wilden Kampf der Elemente ſchwankt
Sie ſturmgetrieben durch des Himmels Räume:
Verloren hat ſie längſt der Sonne Licht,
Verſchwunden iſt die blühende Geſtalt,
Der Creaturen mannigfalt'ges Leben,

Erſterben ihrer Söhne Herrſcherſtamm;
Der Sünden wimmelt ſie als Dampf,
Aus deren tiefſten Gründen ſchießt zerſtörend
Die langverborgne Flamme frei empor;
Was geiſtig ſie geboren und genähret,
Und dann zurückgenommen in ſich ſelbſt,
Das regt in bangen Lebenswehen ſich neu,
Und ſtrebt in dumpfer Ahnung wieder auf.

(Zu den Engeln.)

Auf eilt! erwecket ſie aus langem Traum,
Und mahnt ſie an die Stunde des Gerichts.
Die Aernte iſt reif, thut eure Schnitterpflicht!
Verſammelt alle ſie um meinen Thron,
Daß ſie empfangen, wie ſie einſt gethan,
Bei Leibesleben, ſey's gut oder böſe! [1])

(Die Engel eilen hinweg.)

(Zu den Apoſteln.)

Euch aber wird's erfüllt, zehntauſendfältig,
Was ich verſprach, daß ihr mit mir auf Thronen

1) 2. Kor. 5, 10.

Sollt ſitzen, Richter über alle Welt [1]).
An eurem Spruche hängt das ew'ge Schickſal,
Das die Geſchlechter ruft zu Wohl und Weh!
So waffnet nun mit Weisheit euren Sinn,
Und prüft die Herzen, wie ihr ſie erkannt
Im reinen Spiegel ſelbſterfahrner Wahrheit;
Die ernſte Wage faßt in ſichrer Hand,
Der Himmel lenkenden Gerechtigkeit,
Daß nicht das Zünglein ſchwank' in Gunſt und Mitleid,
Nicht Haß und Eifer ſtörend es verrücke,
Daß mir kein fauler Knecht die Krone trage,
Die Wackern nur gebührt, kein Schwacher ſinke
Auf ewig in der Hölle Marterpfuhl,
Daß, wie den Brüdern ihr das Urtheil ſpracht,
Ich's bei dem Vater ewig kann vertreten.

Die Apoſtel ſchweigen. Nach einer Pauſe ſpricht

Petrus.

Ach Herr ich war's, der einſt verwegen fragte,

1) Matth. 20, 28.

„Was wird denn uns zum Lohn, die al'es wir
Verlaſſen, und Dir nachgefolgt?“ [1])
Da haſt Du uns dies Richteramt verheißen!
Doch wenn ich denke, welcher Sinn es war,
Der ſolche Worte legt' in meinen Mund,
Wenn ich der Nacht gedenke, wo Verrath
An Dir das Herz befleckt mir und zerriſſen,
Des Blicks, der blitzend traf die falſche Seele,
Der bittern Thränen, erſt an Deiner Milde
In neuen Lebens Sonnenlicht getrocknet,
Da ſcheint das hohe Wort mir Wort der Strafe,
Es ſinkt mein Muth, und meine Seele wagt
Nicht aufzuſchau'n zu denen, die da kommen.

Der Herr.

Iſt Dir's zu ſchwer, ſo tritt zurück. Es ſind
Die andern gnug für dieſer Stunde Werk.

Paulus.

Ach Herr, Du weißt, wie treulich ich gekämpft

1) Matth. 20, 27.

Für Deines hohen Namens heilig Reich.
Der Erde Leiden waren mir Gewinnſt [1]),
Die Schmach der Menſchen Ehr' und Ruhm vor Dir,
Weil Deine Gnade mich geſtärkt, das Wort
Des ew'gen Heils ſtatt Deiner zu verkünden.
Doch Herr, war ich's? So lang' ich irdiſch wallte,
Hat nicht der Sünde Macht mein Herz durchzuckt,
Und Heilung nur das nagende Gefühl
Der alten Schuld in Deiner Huld gefunden?
Die Sünder hab' ich aufgeſchreckt zur Buße,
Zum Glauben aufgerüttelt Zweifelnde,
Den Geiſt des Muths gehaucht in müde Kämpfer,
Gethan hab' ich was ich vermochte, und die Welt,
Ich weiß es, nennt drum heilig meinen Namen.
Doch Deine Gnade, Herr, die war's allein [2]),
Nicht ich Unwürdiger, der Sünder größter [3]).
Denn ich hab' Dich verfolgt, gehaßt, getödtet
In Deinen Treu'n, bei ihrem Weh' gejauchzt —

1) Phil. 3, 7. 8.
2) 1. Kor. 15, 9. 10.
3) 1. Tim. 1, 15.

O ſoll denn ewig dieſe Wunde brennen,
Und ſelbſt im Himmel dieſes Auge ſtrömen
Von Thränen, wie ich in Damaskus ſie geweint?
Nein, wenn das Schwert ich irdiſch je geführt,
Hier leg' ich's, Herr, zu Deinen Füßen nieder,
Und dieſe Wage nimmt nicht meine Hand.

Der Herr.

Ich zwinge keinen. Tritt auch Du zurück,
Und mögen Reinere Dich hier vertreten.

Johannes.

Ach Herr, zum erſten Mal erſchrickt mein Herz
Vor Deiner Himmelsherrlichkeit und Größe,
Und tief im Staube zitternd ehr' ich Dich.
Als ich auf Erden lag an Deiner Bruſt,
Da fühlt' ich wohl den Gottesſohn im Herzen,
Doch warſt ſo menſchlich Du, ſo gut und mild,
Daß Deiner Huld und Wahrheit ew'ges Licht
In meiner Seele Dunkel hoch erglänzte,
Als ſey von Ewigkeit ſie Dir verwandt.

So hab' ich Dich geſtammelt, nicht verkündet,
Denn keine Worte fand ich, um das Wort,
Das Deine Gegenwart in's Herz mir ſprach,
Zu deuten, wie ich liebend es gefühlt.
Und wie ich ſelbſt in Liebe Dich erkannt,
So hab' ich ſtets gelehrt auch, und gethan.
Der Eifer, den Dein Vorwurf einſt getroffen [1]),
Um den Du mich des Donners Kind genannt [2]),
Ach Herr, er iſt zu lauter Milde worden,
Seit mich Dein Geiſt im Leben hat geführt.
Gleich Dir, dem guten Hirten, hat mein Sinn
Geſucht theilnehmend das verlorne Schaaf;
Den Räuberjüngling [3]) hab' ich Dir gewonnen,
Mit Schelten nicht, ach nein, mit Vatergüte,
Und Liebe war des Sterbenden Gebot
Als ich verließ die trauernde Gemeine.
Es war ja Deins in jener Schreckensnacht

1) Luc. 9, 54 — 56.
2) Marc. 3, 17.
3) Euſeb. Kirchengeſch. B. 3. Cap. 23.

Als zagend wir nur dachten Deinen Tod [1]);
Ein andres kenn' ich nicht und kann ich nicht!
Mir gieb die Wage nicht, denn meine Hand
Sie würde zittern, wenn ich sie ergriffe,
Und falsches Urtheil spräche dann ihr Loos!
Die Mutter Dir zu pflegen, war ich stark,
Dein Richteramt zu pflegen fehlt mir Kraft.

Der Herr.

Auch Du, Johannes? Du, mein Auserwählter?
In jener Stunde hielt'st Du bei mir aus,
Von ferne zwar, doch treu, und jetzt verlaßt
Ihr alle mich zum zweiten Mal? Ist keiner
Der diesen Kampf, den Kampf für ew'ges Recht,
Bestehen will mit mir zu meiner Ehre?

Die andern Apostel.

Ach Deine Ehre, Herr, wir tragen sie
Anbetend tief in unsrer treuen Brust.
Doch weißt Du, zaghaft waren wir ja stets,

---

1) Joh. 13, 34—35.

Nur Deines Geiſtes Kraft hat uns geſtählt,
Dir treu zu ſeyn war unſer ganzer Ruhm.
Du ſelbſt haſt uns erwählet, wir nicht Dich [1]),
Und ſeit wir Dich erkannt, iſt jener Muth,
Womit der Menſch den Menſchen kühn verurtheilt,
Für immer uns entflohn. Nicht auf uns ſelbſt,
Auf Dich allein hat unſer Wort gewieſen.
So thu' es ſelbſt, was dieſe Stunde fodert;
Uns drückt der Menſchenſeele Schwachheit nieder,
Die Weisheit fehlt, die Herzdurchdringende,
Der Geiſt des Rechts, der Unerſchütterte,
Und keiner mag die Richterwage nehmen.

Der Herr.

Wie? hab' ich ſchwache Menſchen mir erzogen
Zu ewigen Genoſſen meines Reichs?
Zu bangen Sündern ſoll ich mich geſellen,
Mich, dem die reinen Engel ſtehn zum Dienſt?
Ihr wollt des Vaters heilig Antlitz ſchau'n,

1) Joh. 15, 16.

Und könnet ſeines Waltens Ernſt nicht tragen?
Den Geiſt der ew'gen Wahrheit gab ich euch,
Auf euer Wort hat eine Welt vertraut,
Auf dieſen Tag hat ſie geharrt, die Hälfte
In froher Hoffnung, tiefentſetzt die andre;
Und nun ſteht ihr unwiſſend da und ſchwankt
In eures Menſchenherzens Bangigkeit,
Als hätt' euch nie der Höhe Strahl berührt?
Als Herr gebiet' ich, thut wie euch gebührt!
Schon naht der Auferweckten Schaar, es füllt
Des Aethers Raum ihr eilendes Getümmel,
Es jauchzt der Freude Ruf, es dröhnt Geſchrei
Der Angſt, es ſtürmt wie Meeresbrauſen —
Jetzt iſt die Stunde meiner Herrlichkeit,
Und euer Spruch ſoll richtend ſie verkünden.

(Die Engel führen die Geiſter der Menſchen herbei, und ordnen ſie um den Thron des Herrn.)

Der Herr.
(Zu den Menſchen.)

Zu neuem Leben ſeyd ihr nun erwacht,
Und hier verſammelt, um des Vaters Rath

Von Ewigkeit lebendig zu erkennen.
Verkündet hab' ich ihn im dunkeln Wort,
Vollendet wird er heut' in lichter That.
Ein Richterwort will ich heut' zu euch ſprechen
Das Mark und Bein durchdringt, und die Gedanken
Der Herzen trennet, ein zweiſchneidig Schwert [1]).
Doch viel zu hoch iſt euch das Recht des Himmels,
Das heilige, unwandelbare Recht,
Wie Gott der Herr es trägt in ew'gem Geiſt.
Nach menſchlichem Geſetz wird zugewogen
Was menſchlich ihr verdient, und was verſchuldet,
Und darum ward ich Menſch, daß ich es könnte.
Wohlan! iſt einer unter euch, der darf
An meine Seite eines Herzens treten,
Der nie mit Wolluſt ſeinen Leib befleckt,
Mit lüſternen Gedanken nie die Seele,
Der nie der Wahrheit heimlich widerſtrebt,
Der Lüge nie gehuldigt wiſſentlich,
Der nie des Rechten ſtarren Sinn gebeugt

1) Ebr. 4, 12. 13.

Bis er geſchmeidig ſeinen Wünſchen diente,
Der nie mit Neid des Andern Glück geſchaut,
Mit Schadenfreude nie des Glückes Sturz,
Der nie im Zorn entbrannt den Bruder ſchmähte,
Nie ſog der Rache Luſt mit durſt'ger Seele, —
Iſt einer unter euch von Sünden rein,
So tret' er neben mich, und richte heut
Mit meinem Recht und meiner Macht die Brüder.

(Tiefe Stille.)

(Adam und Eva treten vor Hand in Hand.)

Adam.

Ach Herr, Du kenneſt mich, denn Du kennſt alles!
Unſchuldig trat ich einſt hervor an's Licht
Der ſchönen mir zum Sitz erſchaffnen Welt;
Gleich ſanften Wellen traf den offnen Sinn
Ringsum aus blühender Natur nur Luſt;
Doch ſchwebt' ein ernſter heiliger Gedanke
Auf all' der reichen Lebensherrlichkeit,
Als wie auf lichter Wolk', ein Bild mir gleich,
Unſichtbar meinem Sinn, vernommen doch

Von meinem Geiſte klar im hohen Wort.
Dem neigt' ich mich mit Lieb' und Ehrfurcht zu,
Wie ich vor Deinem Glanz, o Herr, mich neige,
Und bracht' ihm dankbarfroh die Seele dar.
Und als nach kurzem Schlummer mir wie Traum
Erſchien ein Götterbild zur Seite lebend,
Auf Wolken nicht, auf Erden mit mir wandelnd,
Als ich die Gattin ſah, und Wort um Wort,
Und Blick um Blick, und Lieb' um Liebe tauſchte,
Da war der Sinn des Lebens mir vollendet,
Und doppelt mir das Schöpferwort bezeugt,
Das mich und ſie, den Menſchen, rief an's Licht,
Und Licht, und Welt, und Wonne, uns beſchieden.
Da brannte auf vom Altar unſrer Herzen
In heil'ger Flamme lauter Andacht Preis,
Und ſeinem Willen weihten wir den unſern.
Doch, unglückſel'ge Stunde, wo die Luſt,
Die ſchmeichelnde, das unbewachte Herz
Ergriff, und von der Gattin Hand gereicht
Verbotne Frucht erlaubt mir ſchien und recht! —
O weine nicht, Du meine zweite Seele,

Und klage nicht des Augenblicks Dich an,
Denn nimmer trenn' ich meine Schuld von Dir.
Dein Herz iſt meins, nie mag ich's von Dir ſcheiden,
Und Eden ſelbſt verlöre ſeinen Glanz,
Sollt' ich's unſchuldig ohne Dich beſitzen.
Die bittern Thränen haſt Du mit geweint,
Das inne Graun haſt Du mit mir getheilt,
Der Strafe Laſt haſt Du mit mir getragen.
Die Freude, die vor unſrer Nähe floh,
Haſt Du mit mir, haſt Du für mich geſucht,
Die eine Freude blieb, daß wir uns liebten
Noch blieb des Schöpfers Güte mir, denn Du,
Ihr edelſtes Geſchenk, war mir gelaſſen.
Doch ach, der Friede war dahin, das Saitenſpiel
Unſchuld'ger Luſt im Herzen uns zerriſſen;
An klagten innerlich ſich die Gedanken;
Die Sorge trieb den Sinn mit ſchaufer Geißel.
Verſchwunden war des Willens Sicherheit,
Und kaum gethan ſchien meine That mir fremd
So wuchs ein unglückſeliges Geſchlecht
Aus unſerm Bunde wild und ſcheu empor,

Es trug der Aeltern Schuld im büſtern Sinn,
Und mehrte ängſtig wuchernd ihre Sünde.
Den Tod erlitt ich tauſendfach im Sohn,
Und Lieb' und Fluch, ſie ſtritten mit Entſetzen
Mir im gebrochnen Herzen um das Wort.
O Herr, aus ſolchem Saamen ſind erzeugt,
Die wunderbar ein unbegriffner Rath
Zahllos wie Sand am Meeresufer ließ
Nach meinem Bild auf Erden ſich ausbreiten
Hier ſteht der Abnherr, nicht der Schuldigſte,
Und doch der Schuld, der unermeßlichen,
Die ihre Seelen drückt, Anfang und Grund
Wo wäre da die Stimme des Gerichts,
Wo unter allen meinen Kindern eins,
Das ſich erheben möchte aus der Zahl
Der Brüder, und mit ſtolzem harten Sinn
Verdammen da, wo alle drückt die Schuld?
Belohnen da, wo keiner hat verdient?
Nicht ungerechte Richter kannſt Du wollen,
Wo Menſch dem Menſchen ſpricht das ew'ge Recht,
Da iſt kein Recht als Reue und Vergebung.

Der Herr.

(Zu den Menſchen.)

Des Ahnherrn Worte habt ihr jetzt gehört.
In ſeiner Schuld klagt er euch alle an,
Iſt einer, der gefehlt nicht hat, wie er?

(Alle ſchweigen.)

So haben alle denn, wie er, geſündigt,
Und alle ſind verworfen im Gericht.

(Pauſe.)

Doch weil das Maaß von allen keiner füllt,
So mag Barmherzigkeit den Mangel decken.
Die Strafe hab' ich einſt mit euch getragen,
Des Todes Graun an eurer Statt gefühlt,
Und Gnad' in meinem Wort verheißen allen,
Die in mir glaubten den, der mich geſandt,
Und meinem Erdenwandel folgten nach.
So nehme denn der Abgrund hin die andern,
Daß ſie empfangen Tod, wie ſie verdient.
Doch die zum Eigenthum ich mir erkauft,
Zum neuen heil'gen Volk im ew'gen Reich,
Erſcheint vor mir, ihr meine Auserwählten!

(Zu den Engeln.)

Bringt mir die Lehrer her, die Glaubenshirten,
Denn leuchten ſollen ſie in meinem Reich [1])
Wie Sterne, und zuerſt aus meinem Mund
Der Gnade Richterſpruch für ſich vernehmen,
Und dann mit mir vollziehen das Gericht.

(Die Engel bringen eine Maſſe einzelner Haufen mannigfaltiger Geſtalt herbei.)

Viel der Sä'männer ſind! Wie ſchwillt das Herz
Mir auf vor Luſt der Aernte, die ſie bringen!
Warum geſondert aber ſteht ihr hier,
Die ihr dem Einen Geiſte habt gedient?
Denn Eine Heerde ſolltet ihr mir bauen
In Einem Sinn, der ew'gen Liebe Tempel.
Nicht ſeyd allein ihr das, was ich auch wollte,
Sagt an, was ſeyd ihr Beſſres oder Schlecht'res?

Einer tritt vor.

Herr, Deiner Ehre Glanz feſt zu bewahren,
Und Deines heil'gen Glaubens hohes Pfand,

---

1) Daniel, 12, 3.

Wie Du die heil'gen Zwölf ihn einſt gelehrt,
Und ſie die Schüler, dieſe wieder andre,
Und ſo Geſchlecht ihn auf Geſchlecht gefaßt,
Das war die Sorge, der wir treulich lebten.
Biſchöfe haben wir drum eingeſetzt
Nach Deinem Willen, heil'ge Kirchenfürſten,
Das blinde Volk nach ihrem Wink zu leiten.
Aus Höhlen, wo die Väter Dir gedient,
Hat unſer Thun in hoher Tempel Dom
Und Deiner würd'ge Pracht Dich eingeführt.
Viel ſchöne Bilder haben wir geſchnitzt,
Um, wie in Gleichniſſen das Volk Du lehrteſt,
Den trägen Sinn zur Andacht anzuſpornen.
Mit regem Glockenſchall hat unſer Fleiß
Zu täglich neuem Gottesdienſt getrieben,
Und den Gedanken des, was heilig heißt,
In tauſendfache Sitten eingeprägt.
Und um uns ſelbſt im Glauben feſt zu gründen,
Den allen hat Dein Ernſt als Reichsgeſetz
Der Seligkeit aus Herrſchermacht geſtellt,
Hat unſern Sinn Dein heil'ger Geiſt geſtärkt,

Daß des Geheimſten Tiefe wir gemeinſam
Betrachtet, und was Offenbarung ſey,
Und um die Seligkeit ſoll glauben Jeder,
In feierlichen Schlüſſen dargeſtellt.
So haben wir die eine, heilige,
Die apoſtoliſche und allgemeine Kirche,
Mit Fleiß zu Deiner Ehre aufgebaut,
Und, wie wir von den Vätern ſie empfangen,
Die Frömmigkeit bewahrt bis dieſen Tag,
Dem Kleinod gleich, das, ringsum reich verzieret,
Mit ſchauerlicher Luſt und heil'ger Scheu
Vom Vater ſtets empfängt der Sohn als Erbe.

Ein andrer.

Nicht ſie allein, o Herr, trifft dieſer Ruhm,
Und prahlend treten ſie vor Dich als erſte.
Für Deine Kirche haſt Du ja geſorgt
Recht königlich, und ſie der Zwietracht nicht
Zufälliger Regierung hingegeben.
Die Schlüſſel hat Dein erſtgeborner Sohn
Der heil'ge Petrus dort von Dir empfangen,

Und auf den Bischoffitz von Rom vererbt,
Und Macht verliehn zu lösen und zu binden,
Wie Fürsten das geziemt in ihrem Reich.
So ist bei uns nicht gleiches bloß geschehn,
Für Deines Namens Dienst und heil'gen Glauben;
Gleich einer Hofburg haben in die Luft
Wir Deiner Kirche Himmelsbau geführt,
Zuerst zum Schutz, zur Weltbeherrschung dann;
Und weil die Einheit war, die kräftige,
Die stellvertretende, kraft Deines Amts,
So hat Dein Arm durch Deiner Diener Kraft
Die Heiden bald gesegnet, bald zerschmettert,
Bis sie anbeteten vor Deinem Kreuz.
Und wie Du selbst verlangt von Deinen Dienern,
So haben wir gethan, und Aeltern, Gatten,
Kind, Bruder, Schwester, Haus und Vaterland,
Verlassen, jede Pflicht in Staub getreten,
Der großen Pflicht in Deinem Ruf zu gnügen.
So ist das Senfkorn Dir der Baum geworden [1]),

---

1) Matth. 13, 31.

Der weit die Welt mit ſeinem Schatten deckt.
In unſrer Kirche hat er ſeine Wurzel
Und ihren Namen ſprechen ſeine Zweige.

Der Herr.

O weh! O weh! Der Blinden blinde Leiter! [1])
So habt ihr meinen reinen Geiſt verkehrt,
Habt Menſchentrug und Tand an Wahrheit Statt,
Statt Brotes Stein den Hungrigen gegeben!
Geheimes habt ihr grübelnd durchgeforſcht,
Statt offenbar, was ſelig macht, zu lehren,
Der Herrſchaft habt ihr eifernd nachgeſtrebt,
Statt rettend einer Bruderwelt zu dienen,
Im neuen Schlauche noch der alte Wein,
Im Schein des Glaubens noch der Werke Stolz!
Und Richter ſolltet ihr der Menſchen ſeyn
Die lebend nicht des Herzens Ruf verſtanden?
Zur Seite geht und wartet eures Spruchs.

---

1) Luc. 6, 39. Matth. 15, 14.

Ein andrer.

Mit Ehrfurcht, Herr, und Freude hören wir,
Wie Du beſtätigeſt, daß die geirrt.
Auch hat zu ſeiner Zeit nach langem Trug
Dein Wort das Licht der Wahrheit wiederbracht.
Den falſchen Geiſt hat unſer Thun entlarvt,
Und eine neue Kirche Dir geſammelt,
Die Menſchen nicht gehorcht, nur Deinem Wort.
Drum haben wir dies Wort, das ſelig macht,
Geſtellt zum ew'gen Grundſtein Deines Tempels,
Und haben Deinen Glauben 'rausgeleſen
Mit großem Fleiß, mit täglichem Studiren,
Daß auch kein Buchſtab ſollte uns entgehn,
Den Deines Geiſtes Griffel aufgezeichnet.
So haben wir gepredigt früh und ſpat,
Und Deines Geiſtes Schwert im Wort gebraucht;
So haben wir die Wiſſenſchaft erbaut,
Die weit und unermeßlich, kunſtvoll, reich,
Der Wahrheit Schatz in ihrem Bau beſchließt,
Mit Gründlichkeit und Eifer kräftig ſchützt,
Und mit Kritik und Scharfſinn täglich mehrt.

So warfen wir den Götzendienſt zu Boden,
Der Deines Namens Recht ſich angemaßt,
So riſſen ämſig wir das Unkraut aus,
Das wuchernd ſich in Deine Aernte drängte.
Ja wie der Glaub' an Dich all unſre Tugend,
War Deine Weisheit auch all unſer Stolz,
Und wie Dein Wort die Rede unſers Mundes,
War's unſers Sarges heil'ger Ehrenſchmuck.
So haben wir's den Geiſtern eingeprägt,
Daß Du Dein Eigenthum daran erkenneſt,
Und Deiner Diener eifervolle Treue.

Ein andrer.

Wohl löblich iſt, was dieſer ſagt, und uns
Hat gleicher Sinn zu gleicher That geführt.
Auch unſre Hülfe hat Dein Volk befreit
Vom eiteln Blendwerk der Abgötterei.
Doch blieben jene ſtehn auf halber Bahn,
Und wollten einfach nicht Dein Wort verſtehn.
Bald ſuchten ſie geheimen tiefen Sinn
Im Wort, wie Du bei'm Trennungsmahl bezeichnet

Die Gegenwart des eignen Leibs und Bluts,
Bald wollten ſie nicht das Geheimniß faſſen,
In welches Du der Gnade Wahl gehüllt.
Die Tempel ſchmückten ſie mit Lichtern, Bildern,
In bunten Meßgewanden prunkten ſie,
Mißbrauchten Deines Kreuzes heilig Bild,
Von Holz und Steinen bauten ſie Altäre,
Und ſtatt der Pſalmen, die Du ſelbſt geſungen,
Erwählten ſie der Weltgeſänge Luſt.
Drum ſind ſie uns zum offnen Gräuel worden,
Und der Anbetung treu in Geiſt und Wahrheit
Hält unſer Sinn ſie ſtets von uns entfernt.

Der Herr.

O weh, o weh! Der Blinden blinde Leiter!
So habt des Wortes Hülle ihr gefunden,
Und ſeinen Lebensgeiſt vernommen nicht?
Den Leib habt ihr mit Sinnen baß geplagt,
Und vor euch liegt's einfältig offen da;
Gerenkt habt ihr die Wahrheit ein und aus,
Und friſch in Jugendkraft gab ich ſie hin;

Geſtritten habt ihr um die Seligkeit,
Und Fried' und Liebe bringt ſie doch vor allem:
Geheimniß habt ihr da und dort geſucht,
Doch giebt's für fromme Herzen kein Geheimniß,
Es liegt in mir des Vaters Gnade da,
Und ruht wie Sonnenſchein auf grüner Au;
Geſang und Bild hat kindiſch euch entzweit,
Und habt geſprochen doch von meinem Kreuz,
Wo ich verſöhnt den Himmel und die Erde!
Und ihr ſollt Richter über Menſchen ſeyn;
Die ſtets Buchſtaben nur, nie Geiſt erkannt,
Den leiſen Laut der Wahrheit nie gehört,
Hartherzig polternd immer überſchrien?
Zur Seite geht, und wartet eures Spruchs.

Ein andrer.

Du ſiehſt uns, Herr, von jenen Fehlern frei.
Mit Geiſtesſchärfe haben wir die Zeit,
Worin Du lebteſt, richterlich gewürdigt,
Und wohl erkannt, daß Deines Wortes Ernſt
Die bildungsloſe Menge falſch vernahm.

Drum haben wir die Bilder und die Lehren,
Des Aberglaubens Dienſt und Wiſſenſchaft,
Von unſerm Chriſtenthum mit Fleiß entfernt,
Und auf das Thun den Glauben eingeſchränkt.
Vortrefflich haſt Du ſelbſt das angemerkt
Und biſt mit hohem Beiſpiel vorgegangen,
Und wie Du Dir den eignen Werth erwarbſt
Durch Deines Willens unbezwungne Kraft,
So iſt an Deinem Bild uns klar geworden,
Daß jeder Menſch ſich ſelber ſelig macht.
Drum haben wir die Menge ſtreng' ermahnt,
Daß ſie des eitlen Glaubens ſich entſchlage,
Sich haltend an ein ernſtgeſetztes Thun,
Und mit dem Willen faſſe Deinen Geiſt,
Um eigner Tugend Frucht ſich zu gewinnen.

Paulus.

Wer hat dies Evangelium verkündet?

Der vorige.

Es iſt Dein Evangelium verbeſſert.

Der Herr.

(Winkt dem Apoſtel Schweigen gebietend.)

Es iſt genug — noch iſt ein Haufe übrig.

Ein andrer.

Ach Herr, uns bricht das Herz bei jener Rede!
So hebt der Tugendſtolz ſein ſündlich Haupt,
Und achtet nicht Dein heilig theures Blut,
Nicht Deine tiefen gnadenvollen Wunden!
Doch wir, von Deiner Gnade Wunderkraft
Gerührt, wir haben den Geſetzestod erkannt,
Und Dein Erbarmen demuthsvoll ergriffen.
Wir ſind dem Bilderdienſt, der Wiſſenſchaft,
Und dieſer Tugendmäkelei entflohn,
Und einzig Deines Blutes Süßigkeit
Hat unſer ſündbeklommnes Herz erquickt.
So haben wir der Rede Prunk gemieden,
Der eiteln Gründe täuſchendes Gewicht,
Die kraftlosleere Stimme der Belehrung,
Und nur mit Deinen und der Jünger Worten
Die horchenden Gemeinen übergoſſen,

Nicht greifend in des Geiſtes heilig Amt.
Als zu den Kindlein haben wir geredet
In heil'gen Bildern bunt und mannigfaltig,
Ergötzt, gerührt das gläubige Gemüth.
So haben wir ein Häuflein Dir errettet,
Das nur in Deiner Wunden Schutz ſich birgt,
Und Deinen Namen ehrt, wie ſich gebührt,
Und halten wirſt Du ihm was Du verheißen.

Der Herr.

O weh, o weh! Der Blinden blinde Leiter!
Ihr, die den Ruf der Tugend ausgeſprochen,
Und hier gewieſen auf mein Lebensbild,
Nicht zwar das Böſe habt ihr ausgeſtreut,
Und nicht das Gute habt ihr frech vernichtet.
Doch, was das Höchſte bleibet im Geſetz,
Barmherzigkeit, die habet ihr vergeſſen.
Die Noth, die tief im Menſchenherzen wohnt,
Schmerzvoller Seelen troſtbedürftig Sehnen,
Des bangen Sünders innerlich Bedürfniß,
Hat euer eitles Rühmen nie erkannt.

Wie, meint ihr, daß den bittern Tod am Kreuz
Um meiner Tugend willen ich erduldet?
Ach iſt kein Menſch denn, der mein Lieben faſſe? —
Und ihr, die glaubt mich würdiger zu ehren,
Wenn ihr mit Thränen und mit Seufzern ſprecht
Von meines Blutes Kraft und eurer Sünde,
Wann hat mein Mund mit ſolchem Tändelwort
Die Zeichen meiner That der Welt gedeutet?
War's nicht des Himmels Geiſt und Freudigkeit,
Die ich an Tod und Leben feſtgeknüpft?
Hier ſtehen meine Jünger; welcher hat
In lauter Traum, und Bild, und Sinngefühl,
Gebuhlt um eitler Seelen müßig Regen?
Nicht iſt's der Stolz, doch auch die Schwachheit nicht,
Die zu Gerichte ſitzt bei Menſchenthat,
Die Einſicht iſt's, mit Recht und Mild' im Bunde;
Drum taugt auch ihr nicht für mein heut'ges Werk.
Zur Seite geht, und wartet eures Spruchs.

(Zu Petrus.)

Was denkſt Du, Petrus, was ſind dieſe werth?

Petrus.

Ach Herr, ich ſehe ſie erſtaunt mit Jammer!
Doch dünket mich, was ſchwache Menſchen thaten,
Das trägt die Zeichen immer des Geſchlechts.
Nicht Menſchenthun iſt ja dem Werke gleich,
Den Anfang gabſt Du einſt, das Ende jetzt.
Dein und des Vaters unſichtbarer Geiſt
Der iſt's allein, der überall das Reich
Durchdringt mit ſeiner Kraft, und mannigfaltig
Die Geiſter weckt nach ſeinem Wohlgefallen [1]).
So haben wohl die Alle auch gethan
Was ſie vermochten, ſey's viel oder wenig,
Und ſelbſt verhüllt vom blind einſeit'gen Sinn
Hat ſich Dein Wort die Himmelsbahn gebrochen,
Wo ſie's nicht wollten, wie ſie's nicht erkannten.
Jetzt ſtehn ſie da in Scham vor Dir gebeugt,
Und ihrer Thorheit Nebel fällt zu Boden,
Von Deinem Licht getroffen. Nun ſo gieb,
Wie Du gewohnt, auch dieſen überſchwenglich.

1) 1. Kor. 12, 4—11.

Der Herr.

(Zu den Lehrern.)

So ſammelt euch, und ſtehet mir zur Seite,
Auf daß ihr lernt die Wahrheit im Gericht.

(Zu den Engeln.)

Ihr aber führt der Gläub'gen Menge her,
Von jener Männer Eifer mir erworben.

(Die Engel bringen eine große Maſſe von Gläubigen, die eben ſo wie die Lehrer ſich in einzelnen Partheien ſammeln.)

Der Herr.

Ach Seelen viel, und Augendiener viel,
Die Aernte groß, der Früchte Werth gering!
Von ihren Lehrern ſind ſie nur der Nachlaut,
Wie tauſendſtimm'ger Ruf des Wiederhalls
In immer leiſ'res Summen ſich verliert.
Doch haben meinem Namen ſie vertraut,
Und Himmelsluft wird ihren Geiſt nun heben:
So führet ſie zu ihren Lehrern hin,
Zu ſchauen die Vollendung des Gerichts.

(Es geſchieht. Er ſchaut auf die übrige Maſſe.)

Die Augen richt' ich nun hin auf das Meer,
Das trüb' und wild vor meinen Blicken wogt.
Die ſind's, die ihrer Sünde Marterkampf
Von außen zeichnet, innerlich durchwühlt.
Von widrigem Gewimmer ſchwirrt die Luft,
Und krampfhaft ſchwankt das Ganze hin und wieder.
O haſt Du, Erde, Deiner Kinder Zahl
Geboren nur zur Schande und zum Fluch?
Und beſſer hat, und meines Beifalls werther
Gefunden keiner ſich, als dieſe hier,
Die mich umflehn im Schamgefühl des Nichts?
Die wider Willen hat mein Geiſt getragen?
Doch ſieh! am fernſten Rande des Gewühls
Erhebt aus ſchwarzem Grunde ſich ein Glanz,
Wie hell die Sonne ſteigt aus grauer Flut.
Die letzten ſind's des grauſigen Getümmels.

(Zu einem Engel.)

Auf! eile Du, und bringe ſie zu mir
Die Sternen gleich im reinen Licht dort ſtrahlen.

(Auf die große Maſſe ſchauend.)

Hier hält das Böſe ſeine Muſterung
Und ſammelt ſeine wüſten Schaaren an,
Zu Hundert, Tauſend, und Zehntauſenden.
Dort klebt der Schlemmer niedriges Gewürm
Gleich einem Klumpen formlos bleich zuſammen.
Dort ſtrebt dem Bilde gräßlicher Verzerrung
Die Wolluſt wechſelnd fruchtlos zu entfliehn.
Dort treibt in Wirbeln ſich die Ehrſucht um,
Dort lauſcht der Geiz, die Falſchheit, die Verläumdung.
Dort brüllt die Grauſamkeit ihr Angſtgeſchrei
Vergeltung iſt der einige Gedanke,
Der gleich dem Wahnſinn ihre Seele greift,
Und wie Meduſenhaupt ihr Sinnen feſſelt.
Doch ſieh, dort naht die ſternenhelle Schaar!
O Wonne meines Herzens! Ja, ihr ſeyd's
Die ich geſucht, gewollt, ſeyd meine Menſchen,
O tretet her, ihr meine Auserwählten! —

(Sie ordnen ſich um ihn.)

Seyd mir gegrüßt! Die leuchtende Geſtalt,
Die euch, die Neuerweckten, jetzt umgiebt,
Sie ſpricht es aus, die Stunde iſt gekommen,

Wo euer Glaube wird beglücktes Schau'n [1]).
Nicht darf ich fragen nach des Lebens That,
Denn eures Lebens Sinn liegt offen mir.
Der dunkle Kern, wo Böſes ſich erzeugt,
Und bald zerſtörend vor in Flammen bricht,
Er iſt in euch zum Lebenspunkt verklärt,
Aus welchem rings ein reines frohes Wollen
Als Geiſtesſonne ſeine Strahlen wirft.
Ihr ſeyd das königliche Volk, das Volk
Des Eigenthums, der heil'ge Prieſterſtamm,
Erkoren meine Tugend zu verkünden,
Der ich berufen euch zu meinem Licht [2]).
So nehmt Beſitz vom ew'gen Sohneserbe,
So gehet ein zu Eures Vaters Haus! [3])
Nicht ſeyd ihr mehr, was ihr auf Erden wart,
Nicht Fürſten, Bettler, Weiſe, Mütter, Kinder,
Ein neu Geſchlecht, und doch das alte ſtets.

---

1) 2. Kor. 5, 7. 1. Kor. 13, 12.
2) 1. Petr. 2, 9.
3) Joh. 14, 2, 3.

So nehmet Abſchied von der Menſchheit jetzt,
Und bringt des Prüfungslebens letztes Opfer,
Mit mir zu richten die gefallnen Brüder!

(Zu den Engeln.)

Auf, treibet her den dunkeln Schwarm der Böſen!

(Die Böſen nähern ſich. Aus der Schaar der Auserwählten tritt ein Kind.)

Das Kind.

Ach Herr! ſo mild biſt Du in Deiner Hoheit,
Daß ich's wohl wagen darf zu Dir zu reden.
Was bin ich doch, daß Du ſo gütig biſt?
Es hat die Mutter täglich mich zu Nacht
Das heilige Gebet gelehrt zu Gott dem Vater!
Da wurde mir ſo wohl in Herzenstiefe,
Wie helles Licht umgab es meinen Sinn,
Aus dem ein Auge zu mir ſprach, wie Deins.
So hab' ich Tag für Tag dahingelebt
In ſtillem Spiel und freundlichen Gedanken,
Bis mir ein ſanfter Schlaf die Seele löſte.
Wie könnt' ich nun Gericht wohl mit Dir pflegen,
Der ich nicht weiß, was jene ſind und thaten?

Eine Mutter.

Ach Herr! zum Kinde tret' ich frohen Muths.
Denn nimmer hab' ich doch was Gut's gethan,
Als daß ich ſeine Seele freundlich pflegte,
Und, wie ich ſchuldig, treu dem Gatten war,
Und meines Hauſes wache Pflegerin.
Kurz hab' ich Dich gekannt, was Dir gethan?
Den Prieſter hab' ich wohl gehört, doch nicht verſtanden,
Die heil'gen Beugungen und die Gebete,
Sie hab' ich wiſſentlich wohl nie verſäumt,
Doch that ich's nur, weil man mich ſo gelehrt.
Doch wenn in Deinem Namen mir der Spruch
Erklang: die Kindlein laſſet zu mir kommen —
Da dacht' ich, weil es lebte, meines Kindes,
Und Dir verhieß ich's dann zum Eigenthum.
Und als es ſterbend mir das Herze brach,
Den bleichen Engel meine Thränen netzten,
Da traut' ich Deinem Wort, es ſey bei Dir.
So war das ſtille Gute meine Welt,
Wie möcht' ich richten jetzt die große Welt des Böſen?

Ein Tagelöhner.

Ach Herr! ein Knecht zu ſeyn bin ich gewohnt,
Und ſcheu nur naht' ich dem, was menſchlich hoch;
Doch ſo demüthig biſt Du und ſo ſanft,
Daß Du ein kühnes Herz in mir erweckſt.
In ſtillem Fleiße wuchs ich auf und Zucht,
Und hörte gern die Predigt Deines Worts.
Da tratſt Du vor mich, wie ich jetzt Dich ſchaue,
Und ſtrahlteſt Licht mir in das dunkle Herz,
Daß fröhlicher die Arbeit mir gelang.
Das Wort — wer iſt auch im Geringſten treu,
Den will ich ſetzen über viel — das hielt
Ich feſt, wenn ich mich ſchlafen legte,
Und träumte ſelig dann von Deinem Himmel.
Und wenn ich trüben Sinnes einen ſah,
Ein Herz in Noth, ein Aug' in bittern Thränen,
Und nicht zu hoch von Stand er war und Würde,
Da trat ich zu ihm Deiner eingedenk,
Und ſprach zu ihm, wie Du zu mir geſprochen.
So iſt ja alles Dein, Herr, was ich bin;
Wie könnt' ich armer ſchlechter Mann es wagen,

Zu richten über das, was dieſe ſind?
Gieb mir das Theil, das Deine Huld beſtimmt
Doch laß mich los von dieſer ſchweren Pflicht.

Ein Wilder.

Nie hab' ich Dich geſehn, noch Dich gehört,
Doch nennt mein Herz mit Freuden Dich den H
Zu wildem Jägerleben wuchs ich auf,
Da ſprach der Waſſerfall, da ſprach der Wald,
Da ſprach die Sonne mit vom großen Geiſt,
Der ſtark wie Blitz, und freundlich iſt wie Licht
Dem gab ich meine Seele horchend hin,
Und traut' ihm feſt, und dankte ſeiner Milde.
So war mein Herz nicht mehr das Jägerherz,
Es war ein ſanftes Kinderherz geworden,
Worin die Rache ſchwieg, und Liebe ſprach.
War ich's doch nicht, war's doch des Geiſtes St
Und nichts hab' ich gelernt, als ſie zu hören.
Wie möcht' ich mögen die geheime That,
Die tiefverborgen ihre Wurzeln ſchlug?
So richte Du, nicht ich, was dieſe ſind.

Ein Jude.

Ach Herr, verſpottet hab' ich Dich wohl nicht,
Doch nicht gekannt, und darum nicht geehrt.
Der Chriſten Gott ſey, glaubt' ich, ihnen gleich,
Und Hohn und Haß war gegen mich ihr Thun.
Dem Gotte meiner Väter dient' ich treu,
Nicht klügelnd, was ſein Wille mir gebot,
Denn nie gebot ſein Wille Böſes mir.
Den Meinen dient' ich froh, den Fremden redlich,
Und meine Hand war nicht zum Wohlthun faul.
So hab' ich meine Pilgerſchaft vollbracht —
Iſt denn nicht gnug an Deinem Knecht geſchehn,
Und ſollt' ich mich der Gnade überheben
Zu treten auf der Strafe Richterſtuhl?
So laß mein Auge mich von dieſen wenden
Und ſtill beweinen ihr unſelig Loos,
Doch nimmer kann ich richten über ſie!

Der Herr.

Wird ſolcher Sinn in Iſrael gefunden? — —

(Pauſe.)

Die Schwachen ſind es, die nicht richten wollen,
Die nicht der Güte Schwert im Licht erkennen!
Sind keine Starken denn in dieſer Zahl,
Die hoch der Geiſt hält über's bange Herz?
Kein Held, kein Fürſt, kein Weiſer, heilig keiner,
Der durchgekämpft den tiefen Kampf des Böſen,
Und überwunden hat durch eigne Kraft?

Ein Held.

Ach Herr, den Fluch, der auf der Menſchheit lag
Hab' ich nicht bloß erkannt, es hat mein Arm
Im wilden Kampf ihn weit umher getragen;
Und Gottes Geißel war ich manchem Volk,
Und Engel der Verwüſtung manchem Land.
Doch war mein Herz ſtets freundlich dem Beſiegt
Wehrloſen; nur für Recht zog ich mein Schwert,
Und ſteckt' es fröhlicher ſtets in die Scheide;
Und blut'ger Schlachten donnernd Siegsgeſchrei
Entzückte nicht mein Ohr wie Ruf des Friedens.
Soll ich den ew'gen Frieden wieder brechen,

Des ſterbend ſich mein Kriegerherz gefreut?
Das Schwert der Schlacht, für immer weggeworfen,
Aufnehmen hier als Waffe des Gerichts?
Erlaß mir, Herr, dies Amt, und nimm, die Du
Mir gabſt, die Seligkeit ſo ſchnell nicht wieder.

Ein Fürſt.

Ein König war ich, Herr, nach Menſchenart,
Und Tauſend machten Jagd auf mein Gemüth,
Um Kön'ge meiner Neigungen zu ſeyn,
Und ihrer Luſt durch meine Luſt zu fröhnen.
Da hat der Mutter tugendliches Wort,
Da hat des Lehrers offne Würdigkeit,
Da hat der Vorzeit ernſtes Warnungsbild,
Da hat vor allen, Herr, Dein Gottesgeiſt
Die ſchwache Seele mir mit Erz umſchient,
Daß nicht des Böſen Giftpfeil mich verletzte.
So hab' ich ernſt und ſtreng mein Volk regiert,
Denn meine Pflicht erkannt' ich ſo zu thun.
Leicht iſt des Menſchen Geiſt und oft unbändig,

Der Frevel liegt bei ihm der Thorheit nah,
Und jedes neu aufkeimende Geſchlecht
Bedarf der neuen Zucht und neuen Strafe.
Drum durfte nie das ſcharfe Richterſchwert
Entſinken meiner königlichen Hand;
Und wenn in froher Sicherheit mein Volk
Mir jauchzend zurief, war's mein ſchwerſter K
Der Liebe mich nicht ſicher hinzugeben.
Doch ach, wie zitterte das Herz vor Luſt,
Wenn mir der Gnade königliches Recht
Zu üben ward vergönnt! Wie unterſchrieb
Das Urtheil ich ſo zögernd, wie ſo ſchnell
Das Friedenswort der Freiheit und Vergebung
Nicht lege mir das ird'ſche Königsamt,
Dem ſelber Freigewordnen, wieder auf,
Und ſoll ich wieder eine Krone tragen,
So ſey's nicht die des Richters, die der Gnade

Ein Weiſer.

Ach Herr, es hat mein Geiſt tiefſinnend oft

Geſucht des Lebens wandelndes Geheimniß,
Doch immer dunkler ward mir ſein Verſtand.
Es ſchien mir lauter Anfang und kein Ende,
Und Ende wieder alles ohne Anfang;
Wie Tag und Nacht, ſo rangen Gut und Böſe
Im wilden Streit um jegliche Natur,
Und Hohngelächter glaubt' ich oft zu hören,
Aus unſichtbarem Mund das Ohr umſchmetternd,
Wenn ſchon gefunden ſchien des Ganzen Sinn.
Da hob ich denn die Hände betend auf
Zum Geiſt, der Anfang trägt in ſich und Ende,
Und Gut und Böſe wägt mit ſichrer Hand.
So ward zum ſtillen Forſchen mir der Muth
Stets neu, denn wenn nicht dort, doch einſtens hier,
Hofft' ich der Wahrheit helles Licht zu ſchaun.
Nicht hab' ich's dort gefunden, Herr! im Herzen
Der gute Sinn war alles, was ich fand,
Genug die ew'ge Welt des Guten zu bezeugen,
Doch viel zu wenig um ſie zu erkunden.
So bin ich nur als Schüler hergekommen
Und von Dir lernen laß mich, Herr, nicht richten.

Der Herr.

Iſt's Erdenſchwachheit, die noch klebt an euch?
Iſt's Himmelsfreude, die den Geiſt entmannt
Wie Sommerluft die Sehnen lau entſtrickt?
Doch fehlt euch allen jener Gottesmuth,
Der nicht bloß Himmel gründet, auch erhält.
Du Held, wie mag der Friede wohl gedeihn,
Iſt nicht vernichtet erſt des Friedens Feind?
Du Fürſt, wie mag ein Reich wohl ewig dauern
Gilt ewig nicht das Recht als Reiches Band?
Du, Weiſer, mag der Weltbau wohl beſtehn,
Weil müßig ſchaut und forſcht Planet und Fixſt
Natur im friſchen Lebenskreis ſich drehn,
Weil dem Atom der Schwindeltanz beliebt?
Iſt abgewognes, zugewognes Recht,
Nicht aller Dinge tiefſtes ew'ges Leben;
Und Geiſtesbau und wollende Natur
Bedürfte nicht, wie Athmen Luft, des Rechts?
Es mußte einmal nicht, nicht endlich kommen,
Mit Sturmeskraft, je länger es verweilt?
Doch andre ſeh' ich noch — auf! hebe Dich

Hervor in frommer Stärke, Abraham,
Der meinen Tag ſah und ſich deſſen freute; [1])
Komm, ſitze Du mit mir jetzt zu Gericht.

Abraham.

Ach Herr, Du weißt, aus Götzendiener Mitte
Hat Gott gerufen mich durch ſeinen Geiſt,
Und ſeiner Wahrheit Licht dem Sinn geſchenkt.
Daß ich ihm glaubte, war mein ganz Verdienſt [2]).
Und weil im Glauben ſtark ich war und froh,
So harrt' ich einer Zeit, wo ſtark und froh
Die ganze Menſchheit glaubend würde ſeyn,
Und ließ den Glauben und des Glaubens Hoffnung
Als heil'gen Bund und Erbſchaft meinem Stamm.
So laß mich dieſes Tages freuen, Herr,
Doch fodre nicht, was ich nicht leiſten kann,
Daß ich den Rath der Ewigkeit beſtimme.

---

1) Joh. 8, 56.
2) 1. B. Moſe 15, 6.

Der Herr.

So komm Du, Moſes, mir zuvorgeſandt,
Erhebe laut Geſetzes Donnerſtimme.

Moſes.

Ach Herr, Du weißt, es war nicht eigne Kraft,
Nicht eigner Sinn, des Herrn gewalt'ger Ruf,
Und meines Volkes Härte, was in Stein
Auf Sinai Geſetz und Fluch einſt grub.
Befreiung nur und friedlicher Beſitz,
Das war's, was ich den Abramiden ſuchte.
Wohl brannte oft mein Herz in Leidenſchaft
Ob dieſes ſtarren hartgeſinnten Stammes,
Und grimmend, klagend, trat ich vor den Herrn,
Der Strafe Blitz auf ſie herabzuflehn.
Doch ſeine Güte ließ der Thorheit Raum,
Und heißer dankt' ich, als ich Zorn erbeten [1]).
Der Zeit, o Herr, der Erde galt die Stimme
Des Donners bei'm Geſetz, nicht meinem Volk,

1) 2. B. Moſe 32, 11.

Der Menſchheit nicht, und nicht der Ewigkeit!
In ſolcher Wahrheit, Herr, laß jetzt mich ſchau'n:
Mit Todesſpruch verſchone meine Seele!

Der Herr.

So iſt der Wüſte Leu zum Lamm geworden? — —
Propheten auf, und tretet her zu mir,
Poſaunenſtimmen rufet des Gerichts,
Eſaias, Starker, rufe, ſchone nicht! [1])

Eſaias.

Nicht ſchont' ich einſt, o Herr, rief Tag und Nacht
Zu einem harten widerſpenſt'gen Volk,
Und droht' ihm Zorn und Abhau'n bei der Wurzel!
Doch hing der Gnade Wort ich ſtets daran,
Und rief aus Todesdunkel ſtets das Licht!
Da ſprach ich meiner Seele Meinung aus,
Als ich verhieß die Zeit, da wohnen würde

1) Eſaias 58, 1.

In Eintracht Löw' und Lamm, der Knabe ſpielen
Vertraulich in des Baſilisken Höhle,
Und, wie mit Meereswogen, ſeyn bedeckt
Die Welt mit Reichthum aller Geiſtesgnade [1]).
Den Herrn hab' ich genannt, gedacht den Va
Laß mich ihn finden, Herr, wenn nicht, verſtumm

Der Herr.

So ſeyd ihr alle denn gebrechlich Fleiſch,
Tragt Gottes Ernſt im Munde, nicht im Herzen,
Nach Ruh' und Friede lechzt die Seele allen,
Und thut nie ruhend doch, was Friede ſtört! —
Doch einen ſchau' ich; meines Wortes Schwert,
Mein Luther, Glaubensheld ohn' Furcht und Tadel
Warum ſo fern, warum ſo ſtill? Ihr alle,
Warum ſo lange bliebt ihr doch zurück,
An Werth die Erſten, hier zu ſeyn die Letzten? [2])

---

1) Eſaias 11, 6—9.
2) Matth. 19, 30.

Luther.

Ach Herr, von Gnade hab' ich einſt geſprochen,
Mit kühnem Muth vertrauend Deinem Wort,
Und nicht gemäkelt, nicht geſtutzt, geſtaunt,
Weil ihr Geheimniß unbegreiflich ſchien;
Ich glaubte Dir, und traute Deiner Macht.
Doch tief geſunken iſt der kühne Muth;
Als Sünder hab' ich immer mich bekannt,
Jetzt fühl' ich, daß ich's war. Manch hartes Wort
Iſt mir entflohn, wer zähmt des Menſchen Seele?
Entflohn iſt's mir, getreten in die Welt,
Und Zank und Zwietracht hat's aus ſich erzeugt,
Verwirrt die Freunde, neugeſtärkt die Feinde!
Warum die andern blieben, weiß ich nicht, —
Ich blieb, weil ich von ferne ſtand [1]), ein Zöllner
Nach meinem Sinn, und ſcheute Dein Gericht.
Doch ſchloß ich mich an dieſen Haufen an,
Weil mir ſo wohl war in des Lichtes Mitte [2]).

---

1) Luc. 18, 13.
2) Joh. 3, 21.

O nicht der Luther bin ich, Herr, der ſtritt
Für Deines Namens Ehr' im Kaiſerſaal —
Zehntauſend Kaiſer ſind ja nichts vor Dir —
Ich bin ein Sünder hier, gleich allen andern,
Dem Richter beug' ich mich, nicht kann ich's ſeyn.

Der Herr.

Seyd ihr doch all' in eurem Weſen Licht,
Und aus dem Lichte kommt Gerechtigkeit,
Doch weigern alle ſich ſie auszuſprechen!
So ſeyd, könnt ihr nicht Richter ſeyn, Ankläger.

(Aus dem Haufen der Böſen tritt einer vor)

Ankläger braucht es nicht, wir ſind es ſelbſt.

(Der Herr ſchaut ihn an, und wendet das Geſicht

Der Böſe.

O nicht Dein Antlitz wende, Herr, von mir,
Dein Blick iſt Strafe, grimmer als die Hölle!
Ja ja, ich bin's, der Dich verrieth! Es hat
Ihr Meiſterſtück die Sünd' in mir geliefert,
Und ausgeleert bis auf die Hefen hab'

Ich ihrer Buhlerfreuden Taumelkelch.
Dies Heer von Unrath, dieſer Geiſteslarven
Grau'nvolle Sippſchaft, Hurer, Ehebrecher,
Spitzbuben, Mörder, Eidesbrüchige,
Der Wahrheit wie der Unſchuld freche Spötter,
Der Prieſter feile glaubensloſe Zunft,
Sie ſind nur Wiederſcheine meines Ichs,
In meinem Herzen leſ' ich ihren Sinn,
Und was von mir es ausſagt, gilt für alle.
Was weiß ich's, wie die Sünde mir genaht?
Unmerklich kam ſie, wie ein ſorglos Wild
Der Jäger ſtill umzieht mit engern Kreiſen;
Schon war die Luſt geboren, eh' ich's wußte,
Und kaum geboren, recht nach Thiersart,
Erging ſie ſich in freier Lebenskraft.
Von ihrem Zauberſpruch verwandelt ſchien
Im hellen Lichte, was ihr war genehm,
Unſcheinbar dunkel alles, was ihr fremd.
Nicht trunken war ich, und doch Rauſch mein Sinn,
Nicht träumt ich, und doch hing mein Herz am Traum,
Es ſprach die Wahrheit mir das nackte Wort,

Es hielt die Lüge feſt mein eignes Denken.
Zwei Stimmen flüſterten bald leiſ' in mir,
Bald riefen laut ſie mir aus Näh' und Ferne;
Ich horchte dort, ich horchte hier, und fand,
Wohin ich trat, nur mein zwieſpaltig Weſen.
Zum Schatten ſank in mir der gute Geiſt,
Zum Rieſenkörper wuchs der böſe Sinn.
So ſah' ich Dich, und folgte Deinem Ruf!
O welch' Gemiſch von Seelenlieb' und Sucht,
Von ehrendem Gefühl und bittrem Neid!
Wie war mir Deine freundliche Geſtalt
Ein Spiegel, der mich zwang hineinzuſchau'n,
Und den mein innrer Sinn zertrümmert wünſchte,
Weil er beharrlich wies nur was ich war!
Mich haſſen mußt' ich oder Dich! Es rang
Der Doppelhaß in zweifelvollem Kampf;
Und wie nach wilder Schlacht von wüſter Flur,
Verbrannter Wohnung, blut'gem Leichenfeld,
Das Leben flieht, nur grauſe Stille bleibt,
So wich aus mir die Freude; dumpfes Brüten
Nur blieb, als Mutterleib der böſen That.

Tief horchend neigt' ich Deinem Wort mein Ohr,
Vom Herzen trieb's ein innrer Sturm zurück;
Laut gab ich meinen Beifall Deinen Lehren,
Im Innern sprach dagegen leiser Spott;
Für Deine Güte dankt' ich freundlich Dir,
Und Deine Kargheit klagt' ich heimlich an;
Es zog Dein Geist den meinen wie Magnet,
Als einen Feind stieß ihn zurück mein Herz.
So hab' ich Dich verrathen tausendmal;
Mein erster Gruß, mein erster Händedruck,
Mein ganzes Hören, Reden, Loben, Lieben,
Es war die Larve lasterhaften Sinns,
Es war der Lichtschein tiefgefallner Seele,
Es war ein langer einiger Verrath.
O nicht da war ich Sünder, als ich nahm
Aus priesterlicher Hand der Blutthat Lohn,
Nicht als den Friedenskuß ich drückt' auf Deine Lippe,
Wie auf des Wildes Fährt' ein Spürhund lechzt —
Es war die That, die letzte, gräßlichste,
Der Blitz, der fuhr aus meiner Seele Grund,
Der Eiter der aus reißendem Geschwür

Hervorſpringt, rings das Leben zu beſudeln,
Der offne Zeuge nur der Welt und mir
Deß was ich war, deß was ich ſtets geweſen.
Da war ich frei, als ich verloren war!
Da wich aus meinem Geiſt der lange Traum,
Da ſchwand wie Nebel weg das Luſtgebild,
In's öde Herz ſchien hell der Wahrheit Sonne,
Und vor mir lag das eiſ'ge Todtenfeld
Des eignen Seelenlebens kalt und ſtumm.
O hätt' ich einmal noch den Blick geſehn,
Der zürnend ſelbſt der Liebe Himmel wies,
Nur einmal noch das Friedenswort gehört,
Das über Reuige den Segen ſprach!
Doch nur der Böſen Hohngelächter gab
Dem reuigen Bekenntniß ſchnöde Antwort!
Da riß ich los vom innern Nichts den Leib
Im ew'gen Nichts die Seele zu verbergen,
Doch folgte mir des Lebens wüſter Traum
In tiefe Todesnacht und hielt mich feſt.
Ein Ringen war's mit innrer Gräßlichkeit,
Ein ewig Schaudern vor dem eignen Selbſt,

Ein raſtlos Denken fluchbeladner That,
Ein ſtürmiſch Treiben feſtgebundner Regung,
Ein troſtlos Hülfsgeſchrei und lautes Nein,
Was mir geblieben war von meinem Geiſt.

Das war ich, und das waren dieſe! —
Sie ruf' ich auf, der Lüge mich zu zeihn,
Wenn mein Bild nicht iſt ihres Weſens Bild.
Denn nicht die Götzen, denen ſie gedient,
Der Dienſt iſt's, der zu gleichem Tode führt.
So haben alle einſt mit Luſt gebuhlt,
So haben alle einſt das Herz getheilt,
Und das getheilte lügend ſich verborgen,
So haben ſie der Wahrheit Gunſt geheuchelt,
Zuletzt dem Guten offen Trotz geboten.
So haben ſie im letzten Lebenskrampf
Sich ſelbſt das Urtheil ihrer Schuld geſprochen,
So hat im öden Nichts ihr eignes Weſen
Mit bleichem Schauerbilde ſie gequält;
So haben ſie der Hölle lange Qual
Des Seyns im Nichtſeyn innerlich empfunden.

O ſieh die Striemen, die uns alle zeichnen,
Wie aus den Schatten menſchlicher Geſtalt,
Angſtvoller Kämpfe grauſe Zerrung blickt!
Dieſelben Züge ſind's, die Du noch trägſt,
Der eigne Geiſt iſt's, der ſie ſo verwandelt!

Ankläger nicht bedarf's, hier ſind wir ſelbſt
Der Hölle hat uns jetzt Dein Ruf entriſſen,
Als dieſe ſchrecklicher kann keine ſeyn.
O ſend' uns hin zum tiefſten Schwefelpfuhl,
Geſpenſter laß uns peinigend umgeben,
Laß Martern ohne Zahl erfinderiſch
Stets neu den Leib in grimmer Qual durchwüth
Wir widerſprechen Deinem Urtheil nicht,
Ein Balſamtropfen iſt es unſern Seelen.
Nur in der dumpfen Nacht mit unſerm Selbſt
In Ewigkeit allein zu ſeyn, zu träumen
Nur, was wir waren, unſern Geiſt
Gleich Krallen ſtets zu ſchlagen in ſich ſelbſt,
Nur dahin wirf uns nicht zurück, das fleh' ich
Auf meinen Knie'n im Namen dieſer aller!

Der Du einſt Menſch geweſen biſt, wie wir,
Erbarmer! gieb lebendig uns die Hölle,
Nur nicht des innern Todes Hölle wieder.

(Stille.)

Der Herr.

Wie ihr es batet, ſey es euch gewährt,
Lebendig gehet ein zur ew'gen Qual.

Adam und Eva
treten vor und knieen nieder.

Ach Herr, es wagt die bleiche Lippe kaum
Das elterliche Fürwort auszuſprechen!
Und doch aus unſerm eignen Herzen ging
Ihr Herz, wie aus dem Leib ihr Leib hervor!
Die Sünde, die ſie giebt dem ew'gen Fluch,
In unſrer Thorheit hat ſie ihre Wurzel!
Die Luſt, die ihre Sinnen hat verführt,
Sie ward zuerſt in unſrer Luſt geboren!
Aus unſerm Leichtſinn iſt die Saat gewachſen,
Die hier in ſchauerlicher Aernte ſteht!
So groß das Feld, wo Tod und Qual die Sichel,

So klein die Flur, wo ſie die Freude führt!
Ach, willſt Du denn in ihnen uns verdammen
Und ewig wälzen ihre Laſt auf uns?
In welchen Himmel ſollen wir Dir folgen
Wo ihr Gedanke uns nicht Hölle iſt?
O jetzt erſt trifft das Haupt der Strafe Blitz,
Jetzt erſt zermalmt die Reue unſer Herz,
Jetzt erſt durchdringt der Tod die bange Seele!
Für ſie nicht flehn wir Herr, wir flehn für uns,
In ihrer Schuld vergieb uns unſre Schuld!

Der Herr.

Die Schuld nur, die ſie ſelbſt auf ſich gewälzt,
Nicht eure Schuld iſt's, die ſie führt zur Qual.

Die Gläubigen
treten hervor und knieen nieder.

Ach Herr, es bringet uns durch Mark und Bein
Das nagende Bewußtſeyn unſrer Schuld
Bei dieſem Strafurtheil gefallner Brüder!
Denn doch dieſelben ſind auch wir geweſen,

Leichtſinnig, lüſtern, gierig, eitel, falſch;
Das Böſe machte unſer Denken glatt,
Bis Schein des Guten wir daran gefunden,
Das Gute dachten wir ſo groß und ſchwer
Bis wir es zur Unmöglichkeit erhoben!
Nicht unſer eigner Sinn hat uns bewahrt,
Daß aus den Funken Flammen nicht geworden,
Es war des Vaters ſtill verborgner Schutz,
Und Deines Namens heil'ge Geiſteskraft,
Was vor der Hölle Brand uns hat bewahrt.
Denn dürftig nur war unſer Glauben, Hoffen
Und Lieben gegen Dich und ihn, die Bahn
Der Väter gingen wir halbſchlummernd fort;
Nur manchmal traf an heil'ger Tage Feier
Ein Wort von Dir die Seele, wie ein Menſch
Ermunternd wohl die trägen Roſſe treibt,
Genügend kaum den böſen Sinn zu ſchrecken,
Zurückzuweiſen zur verſäumten Pflicht.
Nur Dein Verdienſt, o Herr, nicht unſer Thun,
Hat ſicher uns geführt in's ew'ge Reich;
So laß auch dieſe Gnade vor Dir finden!

Der Herr.

Der eignen Rettung freut euch um ſo mehr,
Wenn ihr den Ernſt des Rechts an Dieſen ſeht.

Die Lehrer

treten heran und knieen nieder.

Ach Herr, der Stolz, der oft auf Erden uns
Als Deines Reichs Vertreter angewandelt,
Wie ſinkt er hin in Scham und bittern Gram!
Denn eitel haben wir um Wort und Rang,
Lohnſüchtig oft um Gold und Gunſt gekämpft,
Und ſtatt verirrten Schaafen nachzugehn,
Bald durch Geſetzesſtrenge ſie entfernt,
Bald ſie durch leeres Schmeichelwort berückt.
Des Guten, was gedieh durch Deine Kraft,
Des rühmten wir uns keck als unſers Werks;
Was unterblieben war durch unſre Schuld
Das rechneten wir böſem Willen zu.
Ach dieſe Schuld, ſie fällt mit Centnerlaſt
Bei dieſem Anblick jetzt auf unſer Herz.

Wie viele birgt dies Heer verworfner Seelen,
Die nur verſanken, weil der Seelenarzt
Gefehlt, verſehn, verdorben, ja geweckt,
Was tief im Herzen lag als böſer Keim?
Hat nicht des Glaubens heiliges Gewächs,
Wie Gott es hat in's Menſchenherz gepflanzt,
Verkrüppelt unſers Eifers Unverſtand,
Zerſtört der Meinungen ergrimmter Streit?
Wer kann des Schlechten Macht die Gränze ziehn,
Geſtreutem Saamen ſagen: wachſe nicht!
So gähnet hier, wie dunkler Abgrund, uns
Der eignen Schwachheit Schuldumfang entgegen,
Und Dein Verzeihen mehret nur die Scham.
Nimm ihren Stachel, Herr, aus unſern Seelen,
Und laß in Dieſer Rettung Troſt uns finden!

Der Herr.

Als eigne Strafe rechnet euch es zu,
Wenn ihr an Dieſen ſeht, was ihr verſäumt.

(Die Auserwählten treten herzu und knien nieder.)

Das Kind.

Ach Herr, es iſt der Vater unter ihnen,
Gieb mir ihn wieder, daß mit lindem Wort
Ich kühle ſeiner wunden Seele Schmerz!

Die Mutter.

Ach Herr, ein zweiter Sohn, den ich geboren,
Er ward verführt, als ich ihn nicht mehr ſah,
O den Verzweifelnden gieb mir zurück!

Der Tagelöhner.

Ach Herr, ein Reicher hat mich einſt erquickt,
Als todeskrank ich ohne Speiſe lag,
Den Armen gieb mir jetzt zur Pflege wieder!

Der Wilde.

Ach Herr! den Schmerz ertragen lernt' ich früh,
Doch dieſer Schmerz zerreißt die wilde Seele,
Nur Einen ſchenk' als Himmelsgabe mir!

Der Jude.

Ach Herr, ich gab mein Erdenſpargut gern,
Laß mich vom Himmelsüberfluß jetzt geben,
Und Einen löſen aus der ew'gen Noth!

Der Held.

Ach Herr, erkämpft hab' ich mit eignem Blut
So manchen Treuen in der Erdenſchlacht,
Mit Bitten laß mich Einen hier erringen!

Der Fürſt.

Ach Herr, ſo manchen hat mein mildes Wort
Vom Richtplatz rückgeführt in's holde Leben;
Noch einmal laß die ſchönſte Königspflicht
Mich üben, Einen nur auf ewig retten!

Der Weiſe.

Ach Herr, oft hat mein banger Geiſt gezagt,
Und Licht und Troſt gehofft von dieſem Tage;
O laß mich nicht in dieſer Nacht vergehn,
In ew'gem Zweifel Geiſt und Herz nicht brechen!

Abraham.

Als ich einſt bat bei Sodoms Untergang,
Verhieß der Herr um zehn ſie zu verſchonen! [1])
Ach Herr, des Vaters Ebenbild biſt Du,
Um unſer aller willen ſchone ſie,
Die einſt Ein Vaterhaus mit uns bewohnt!

Moſes.

Geſetz hielt dieſer Arm, ein flammend Schwert
Für Gottes heil'ges Recht war einſt mein Leben,
Doch als mein Flehn dem Herrn verſöhnt mein Volk,
Und abgewandt der Abgefallnen Tod,
Das grub wie Sonnenſchein ſich mir in's Herz.
O einen Strahl gieb, Herr, der ew'gen Gnade!

Eſaias.

Der Erde rief ich einſt mein Jauchzen zu,
Den Himmel rief ich auf zu Lobgeſängen [2]),

---

1) 1. B. Moſe 18, 32.
2) Eſaias 44, 23.

Dein Name, Friedefürſt [1]), war den ich rief!
Der Geiſt der Wahrheit hatt' ihn mir genannt,
Beſtätige Du jetzt was er geſprochen,
Vom Frieden laß den Himmel überwallen,
Und Deiner Güte Herrlichkeit mich ſchau'n!

Luther.

O laß mich gehen, Herr, mein Donnerwort
Als Liebeswort in dieſe Menge tragen!
Mit Kindeseinfalt will ich flehn und reden,
Bis Deines Geiſtes Funke ſie durchglüht!
Nicht iſt, wie Menſchengnade, ja die Deine,
Vom Himmel ſtammt ſie, unermeßlich ſtark!
Sie ſollen's hören, ſollen's glauben! Herr,
Noch einmal gieb der ſpäten Buße Raum!

Die Auserwählten alle.

O Herr! gieb Vater, Mutter, Bruder, Schweſter,
Sohn, Tochter, Freund, gieb die Verlornen frei!

1) Iſaias 9, 6.

Die Menſchen gieb, die Herzverwandten frei!
An ihrem Fall ward unſre Tugend ſtark!
An unſern Fehlern lernten Sünde ſie!
In unſerm Irrthum fanden ſie die Lüge!
An unſrer Schwachheit wuchs ihr böſer Sinn!
Sie, die Ein Vater hat mit uns erzeugt,
Die Eine Mutter hat mit uns geboren,
Die Eine Erde hat mit uns getragen,
Die Eine Sonne hat mit uns beſtrahlt,
Die Menſchen, unſre Brüder, gieb zurück!

Der Herr.

Es hat Barmherzigkeit ihr heil'ges Ziel,
Wo Gottes Recht ſpricht, muß der Menſch verſtummen.
(Die Apoſtel treten in den Kreis und knieen nieder.)

Petrus.

O Herr, der Schuldigſte beginnt das Wort,
Wie mich's Dein eigner milder Geiſt gelehret.
Die Schuld haſt Du zum Ruhme mir gewendet!
Dein Lieben hat den blinden Muth gezähmt,

Beſcheidenheit, Geduld, in's Herz gepflanzt,
Und Deinen Gottesſinn mir eingegeben.
Von dieſes Sinnes heil'ger Kraft durchglüht
Gedacht' ich kaum noch an mein altes Weſen;
Die bittre Thränenflut vertrocknete,
Der Hahnenruf erſchreckte mich nicht mehr,
Nicht fühlt' ich Deines Blickes bohrend Schwert,
Ein neuer Geiſt war mir mit Dir erſtanden,
Ein Geiſt des Troſts, der Hoffnung und der Freude.
Herr, Deiner Liebe Geiſt war das! Der hob
Am Tage der Verheißung mir das Herz [1]),
Entſiegelte den Mund und hieß mich ſprechen
Von Dir und Deinem ew'gen Lebenswort.
Gelernt nicht hatt' ich's, dunkel war's mir ſelbſt,
Und dennoch hell wie Tag, und feſt wie Fels.
Dich dacht' ich, ſah' ich, ſprach ich, und ſo beangſt
Du ein auf meines Wortes Blitz in Seelen,
Und wie Du einſt verheißen, machteſt Du

---

1) Apoſtelgeſch. 2, 14.

Zum Grundſtein mich der ſichtbaren Gemeine [1]),
Der Du der ein'ge Grundſtein ewig biſt [2]).
So bin ich hingegangen in die Welt,
Und hab' ermahnt, geſtraft, ja oft gezürnt,
Doch immer drang des Geiſtes Stimme vor,
Den ich von Dir gelernt, und trieb mich an,
Der ich Dich ſelbſt geſehn, von Dir zu ſprechen,
Daß die Dich nicht ſah'n, doch, wie ich, Dich liebten
Zu Dir als treuem Biſchof wies ich ſie [4]),
Und ſolch Gebot gab ich in Deinem Namen:
Habt brünſt'ge Lieb' vor allem gegenander,
Denn Liebe decket auch der Sünden Menge! [5])

Gezweifelt hab' ich nicht, o Herr, bis heut!
Gerechnet hab' ich nicht mit Deiner Macht,
Gerechtet hab' ich nicht mit Deiner Führung,

---

1) Matth. 16, 18.
2) 1. Petr. 2, 4.
3) 1. Petr. 1, 8.
4) 1. Petr. 2, 25.
5) 1. Petr. 4, 8.

Verzaget hab' ich nicht an Deiner Güte,
Nicht meine Sache war's, ich glaubt' und lehrte.
O soll ich Dich zum zweiten Mal verläugnen?
Willst Du den Geist des seligen Vertrauens,
Den ich im Erdendunkel fest bewahrt,
Der in Tyrannenmartern mich erhielt, —
Willst Du den Geist auf ewig von mir nehmen?
Die Sünde soll die Liebe überwinden,
Der Hölle Bau den Himmel überragen?
Ach Herr, verzeih! es spricht der alte Mensch
Aus mir, zum zweiten Male; mach ihn neu!
In diesen allen sterb' ich, laß sie leben!

Paulus.

Geeifert hab' ich für's Gesetz, o Herr,
Und Gottes Rachschwert, wie ich Blinder meinte,
Als Jüngling schon mit Ernst und Lust geführt [1]).
Da griff mich Deiner Gnade Arm! Es war
Ein Arm des Gottessohns, zermalmend schwer,

1) Gal. 1, 13. 14.

Daß ich zerſchmettert lag, und ohne Sinn [1]).
Doch als ich nun des Geiſtes Augen aufthat
Und Dich erkannte, Herr, ſo mild und rein;
Wie Schuppen fiel es da von meinem Auge [2]),
Ein heilig Feuer drang in meine Bruſt,
Auf Flügeln ſchwebte Herz und Sinn empor,
Entzückt war ich bis in den dritten Himmel,
Sah Dich zu alles Lebens Herrn verklärt,
Und hörte Worte, tief und unausſprechlich [3]).
Sie lallt' ich nach, faſt noch ein Träumender!
Nicht Einem, nicht mein Volk allein, die Welt
Wollt' ich mit Deiner Wahrheit Segen füllen,
Wo nur ein Ohr, Dein Leben ſollt' es hören,
Wo nur ein Herz, Dir ſollt' es lobend danken,
Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe ſollte ſeyn,
Ein Vater über alle und für alle [4]).

---

1) Apoſtelgeſch. 9, 9.
2) Apoſtelgeſch. 9, 18.
3) 2. Kor. 12, 2—4.
4) Eph. 4, 5. 6.

Und nicht umſonſt haſt Du mich ausgeſandt
In eigner Schwachheit, ſtark in Deiner Kraft [1].
So manchen Himmelsbrief hab' ich geſchrieben,
Mit Tinte nicht, mit Gottes Lebensgeiſt [2],
So manchen Sohn des Glaubens mir erzeugt [3].
Es wuchs die Ernte mir, mit ihr der Muth,
Alles vermocht' ich, Herr, durch Deine Macht [4].
Doch wollte oft die Hölle mich beſiegen,
Der Irren frevler Widerſtand zerriß,
Und meines Volkes Trotz mir oft das Herz [5].
Da ging ich nach dem Strahle Deines Lichts,
Und drang in Menſchenherzens Tiefen ein,
Des Glaubens heiliges Geheimniß ſuchend.
O wunderbare Welt der Menſchenſeele! [6]
Zwei Willen ſtreiten raſtlos ſich um ſie,

---

1) 2. Kor. 12, 9.
2) 2. Kor. 3, 2. 3.
3) 1. Kor. 4, 14. 15.
4) Phil. 4, 13.
5) Röm. 9, 1—4.
6) Röm. 7.

Sie ſelbſt in Beiden! Hin zum Abgrund zieht
Der finſtern Mächte fort und fort der eine,
Der andre wehrt, und kann doch, wie im Traum,
Erringen nichts, von Ohnmacht feſtgebunden.
So war der erſte Menſch, ſo ſind ſie alle! [1])
So tritt das Böſe offen, lebend, vor,
Drängt ſich in jede Luſt, in jedes Band,
Legt überall das eitle Glänzen aus,
Lockt überall das thörigſichre Herz,
Schafft überall dem irren Triebe Nahrung,
Dem ſcheuen Laſter ſtillen Zufluchtsort,
In Selbſtzerſtörung ſtets ſich neu erzeugend.
Doch in der Seele Tiefe wohnt verbannt
Das Gute, ungehört, der Macht beraubt,
Gleich einem Fürſten, den ſein trotzig Volk
Gejagt in's Elend, arm und dennoch groß,
Und deſſen Stimme tönet unermüdlich
Und fodert laut ſein angebornes Recht.
So ringen beide, rieſenſtark das eine,

---

1) Röm. 5, 12.

Das andre kindesſchwach, der Rieſe mag
Das Kind, das Kind den Rieſen nicht bezwingen.

Mag wohl ein Menſch entſcheiden ſolchen Streit? [1])
Du, Herr, haſt ihn gelöſt durch Deine Gnade! [2])
Die an Dich glauben, denen dringt empor
In Lebenskraft das Gute, und es regt
Sich zuckend nur der überwundne Feind.
Deß gab mir Zeugniß innerlich der Geiſt
Aus Dir, der rufet: Abba lieber Vater!
Das wußt ich feſt, daß denen die Gott lieben,
Wie Du mich lieben ihn gelehret, Gericht
Und Tod hinweggenommen ſey auf ewig [3]).
Auch meines irren Volkes dacht' ich da,
Das ſelbſt im trotz'gen Wahn der göttlichen
Verheißung Recht den Heiden überließ.
Wie Du einſt weineteſt vor Jeruſalem

---

1) Röm. 7, 24.
2) Röm. 7, 25.
3) Röm. 8.

Und ſchmerzlich Wehe zurufſt ſeinen Töchtern,
So brach in Bruderliebe mir das Herz;
Nicht dacht' ich, wie ſie mich geſchmäht, verfolgt,
Nur ihr Verderben beugte meine Seele [1]).
Da brach's wie Licht aus ſchwarzer Wetternacht!
Da wurde mir die Seele groß! Es ſchwand
Die Zeit, es wich die wechſelnde Geſtalt
Des Lebens wie ein Kleid vom innern Sinn,
Es ſank das Böſe hin in aller Welt,
Wie es geſunken war im eignen Herzen;
Es drang das Gute vor in Siegeskraft,
Wie ſeine Kraft gegründet war in mir;
Es lag vor meiner Seele das Geheimniß
Des ewigen Erbarmens, durch Dich offenbart;
Und jauchzend rief ich's aus, und ſchrieb es hin — [2])
„Der Finſterniß ſind alle hingegeben,
„Daß alle ſie der Gnade Licht erfreue!
„O reiche Tiefe göttlicher Erkenntniß!

---

1) Röm. 9—11.
2) Röm. 11, 33—36.

„Ja unerforſchlich ſind des Herrn Urtheile
„Und unbegreiflich ſeiner Führung Wege!
„Wer kennet ſeinen Rath und mag ihm helfen?
„Wer gab ihm, daß er Vorrecht hat zu fodern?
„Denn aus ihm, durch ihn, in ihm iſt ja alles.
„Der Zeiten Ruhm gebühret ihm allein!“

O Herr, ich lege dieſen Glauben vor Dir nieder!
Erfüllen kann ich nicht, was ich gehofft.
Du kannſt's, Du willſt's, Du lehrteſt ſelbſt mich's hoffen.
Weit dunkler noch iſt heut' mir Dein Gericht,
Als lebend war mir der Verheißung Wechſel,
Und meines Volkes Blindheit und Verwerfung.
Doch ſinken will ich nicht im letzten Kampf,
Will Glauben halten Dir [1]), — nicht brich o Herz,
Du Herz voll alter Menſchenfurcht in mir,
Die Sünd' iſt groß, doch größer noch die Gnade! [2])

---

1) 2. Tim. 4, 7.
2) Röm. 5, 20.

Johannes.

Geliebt haſt Du mich einſt, o Herr, und nahmſt
In ſanfter Lehre freundlicher Gemeinſchaft,
Und in des Lebens ſtillem heitern Glanz,
Unmerklich mir des Herzens Schwächen weg,
An ihre Stelle ſchenkend Deinen Geiſt.
Ich wußte wohl, daß ich nicht ſo geweſen,
Doch war mir ſtets, als müßte ich ſo ſeyn.
So bin ich Dir auf Erden nachgegangen,
So hab' ich Dich im Tode fortgeliebt,
So hab' ich wiederlebend Dich umfaßt,
So hat mein Geiſt Dich fort und fort gedacht,
Und ſo erkennt mein Herz Dich heute wieder.

Doch lehren ſollt' ich nicht, was Du mir warſt,
Was Du der Welt ſeyſt, ſollte ich verkünden.
Ach konnt' ich anders ſprechen wohl von Dir,
Als Du ſeyſt allen, was Du mir geweſen?
Aus meines Herzens heiligſter Empfindung
Nahm ich Dein Bild, des Vaters Ebenbild,
Wie er's von Ewigkeit in ſich geſchaut,

Wie's ſein allmächtig Wort hat dargeſtellt,
Und Seelen Licht, und Herzen Leben gab,
Wie menſchlich es in Gottes Herrlichkeit
Erſchien in Dir, voll Gnade und voll Wahrheit [1]).
Da trug der Geiſt empor mich im Geſicht,
Und zeigte mir die reine Gottesſtadt,
Die Hoffnung, die im Menſchenherzen wohnt,
Stark, unverlierbar, ewig jung und licht,
Der erſten Schöpfungsliebe Unterpfand,
Die Du zur vollen Glaubenskraft erhoben,
In ihrer ganzen ſeligen Erfüllung [2]).
Die alte Schlange ſank in ew'gen Abgrund;
Das Böſe war nicht mehr; wie Du und ich,
So waren alle rein, und alle ſelig.
Und tiefbewegt rief ich's den Meinen zu:
Gott iſt die Liebe, wer in Liebe bleibt,

1) Joh. 1, 1—8.
2) Offenb. 21.

Der bleibt in Gott, und Gott in ihm! [1])
Deß hat er Zeugniß uns im Sohn gegeben [2]).

So haſt, der Wahrheit königlicher Zeuge [3]),
Du meinem Herzen Gnad' und Wahrheit einſt,
So dann mein Mund der Menſchenwelt bezeugt.
O löſe, Herr, mein Wort! Laß wahre Liebe
Laß ew'ge Lieb' uns ſchauen, die wir glaubten.

Der Herr.

So ſteht ihr auf und zeuget wider mich,
Die ich zu Zeugen für mich hab' erzogen?
Habt ihr nicht ſelbſt verkündet aller Welt
In meinem Namen dieſes Strafgericht,
Und ſoll die Sünde jetzt der Drohung ſpotten?
Wohl habt ihr menſchlich mich in Lieb' erkannt,

---

1) 1. Joh. 4, 16.
2) 1. Joh. 5, 11. 12.
3) Joh. 18, 37.

So lebt' und ſtarb ich Seelen zu gewinnen,
Doch das, was menſchlich iſt, muß hier vergehn,
Der Geiſt allein erhält hier ſeine Stätte,
Gut oder böſe, wie er ſelbſt es iſt.

(Zu den Engeln.)

Auf auf, ihr meine treuen Himmelsboten,
Nicht zögert mehr, führt ſie zum Ort der Qual.

(Die Engel treten herzu und knieen nieder.)

Ein Engel.

Du weißt, o Herr, es ehret unſer Wollen
Dein hohes Wort. Dem Guten dienen wir,
Und darum Dir, mit frohem freien Dienſt.
Doch dunkel iſt Dein heutiges Gebot
Wo iſt der Ort der Qual? wo ſind die Quäler?
Oft hab' ich Deines Vaters Haus durchflogen —
Da war nur Ordnung überall und Licht,
Des hohen Geiſt's Gepräge überall,
Der aus ſich ſchuf das Ganz' und in ſich hält.
Wie käm' in dieſen Leib voll ew'gen Lebens
Unheilbares Geſchwür? Wie in das Reich

Voll ew'gen Lichts unendlich finſtre Nacht?
Was wär' verborgen vor des Herren Auge?
Was dieſes Auge ſieht, wie wär' es ſchlecht?
Was ſchlecht iſt, möcht' es dieſes Auge ſehn?
Wohl ſcheint dem blöden Auge manches krumm,
Dem rohen Ohre tönt als Uebellaut,
Was reinem Blick und Ohr iſt grad' und ſchön.
Denn über allem hoch ſchwebt der Gedanke,
Deß ausgeſprochnes Ebenbild Du biſt,
Des Schöpfers erſtes, ew'ges, heil'ges Wort,
Und führet ſeiner Liebe hohem Zweck
Der Welt ſinnloſes Regen ewig zu.
Wohl kennen wir die Hölle, die der Menſch
In ſeines Geiſtes kindiſchwildem Trotz
Sich ſelber ſchafft; das Erdenhaus voll Sünde,
Wo unauslöſchlich Uebel ſtrafend ſchreckt
Die Böſen, und als Schickſal quält die Beſſern.
Sie reicht, ſo weit der Menſch wohnt, denn in ihm
Iſt ſie gegründet. Oft auch haben wir
Dies Haus voll Unheil fragend angeſtaunt,
Ja wohl mit Schreck und Abſcheu angeſtaunt,

Und ſtill in Demuth angefragt bei Gott.
Auf unſer innres Wiſſen zeigt' er hin,
Und hieß uns warten ſeiner hohen That.
Und Du, o Herr, haſt ja die That vollbracht;
Das Tiefgeheime ward uns offenbar
In jener Nacht, wo unſer Lied Dich grüßte:
Gott in der Höh' ſey Ehre, Fried' auf Erden,
Und allen Menſchen Heil! Die Hölle blieb;
Doch ihre Schrecken hatteſt Du zerſtört
Den Menſchen, die Dir glaubten; nicht auch uns,
Die nicht das Erdenſelbſt gefangen hält?
Die ewiger Erlöſung wir uns freu'n,
Weil wir der eignen nicht für uns bedürfen?
Auch kennen wir den Geiſt, der finſter, ſtill,
Geſtaltlos, weſenlos, die Menſchenwelt
Durchſchleicht; den Schattengott, der immer glaubt
Zu ſeyn und niemals iſt, nicht denkend denkt,
Des Guten ſelbſt ſich ſpottend Poſſenſpiel,
Des willenloſen Böſen ſcheinbar Wollen,
Der Hölle zugetheilt, wie ihm die Hölle,

Aus eigner Qual der Böſen ew'ge Qual.
Doch dieſer Geiſt, im Menſchengeiſt geboren,
Aus flüchtigen Gedanken ſchnell erzeugt,
In willenloſen Regungen lebendig,
Von Thorheit und von Lüge groß gezogen,
Im wilden Sturm der Leidenſchaft erſtarkt,
Er iſt nicht wir, und nicht der Menſch; er iſt
Nicht, weil er iſt, weil das nur, was er iſt.
Du ſahſt ihn ſelbſt herab vom Himmel fallen
Wie einen Blitz. Auf Erden weilt er nur.
Geſchloſſen iſt ſein weſenloſes Reich,
Des Erdenlebens Hölle ausgebrannt,
Der Menſchen Geiſt nun ſiebenfach geläutert,
Verklungen nun der Mißton ihres Seyns.
Die Harfen tönen ſchon an unſrer Seite
Zum neuen himmelhallenden Geſang:
Gott in der Höh' ſey Ehre, Fried' auf Erden,
Und allen Menſchen Heil!
Wie nun, o Herr, ſoll unſer himmliſch Denken
Erſinnen neuer Hölle Marterbau?

Soll unſers Willens heilige Natur
Verwandeln ſich zum lügenhaften Geiſt,
In ſich aufnehmen weſenhafte ſein Nichts,
Sich ſelbſt zerſtören, andre zu zerſtören?
Soll Finſterniß und Qual aus flücht'ger Zeit
Erſcheinung gehn zur Ewigkeit hervor?
O deute uns Dein dunkles Erdenwort,
Laß endlich es zum Himmelsworte werden!
Die Freude iſt der finſtren Seele Licht —
O ſprich ſie aus in Deiner Gnadenfülle,
Und dieſe dunklen Bilder werden hell,
In dieſe Todten dringet innres Leben,
Die Hölle flammt zum letzten Mal empor,
Die wahre Reue dringt aus ihr hervor,
Wir faſſen ſie mit brüderlichen Armen
Und heilen ſie durch zärtliches Erbarmen!

Ein andrer Engel.

Du weißt es, Herr, es trägt uns unſer Sinn
Nicht hin zu flücht'ger Luſt und eitlem Glanz.
Im Reiche der Gedanken ſchweben wir,

Und ſchauen freudig ew'ger Weisheit Licht,
Im Lande guter Thaten wandeln wir,
Und üben nur des Wohlthuns reine Luſt.
So hat es uns des Vaters Rath vergönnt,
Als er den hohen Geiſterbund erſchuf,
Der Rath, der hell auf Deiner Stirne glänzt,
Den Deiner Thaten Segensfülle preiſt.
Nicht freut die Liebe ſich des eignen Seyns,
Drum rief ſein Allmachtswort hervor das Leben;
Nicht ſchuf er uns, in Selbſtgenügſamkeit
Im eignen Licht uns eitel zu beſpiegeln;
Der Liebe heil'ge Regung gab er uns,
Und in der Liebe ſeine Seligkeit.
Zum Reichthum gab er Noth, zur Stärke Schwachheit,
Daß Armuth Reichthum, Schwachheit Stärke werde,
Und Seyn und Werden tauſchend ſich beglücke.
Daß wir dem ſchwachen Geiſt die Flügel liehn,
Dem irren Herzen unſrer Stimme Laut,
Iſt unſrer Kräfte ſeliger Beſitz.
So iſt Dein Sinn, ſo war Dein irdiſch Thun,
Und Legionen Engel wareſt Du.

So sprachst Du's aus, weil Du die Wahrheit bist,
Die ewige, die Welterschaffende;
Mehr Freude wird bei Gottes Engeln seyn,
Um einen Sünder welcher Buße thut,
Als über neun und neunzig der Gerechten,
Die solcher Buße nicht für sich bedürfen.
Das wahre Himmelswort, es kennt nicht Zeit,
Nicht an des Lebens Schranken ist's gebunden,
Nicht eine Zahl der Sünder nimmt es sich,
Nicht einem Maaß der Sünden neigt sich's zu, —
Das Wort ist ewig wahr, so wie wir selbst.
Im Mutterherzen klingt's an Kindeswiege;
Nicht rechnet sie die künft'gen Fehler zu!
Noch schweigt die Lippe, die sie einst betrübt,
Noch ruht der Arm, der einst ihr widerstrebt,
Noch schläft der Sinn, der Haß um Lieb' einst giebt,
Und freudig bringt Vergebung sie entgegen.
O raube uns die Engelfreuden nicht,
Ein heilig Erbe Deiner Lichtnatur!
Nicht wirf den ew'gen Gram auf unsre Seelen,
Die wir die ew'ge Hoffnung nur gekannt!

Laſſ' uns mit Dieſen unſern Himmel theilen,
Und liebend ſie vom Schmerz der Sünde heilen.

Der Herr

hebt die Hände betend auf.

Es iſt vollbracht, auf ewig iſt's vollbracht!
Nun einet ſich der Himmel mit der Erde,
Für immer ſinkt das Böſ' in ſeine Nacht,
Und durch die Schöpfung ruft ein neues Werde!
Vergangen iſt des Geiſtes Prüfungszeit,
Des Irrthums und der Sünde wildes Regen,
In Aller Herzen ausgeſöhnt der Streit,
Und eingekehrt der heil'gen Liebe Segen!
So ſchauet denn den Vater an im Licht
Woraus er eure Seelen ſich geboren!
Sein Wollen kennt des Herzens Schwanken nicht,
Sein Walten geht durch keinen Kampf verloren!
Es dringt ſein Rath nur herrlicher hervor,
Wo ſeinen Kindern er in Nacht verſchwunden,
Und was ſich ſelbſt in Wahn und Luſt verlor,
W... ſicher doch von ſeinem Blick gefunden!

Er führt den Blitz mit gleicher Segenshand,
Wie er den Thau ſich läßt auf Blumen ſenken,
Und wo der Menſch nur Graus und Abſcheu fand,
Schafft neues Leben ſein erhabnes Denken!

(Zu den Engeln.)

So öffnet denn, ihr meine Himmelsboten,
Den Kindern ihres Vaters ew'ges Haus!

(Zu den Auserwählten.)

Geht ein und herrſcht, weil dienen ihr gelernt,
Wie ich auf Erden einſt gedient für euch,
Und euer Lohn ſey, dieſe treu zu pflegen
Bis ihr ſie habt erhoben zu euch ſelbſt,
Und gleicher Wonne euch in ihnen freut!

(Zu den andern.)

Geht, folget ihnen nach! Was ihr gefehlt,
Was ihr verbrochen, ewig iſt's getilgt!
Das ſey euch Strafe, daß ihr Kindern gleich
An ihnen hanget, und von ihnen lernt,
Bis auch in euch erſtarkt der neue Geiſt!

Dir, Vater, geb' ich nun das Reich zurück,
Das ich gegründet einſt in Deinem Namen!
Geworden iſt mir heut' die Herrlichkeit,
Zu der Du mich von Ewigkeit gezeugt;
Zahlloſe Kinder führ' ich ein zu Dir,
Um ewig eins mit Dir, wie ich, zu ſeyn!
In ihnen allen leb' und herrſch' ich fort,
Denn alle ſind auf ewig Dir verſöhnt.